Hoffmanns Werke.

Erster Band.



Nach der eigenen Zeichnung Hoffmanns.

Hoffmann

Hoffmanns Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Viktor Schweizer.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

(1896)

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe von Hoffmanns Werken ist nach den bekannten Grundsätzen der Meyerschen Klassiker-Bibliothek hergestellt worden und enthält, wie die früher im gleichen Verlag erschienene von Heinrich Kurz, eine Auswahl der besten Leistungen des Romantikers; sie ist um einen dritten Band vermehrt worden, wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, auch Hoffmanns bedeutendsten abgeschlossenen Roman, die „Elixire des Teufels", der Sammlung einzuverleiben. Ferner unterscheidet sich die neue Ausgabe durch Aufnahme des Märchens vom „Nußknacker und Mausekönig", das dem Dichter nächst dem „Goldnen Topf" wohl am besten gelungen ist, von der bisherigen, während dafür einige kleinere, weniger bedeutende Erzählungen ausgeschieden wurden.

Meinen aufrichtigsten Dank drängt es mich vor allem meinem verehrten Freund und Kollegen, Herrn Dr. Hans Zimmer, auszusprechen, der den größten Teil der Anmerkungen unter dem Text zu den beiden ersten Bänden mit bekannter Sorgfalt hergestellt und mich auch bei der übrigen Arbeit stets in der aufopferndsten Weise unterstützt hat.

Für mannigfache Förderung und Anregung bei meiner Arbeit bin ich ferner Herrn Professor Dr. Ernst Elster und Herrn Dr. Georg Ellinger Dank schuldig, von denen mir letzterer noch kurz vor Abschluß der Arbeit in der liebenswürdigsten Weise einiges neue Material zur Verfügung gestellt hat. Als ausgiebigste Quelle diente mir selbstverständlich seine gründliche Arbeit über Hoffmanns Leben und Werke, die leider

erst in meine Hände gelangte, als ich schon einen Teil meiner Arbeit, so den ganzen dritten Band, abgeschlossen hatte.

Durch wertvolle Mitteilungen verpflichteten mich Herr Ottmar Dittrich, der mich in zuvorkommendster Weise durch sprachliche und lexikalische Nachweise unterstützte, und Herr Dr. Hugo Riemann, dessen gründliches musikhistorisches Wissen ich mehrfach zu Rate ziehen durfte.

Der beigegebene Kupferstich von Hoffmanns Bildnis, hergestellt von Herrn Johannes Lindner in München, gibt das charakteristische Selbstporträt des Dichters wieder, welches zuerst durch das Buch „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (Bd. I, Berl. 1823) bekannt wurde. Die Vorlage des Faksimiles seiner Handschrift wurde dem Bibliographischen Institut vor wenigen Jahren von Wilhelm Künzel, dem verdienstvollen Nestor unter den deutschen Autographensammlern, zur Verfügung gestellt.

Leipzig, im Oktober 1896.

Dr. Viktor Schweizer.

Ew Wohlgebohren haben heute früh, als ich noch im Bette lag zu mir geschickt, wahrscheinlich um sich nach dem Manuscript der Nachtstücke erkundigen zu lassen und ich muß recht sehr bitten es gütigst zu entschuldigen, daß ich nicht schon längst selbst mit Ew Wohlgebohren darüber gesprochen habe. Viele Dienstgeschäfte vorzüglich aber, daß ich außer der Oper Undine noch eine andere Composition für das Theater schnell vollenden mußte haben die Bearbeitung der Nachtstücke verzögert, jezt aber arbeite ich schon seit mehreren Tagen unausgesezt daran, so daß ich den Sandmann jezt in vier starken Bogen, die beiden übrigen Erzählungen die schon längst entworfen sind und nur der Feile bedürfen, bis zum Ende dieses Monaths bestimmt abliefern werde. Sehr lieb würde es mir seyn, wenn die Correctur in Leipzig meinem Freunde dem Doctor Adolph Wagner übertragen werden würde.

Hochachtungsvoll

Ew Wohlgebohren

ganz ergebenster
Hoffmann

Berlin
den 9 Febr: 1816

Hoffmanns Leben und Werke.[1]

Wenn Hoffmann als eine der eigenartigsten Persönlichkeiten in unsrer Litteraturgeschichte dasteht, ausgestattet mit Zügen, die wir bei keinem Dichter so wie bei ihm wieder antreffen, so erklärt sich dies einerseits durch seine ganz besondere Veranlagung, anderseits durch die mächtigen Einwirkungen, die seine eignen Erlebnisse und die damaligen Verhältnisse auf ihn ausgeübt haben.

Es ist ein Kennzeichen der neueren Litteraturforschung, daß sie bei hervorragenden Menschen nicht allein den litterarischen Beziehungen zu ihren Vorgängern und ihrer Heranbildung durch erzieherische Thätigkeit nachgeht, sondern auch der Gesamtheit jener mannigfachen und nicht immer klar bestimmbaren Einflüsse Rechnung trägt, die wir mit dem in kurzer Zeit populär gewordenen Fremdwort „Milieu" zu bezeichnen pflegen. So hat man auch bei Hoffmann mit Recht ein Augenmerk auf die Rasse und Gegend gerichtet, der er entstammte, und auf diese Weise wertvolle Gesichtspunkte für seine Charakteristik gewonnen.

Seine Wiege stand in Ostpreußen, jener ins Slawenland vorgeschobenen Provinz deutscher Kultur, die sich schon durch so manchen

---

[1] Als Quellen für Hoffmanns Biographie kommen außer Georg Ellingers trefflichem Buch „E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke" (Hamburg und Leipzig 1894) noch zwei Arbeiten älteren Datums in Betracht: einmal die in etwas engherzigem und philisterhaftem Ton geschriebene Biographie Julius Eduard Hitzigs: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (Berlin 1823, I u. II). Das Werk enthält alles biographische Detail in so genauer und zusammenfassender Form, daß jeder spätere Biograph immer wieder darauf wird zurückgreifen müssen. Der gewissenhafte Verfasser selbst sagt über sein Werk, es habe „für ihn die Eigenschaft eines vor der Welt wie vor dem höchsten Richter abgelegten Zeugnisses, und er würde, wenn es darauf ankäme, bereit sein, jede Thatsache, die er als Augen- oder Ohrenzeuge erzählt, zu beeidigen". Wertvolle Ergänzungen besonders für die Bamberger Epoche bietet Z. Funk (Pseudonym für Hoffmanns Bamberger Freund und Verleger C. F. Kunz) in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mitteilungen", 1. Band: „Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmanns und Friedrich Gottlob Wetzels" (Leipzig 1836). Den tiefsten Einblick in Hoffmanns Wesen bietet, wie bei jedem wahren Dichter, das Studium seiner Werke, die fast auf jeder Seite von des Dichters eigenem Erleben und Fühlen Kunde geben.

Namen in unsrer Geistesgeschichte Glanz erworben hat. Immanuel Kant, Hamann, der Magus aus Norden, und der Schicksalstragöde Zacharias Werner entstammen derselben Stadt wie Hoffmann, und Männer wie Gottsched, Herder und Hippel, von den neueren, wie Sudermann, ganz zu schweigen, zählen zu seinen Landsleuten — alle ausgesprochene Charaktere, bei denen eine gewisse Stammesähnlichkeit nicht zu verkennen ist.

Ostpreußen mit seinem strengen Klima ist ein Land, das an seine Bewohner schwere Anforderungen stellt, wenn sie sich im Kampf ums Dasein oben halten wollen. So bildete sich ein hartes, ernsthaftes Geschlecht heran, das sich vor allem durch einen regen, kalt berechnenden Verstand auszeichnet. Kein Wunder, daß bei diesem Vorherrschen des Verstandes nur wenig Raum für heitere Lebenspoesie bleibt und die materiellen Bedürfnisse das ästhetische Interesse mehr als anderswo zurückdrängen. Scharfsinnige, konsequente Denker wie Kant konnten sich keine bessere Heimat wünschen. Doch beanspruchte auch die poetische Seite im Menschen ihre Rechte, und ging es nicht gutwillig, so zerriß die Phantasie ungestüm die einengenden Fesseln des Verstandes, um sich desto freier und regelloser auszuleben.

So kann man bei jenen originellen, aus Ostpreußen hervorgegangenen Individuen meist entweder ein einseitiges Vorwiegen des Verstandes beobachten, oder aber eine ungewöhnlich starke Richtung ins Phantastische und gefühlsmäßig Dunkle und Verworrene. Ja, nicht selten finden wir beide, einander scheinbar so entgegengesetzte Eigenschaften in einem und demselben Individuum nebeneinander vor, eine Erscheinung, für die sich übrigens außer Hoffmann und seinen Landsleuten noch eine Reihe anderer Beispiele aufzählen ließe. So findet sich in dem Wesen des berühmten Mathematikers Newton ein klarer und scharfer Verstand mit starker Neigung zu abstrusen mystischen Träumereien vereint.

Eine harmonische Bildung und gleichmäßige Entwickelung der verschiedenen Seelenkräfte wäre geeignet, auch bei derartig anormal angelegten Naturen das Gleichgewicht wiederherzustellen oder den Widerstreit in ihrem Innern wenigstens zu mildern. Bei unsrem Hoffmann aber schien die ganze Erziehung und die romantische Führung seines Lebens geradezu darauf angelegt, den angebornen und anererbten Zwiespalt seiner Natur zu steigern und zu verschärfen.

Ernst Theodor Wilhelm oder, wie er sich später nannte, Amadäus[1] Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg in Ostpreußen geboren. Sein Vater soll, wie Hitzig berichtet, ein Mann von vielem Geiste, aber von unordentlichen Neigungen gewesen sein. Er soll wie die meisten Familienglieder Neigung zur Musik gehabt haben, und nach einer brieflichen Äußerung Hoffmanns war auch „das Dichten eine Familiensünde väterlicherseits". Leider löste sich die Ehe der Eltern schon im dritten Lebensjahre des Knaben auf, und der 1797 als Kriminalrat und Justizkommissar am Oberlandesgericht zu Insterburg verstorbene Vater kümmerte sich nicht weiter um die Erziehung seines Kindes. Diese blieb daher der Mutter, einer gebornen Dörffer, oder vielmehr den Verwandten mütterlicherseits überlassen, bei denen der Knabe untergebracht wurde. Die immer kränkliche, vom Kummer niedergedrückte Mutter, die auf Hoffmann „eine vorzüglich lebendige, ja ganz excentrische Phantasie" vererbte, starb im Jahre 1796. Der Dichter sprach nur selten von ihr, dann aber immer in Ausdrücken der Wehmut und Verehrung.

Noch in späterem Alter hat er die Leiden seiner frühen Knabenzeit tief empfunden. Die Erzählung, die er im ersten Teil des „Kater Murr" seinem poetischen Ebenbild Johannes Kreisler über dessen Erziehung in den Mund legt, ist ohne Zweifel eine wahrheitsgetreue Wiedergabe eigener Reminiscenzen. „Es genügt", heißt es dort, „zu sagen, daß, wenn ich meine Knaben-, ja einen guten Teil meiner Jünglingsjahre im trostlosen Einerlei verlebte, dies wohl eben dem Umstande zuzuschreiben, daß ich elternlos war. Der schlechte Vater ist noch immer viel besser als jeder gute Erzieher, mein' ich, und mir schauert die Haut, wenn Eltern in lieblosem Unverstande ihre Kinder von sich lassen und verweisen in diese, jene Erziehungsanstalt, wo die Armen ohne Rück-

[1] Hitzig teilt in seiner Biographie mit, Hoffmann habe, um diesen Namenstausch zu motivieren, einem Bekannten gegenüber Folgendes geäußert: „Es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuskripte, und da ich einmal mit dem A. kursiere und die Münze gangbar ist, so mag ich es nicht ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahreszahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern." Mehr Glauben verdient wohl, besonders wenn man die Vorliebe jener Zeit für Dichterpseudonyme (Jean Paul, Novalis u. s. w.) in Rechnung zieht, eine Erklärung, die er seinem vertrauten Freund Funk während der Bamberger Zeit gab, daß er nämlich „aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister (Amadäus Mozart), dem er zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühte, sich auch dessen Vornamen beigelegt. Es sei weniger Eitelkeit, die ihn dazu vermocht, als vielmehr eine gewisse Pönitenz, die er sich habe auflegen wollen, seinem Ideale auf das ernstlichste nachzustreben, und in diesem Namen habe er eine ihn stets bindende und fesselnde Kraft zu erblicken geglaubt."

sicht auf ihre Individualität, die ja niemand anderem als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach bestimmter Norm zugeschnitten und appretiert werden."

Von wesentlicher Bedeutung für seine Erziehung war in erster Linie der im großmütterlichen Hause mitlebende Oheim Otto Dörffer, der „nach einer erfolglosen Laufbahn im praktischen Justizdienste seine Entlassung mit dem Titel eines Justizrates erhalten hatte und ohne alle Ahnung von Hoffmanns Geist nur bestrebt war, ihn in die Lebensordnung zu zwingen, in welcher er sich selbst wohl befand, nämlich in ein diätetisch geordnetes Vegetieren, wo Schlafen, Essen und Trinken, Wiederschlafen und Wiederessen mit etwas Musik und Lektüre zur Verdauung, nach Stunden und Minuten eingeteilt, regelmäßig miteinander wechselten".

Dieser alte Pedant war Hoffmanns „unzertrennlicher Stuben- und Schlafgefährte", und nur einmal in der Woche, da der Onkel mit Freunden zusammen war, konnte sich der lebhafte Knabe in einer natürlich um so tolleren Weise seinen Einfällen, den „Ausbrüchen seines Genies" hingeben. Kein Wunder auch, daß seine scharfe Beobachtungsgabe und Spottlust in dem Oheim ein erwünschtes Objekt fand, und er ihn, wie er im „Kater Murr" erzählt, zur Zielscheibe der seltsamsten Foppereien machte. Nur selten geschah es dann, daß „der beinahe bis zum Stumpfsinn gleichgültige, ruhige Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm", indem er dem Delinquenten eine Ohrfeige erteilte. Hoffmann verdankt ihm nicht nur die Anfangsgründe im Unterricht, sondern vor allem die erste Bekanntschaft mit der Musik und jenen Sinn für Ordnung und Schicklichkeit, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat.

Mehr Verständnis für das Wesen des Knaben und seine ungewöhnlichen Gaben hatte eine ebenfalls im Hause mitlebende Schwester der Mutter, die im „Kater Murr" verewigte Tante Sophie oder, wie sie in seltsamer Verkürzung gerufen wurde, „Tante Füßchen", deren altmodisches Lautenspiel einen tiefen Eindruck in dem empfänglichen Gemüt des Knaben hinterließ.

Eine tiefe Verehrung brachte Hoffmann endlich einem hochbejahrten Großonkel mütterlicherseits entgegen, dem 1795 verstorbenen Justizrat Vöthöry. Von seinem Amte zurückgetreten, verwaltete er nur noch einige Justitiariate auf den Gütern alter Freunde und nahm dann und wann den herangewachsenen „Vetter" als Gehilfen mit. Auf einer dieser Reisen gewann Hoffmann Stoff und Anregung zu

seiner späteren Erzählung „Das Majorat", wo er eine aus dankbarem Herzen geflossene lebenswahre Schilderung seines alten Mentors gibt.

Sechs Jahre alt kam der Knabe aus der klösterlichen Absonderung der Familie heraus und wurde der reformierten Schule seiner Vaterstadt übergeben. Unter seinen Lehrern ist er dem Rektor des Instituts, dem allerseits hochgeachteten Prediger Dr. Wannowski, den meisten Dank schuldig. In den Schulfächern that er sich nie besonders hervor; nur in den letzten Jahren, wohl unter dem Einfluß des bevorstehenden Maturitätsexamens, legte er etwas lebhafteren Eifer an den Tag.

Dagegen erregte er schon sehr zeitig durch seine Begabung für Musik und bildende Kunst Aufsehen. Als Lehrer in diesen beiden Fächern hatte er den Organisten Podbielsky und den Maler Sämann. Seine ersten Versuche im Komponieren und Zeichnen fielen durch eigenartige, bizarre Einfälle auf und brachten ihm den Ruf eines Wunderkindes. Winckelmanns Schriften las er eifrig und kopierte die Abbildungen der Herkulanensischen Altertümer, soweit sie ihm auf der Bibliothek seiner Vaterstadt zugänglich waren. Ein jetzt schon deutlich zu erkennender Zug seines Wesens ist eine scharfe Beobachtungsgabe, die sich besonders auf die charakteristischen und irgendwie auffälligen Seiten seiner Mitmenschen erstreckte. An die Satire im Wort, mit der er seinen Onkel und seine Mitschüler reichlich bedachte, reihte sich naturgemäß die Satire im Bild, und trotz aller Bewunderung edler Werke der bildenden Kunst gewann schon in dem Schüler der Hang zum Karikaturzeichnen die Oberhand.

Bei allen diesen Versuchen stand ihm als treuer Freund und Berater der gleichalterige Theodor von Hippel zur Seite, der Neffe des bekannten Dichterhumoristen und Verfassers der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie". Sein späteres Verdienst lag in stiller, aufopfernder Thätigkeit fürs Vaterland, die nur selten an die Öffentlichkeit treten sollte. Unvergänglichen Ruhm aber hat er sich erworben als Verfasser des berühmten Aufrufs „An mein Volk" vom 17. März 1813, der, aus echter Begeisterung des Herzens hervorgequollen, eine hinreißende Wirkung auf seine Landsleute ausgeübt hat. Seit seinem elften Jahre datiert die Freundschaft Hoffmanns mit Hippel, und sie hat ungetrübt bis an des ersteren Tod fortgedauert.

Es wurde den beiden Knaben trotz der Abgeschlossenheit des Dörfferschen Hauses ein häufigeres Zusammensein verstattet, damit der vorgeschrittenere Hippel als „Repetent und Mentor" mit dem Freunde an-

tike Klassiker studiere. Doch bald verschwanden Cicero und Xenophon vom Arbeitstisch, und „statt ihrer füllten Musik, Versuche im Zeichnen und Kritik derselben, Lektüre, Verkleidungen und Knabenspiele die zum Unterricht bestimmte ganze Zeit“. Die Lektüre der damals beliebten Ritterromane teilte ihrem Spiel, in dem sie mittelalterliche Rittergefechte und Turniere nachahmten, einen phantastischen Charakter mit, und das Interesse, mit dem sie Bücher wie Wieglebs natürliche Magie, noch in der Bamberger Zeit ein Lieblingsbuch unsers Dichters, verschlangen, gibt uns eine interessante Perspektive auf die spätere Entwickelung von Hoffmanns Schriftstellerei. Nicht minder bedeutsam für sein späteres Schaffen war die ebenfalls von den Freunden gemeinsam betriebene Lektüre von Rousseaus „Confessions“, deren Einflüsse man in mehr als einem Werke Hoffmanns, so besonders in den „Elixiren des Teufels“, deutlich wiedererkennt.

Noch ein weiterer Zug in seinem Wesen, der ihn sein ganzes Leben hindurch kennzeichnet, trat in dem Verkehr der beiden Gymnasiasten zu Tage, es ist Hoffmanns Abneigung gegen alle Gesprächsstoffe religiösen und politischen Charakters, und doch nahm gerade in jenen Jahren die beginnende französische Revolution das gespannteste Interesse aller Gebildeten in Anspruch. Besonders gegen Zeitungsblätter hat Hoffmann einen starken Widerwillen niemals verleugnen können.

Außer Hippel hatte der junge Hoffmann fast gar keinen Verkehr. Er war schon seines scharfen Witzes wegen nicht besonders beliebt bei seinen gleichalterigen Kameraden. Nur mit zweien von ihnen führten ihn öfters gemeinsame künstlerische Interessen zusammen. Mit dem einen, einem gewissen Faber, übte er fleißig Violinduos, und mit dem talentvollen Matuszewski wetteiferte er in der Malkunst. Letzterer ist später ein geachteter Künstler geworden, und eine Stelle im „Artushof“ [1] zeigt, daß ihm Hoffmann noch lange Zeit ein freundliches Andenken bewahrte.

Dem romantischen Dramatiker Zacharias Werner, der mit seiner geisteskranken Mutter in demselben Hause wie die Dörffersche Familie wohnte, blieb der um acht Jahre jüngere Hoffmann ganz ferne; erst als sie im Jahre 1804 in Warschau wieder zusammentrafen, traten sie in nähere Beziehungen zu einander.

In die letzte Zeit vor seinem Universitätsstudium fällt auch des Dichters erste Liebe. Doch konnte er sich keiner großen Erfolge rühmen.

---

[1] Vgl. Bd. I, S. 295.

Nach dem Bericht Hippels, der auch in dieser schwierigen Lage sein treuer Mitwisser und Berater war, hat er mit seinem Ideal, einem blühenden jungen Mädchen, die seine Bemühungen teils nicht zu bemerken, teils ihrer zu spotten schien, niemals ein Wort gewechselt. Er mußte sich „darauf beschränken, ihr von ferne zu folgen, wenn sie die Schule verließ, ihr, ohne daß es auffallen durfte, zu begegnen und sie freundlich zu begrüßen, sich des Abends in die Nähe ihrer Wohnung zu schleichen und dort, im düstern Schatten des alten Rathauses, unter den im erleuchteten Zimmer sich bewegenden Gestalten die ihrige zu suchen und zu erkennen".

Großen Einfluß hatte aber diese romantische Primanerliebe auf den sich immer mächtiger in ihm regenden künstlerischen Drang. „Nun malte er keinen weiblichen Kopf mehr, der nicht ihr Bild, und sang kein Lied, das nicht an sie gerichtet gewesen wäre."

Auch in späteren Jahren trugen seine Beziehungen zum weiblichen Geschlecht meist ein ähnlich romantisches Gepräge, und es bildete sich unter dem Einfluß seiner eigenen Lebenserfahrungen in ihm jener Begriff einer idealen, fast immer einseitigen Künstlerliebe, die wir in seinen Erzählungen so häufig wiederfinden werden.

Charakteristisch für seine schon früh auftauchende Neigung zur Selbstironie ist eine Äußerung Hoffmanns, die uns Hippel bei dieser Gelegenheit mitteilt. „Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Äußere interessieren kann", soll er oft mit Heftigkeit gesagt haben, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre", — und er gefiel sich darin, dies Bild auszumalen — „damit ich ihr auffiele und sie mich wenigstens ansähe." Thatsache ist, daß Hoffmanns Äußeres, seine komische Zwerggestalt, sein an Karikatur gemahnendes Mienenspiel und seine kleinen stechenden Augen auf seine Umgebung von vornherein keinen sympathischen Eindruck machten; ja mancher, der ihn zum erstenmal sah, mochte sich dadurch abgestoßen fühlen, und es ist kein Wunder, wenn solche Erfahrungen auf Hoffmanns Wesen einen ungünstigen Rückschlag ausübten und seine Verbitterung ihn oft zu harten Worten und unfreundlichem Benehmen verleitete.

Hoffmann entstammte väterlicher- wie mütterlicherseits angesehenen Juristenfamilien, und so konnte kein Zweifel über die Berufswahl des angehenden Studenten herrschen. Er wurde am 27. März 1792 zu

Königsberg immatrikuliert und widmete sich vom ersten Semester ab dem juristischen Studium mit großem Fleiß — aber ohne innere Neigung. Er betrachtete sein Studium nur als Mittel zum Broterwerb und sein eifriger Kollegienbesuch galt darum auch nur den zum Examen notwendigen Fächern. Kants Vorlesungen, die zu besuchen damals auch für die Studierenden anderer Fakultäten Sitte war, hatten keine Anziehungskraft für ihn, und er gab unverhohlen zu, daß er sie nicht verstehe. Nur um eine komische Wirkung zu erzielen, führt er ihn später bisweilen in einer seiner Erzählungen ein: so hat er seinem „Kater Murr“ einen von Kants Lehrsätzen in den Mund gelegt. Auch mit keiner der übrigen Berühmtheiten des damaligen Königsberg ist er in nähere Beziehung getreten.

Alle seine freie Zeit war der Kunst gewidmet, der sein Herz zugehörte. In Musik und Malerei machte er rasche Fortschritte, so daß er bald selbst in beiden Fächern Unterricht erteilen konnte. Dem studentischen Treiben sah er von ferne zu und verkehrte eigentlich nur mit seinem alten Freund Hippel, der ebenfalls Jura studierte, im übrigen aber eine viel freiere Richtung eingeschlagen hatte. Das alte Interesse der Freunde für Litteratur und Kunst war auch fernerhin das Bindemittel, und sie hatten z. B. in den Wintermonaten wöchentlich einen Abend festgesetzt, an dem nach strenger Verabredung nur in gereimten Versen gesprochen werden durfte.

Von tief einschneidender Bedeutung für sein Seelenleben gegen das Ende seiner Studienzeit war die Liebe zu einem „reizenden Wesen voll Sinn und Gefühl für die Kunst“, das in den Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Fühlens trat. Aber leider gehörte die Geliebte, eine junge Frau Hatt, deren Herz sich ihm beim Klavierunterricht erschlossen hatte, einem andern an, und trotz aller Gegenliebe wußten sich beide durch eine unübersteigliche Kluft auf immer voneinander getrennt. So lag „im täglichen Wiedersehen das tägliche Scheiden, und in die Fülle des Genusses mischte sich die Gewißheit des sicheren Verlustes“.

Ein treues Abbild dieser aufregenden Herzenserlebnisse wie seiner ganzen inneren Entwickelung in jenen Jahren entrollen uns die zahlreichen Briefe an Theodor von Hippel, der schon vor Hoffmann sein Studium abgeschlossen und Königsberg verlassen hatte, während dieser auch nach Absolvierung des ersten Examens am 22. Juli 1795 beinahe noch ein volles Jahr in der Heimat zurückblieb. Die innige Seelenfreundschaft war es, die ihn in jener Zeit der Einsamkeit und

unglücklichen Liebe noch aufrecht erhielt. Seine Briefe bringen fast auf jeder Seite Beweise seiner aufrichtigen Liebe und Verehrung des Freundes. „Du bist mir viel —", schreibt er Ende Februar 1795, „mehr als alles Übrige in der Welt. Wärmer noch schlägt mein Herz für Deine Freundschaft, als für jene so unglückliche Liebe; denn unglücklich ist sie auch auf alle Fälle. Ich las Deine warmen Versicherungen Deiner Freundschaft — in innige Wehmut zerfloß mein Herz, und ich versank, den Brief in der Hand, in eine stille, schwärmerische Verzückung, — ich liebe Dich, — ich bete Dich an, — Du bist der Einzige, der die innern Regungen meines Herzens versteht, — dessen ganze Seele sich so sanft der meinigen anschmiegt..... Freund, welche Seligkeit liegt in dem Gedanken, mit Dir vereint, allen, gewiß infamen Verhältnissen auf ewig entsagen zu können, und Du glaubst einen Augenblick, sie könne mich zurückhalten, Dir zu folgen? O wie so unwürdig meiner innigen Freundschaft gegen Dich wäre dies!.... Schlaf wohl, lieber, einzig teurer Freund, — süße Träume, reizende Bilder einer frohen Zukunft mögen Dich umgaukeln, — geisterartig walle bei Dir vorüber der Genius Deiner Dir Lieben! — Fühlst Du ein sanftes Säuseln der Lüfte, ein leises Hin- und Herwehen, ein Flüstern gleich dem murmelnden Geräusch eines fernen Baches, so ist's mein Genius, der Dich umschwebt, denn alle Nächte bin ich bei Dir, — Dich und sie, öfters noch Dich allein, seh', hör' und fühl' ich in langen Träumen. Schlaf wohl!"

Schon in diesen Briefen, in denen man einen raschen stilistischen Fortschritt beobachten kann, lag wenigstens der Keim zu einer künstlerischen Gestaltung der Erlebnisse, die sein Inneres so mächtig bewegten. Als sein Hauptvorbild in der Virtuosität des Empfindens dürfen wir wohl jetzt schon Jean Paul bezeichnen, an dessen lyrischen Stil wir fortwährend erinnert werden, nur daß Hoffmann sich von vornherein von der Unklarheit und Verschwommenheit der Jean Paulschen Ausdrucksweise fernhielt.

Als Werke, die er mit besonderem Genuß las, nennt er in erster Linie Schillers „Don Karlos", dessen Verherrlichung der Freundschaft natürlich in seiner eigenen Brust den lebhaftesten Wiederhall fand. Ein weiteres Lieblingsbuch war ein damals vielgelesener Roman von Marquis Groſse: „Der Genius. Aus den Papieren des Marquis C. v. G." (1791—94). Auch in ihm spielen die Gefühle der Freundschaft eine wichtige Rolle: „Mit einer Art von Geisteserhebung", schreibt Hoffmann über den Roman an Hippel, „lese ich die schwärme-

rischen Schilderungen der Glückseligkeit, den Umgang eines innig vertrauten Freundes genießen zu können."

Daneben war es aber ein echter und gerechter Spukroman, der in der grellsten Weise die Motive des Wunderbaren und Grausigen zusammenhäufte. Daß namentlich auch in dieser Hinsicht Hoffmanns Phantasie befruchtet wurde, ist leicht abzusehen, und ohne Zweifel waren seine beiden ersten, nicht mehr erhaltenen schriftstellerischen Versuche, von denen er im Jahre 1795 dem Freunde Mitteilung macht, ganz in Grosses Manier gehalten. Der erste ist ein dreibändiger Roman: „Cornaro. Memoiren des Grafen Julius von S., geschrieben in den Frühlingsmonden des Jahres 1795", schon im Titel an Grosses „Genius" erinnernd. Er hoffte durch sein Erstlingswerk nicht nur einen bedeutenden Schriftstellernamen, sondern auch hohes Honorar zu erwerben. Aber er fand keinen Verleger und bekam sein Manuskript beschmutzt wieder zurück.

Trotz allen Ärgers machte er sich alsbald an einen neuen Roman: „Der Geheimnisvolle", von dem ein kurzes Stück, das er am 15. März 1796 an Hippel sandte, noch vorhanden ist. Es enthält einen schwungvollen Hymnus auf die Freundschaft, und die Vermutung liegt nahe, daß dem Dichter seine eigenen Gefühle und Erlebnisse zur Grundlage dienten. Seine Natur drängte ihn zu dieser künstlerischen Auslösung seines Erlebens, und das ist der Prüfstein, an dem wir stets den echten, berufenen Künstler erkennen. Der hohe Wert der Kunst für sein Leben ging ihm in jener Zeit auf, und wir dürfen es gewiß ernst nehmen, wenn er an Hippel schreibt: „Wenn Du mißvergnügt bist, so fang' nur an, einen Roman zu schreiben, das ist gute Medizin."

So ward Hoffmann zum Dichter, und so wurde er auch zum Musiker. „Ich müßte verzweifeln ohne mein Pianoforte", schreibt er in demselben Sinne, „dies schafft mir, mitten in dem Sturm von tausend Gefühlen, noch Trost."

Abgesehen von einigen kleineren Versuchen im selbständigen Komponieren war es ein großer Meister, der ihn damals schon mächtig anzog, und den er das ganze Leben hindurch wie keinen andern verehrt hat, Amadäus Mozart. Wir vernehmen schon Klänge jener hohen Begeisterung, mit der er später in der Kunstnovelle „Don Juan" Mozarts Meisterwerk interpretiert, wenn er seinem Freunde immer und immer wieder von der Herrlichkeit jenes Werkes berichtet. So schreibt er am 4. März 1795: „Den ‚Don Juan' habe ich jetzt auch eigentümlich. Er

macht mir manche selige Stunden, ich fange an, jetzt mehr und mehr Mozarts wahrhaft großen Geist in der Komposition zu durchschauen; Du sollst gar nicht glauben, wie viel neue Schönheiten sich dem Ohr des Spielers entwickeln, wenn er auch nicht die geringste Kleinigkeit vorüberschlüpfen läßt und mit einer Art von tiefem Studium zu jedem einzelnen Takt den gehörigen Ausdruck sucht. Das Anschwellen von sanfter Melodie bis zum Rauschenden, bis zum Erschütternden des Donners, die sanften Klagetöne, der Ausbruch der wütendsten Verzweiflung, — das Majestätische, das Edle des Helden, die Angst des Verbrechers, — das Abwechseln der Leidenschaften in seiner Seele, alles dieses findest Du in dieser einzigen Musik, — sie ist allumfassend und zeigt Dir den Geist des Komponisten in allen möglichen Modifikationen. Noch sechs Wochen wollte ich den ‚Don Juan' studieren und Dir ihn dann auf einem englischen Fortepiano vorspielen, — wahrhaftig Freund, Du säßest still und ruhig von vorne an bis zum Ende und würdest ihn noch viele Zeit in Deinem, noch dazu unmusikalischen Gehirn behalten. Denn da würdest Du noch mehr die Schönheit fühlen wie in der Komödie; man ist da viel zu zerstreut, um alles gehörig zu bemerken."

Daß der trockene Beruf des Juristen wenig mit seiner idealen Kunstbegeisterung harmoniere, kam ihm schon im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit zu Königsberg zum schmerzhaften Bewußtsein. „Wenn ich von mir selbst abhinge, würde ich Komponist und hätte die Hoffnung, in meinem Fache groß zu werden, da ich in dem jetzigen gewählten ewig ein Stümper bleiben werde", so schreibt er am 25. November 1795, und wir können von da ab beobachten, wie der Zwiespalt in seinem Innern immer größer und die Klagen über sein verfehltes Leben immer lauter werden.

Solche Erfahrungen waren geeignet, in ihm jenen eigenartigen, bizarren und nicht selten herben Humor auszubilden, der sich später in all seinen schriftstellerischen Arbeiten kundgibt. Einen interessanten Beleg, wie er mit diesem Humor sich über manche Bitterkeit des Lebens hinwegtrösten lernte, bietet der Brief vom 31. März 1796. „Eine gewisse sonderbare Laune", schreibt er an Hippel, „die auch jetzt überall hervorschimmert, hat mich nicht unterliegen lassen, und Du warst es, der Du (nach meinem Gefühl richtig) diese Laune Humor und meine etwas bizarren Briefe humoristisch nanntest." Nur wenn wir so die einzelnen Seiten von Hoffmanns Wesen bis in den ersten Keim ihres

Entstehens zurückverfolgen, können wir seinen späteren, so ungemein komplizierten Charakter begreifen.

Am 15. Juni 1796 siedelte Hoffmann nach Groß-Glogau über, um bei der dortigen Regierung, wo ein zweiter Oheim mütterlicherseits als Oberamts-Regierungsrat angestellt war, seine juristischen Lehrjahre fortzusetzen. Der Abschied von Königsberg wurde ihm nicht schwer, da nach dem Tode seiner Mutter das Verhältnis zu dem dortigen Oheim immer unhaltbarer geworden war. Besonders wohl fühlte er sich trotz der freundlichen Aufnahme bei seinen kunstliebenden Verwandten in dem „langweiligen Neste" auch nicht, zumal da ihn das ununterbrochene Andenken an die nur äußerlich zerrissenen Beziehungen zur Königsberger Geliebten quälend verfolgte. Und als er im Frühling des Jahres 1797 einen kurzen Besuch in der Vaterstadt machte, brachen die alten Wunden von neuem auf, und die Liebe zur Frau Hatt ergriff ihn wieder so mächtig, daß er daran dachte, mit Beseitigung aller Hindernisse eine Vereinigung durchzusetzen. Doch hätten nach dem Urteil seines bewährtesten Freundes beide Teile wohl schwerlich das gehoffte Glück gefunden, und es war eine günstige Fügung des Schicksals, daß sich bald darauf, noch in Glogau, die Fäden zu einer neuen Verbindung anknüpften, die zu Hoffmanns späterer Verheiratung führen sollten: es war die leidenschaftslosere, aber um so dauerndere Liebe zu Maria Thekla Michaeline Rorer, mit der er sich allerdings erst im Frühling 1802 trauen ließ.

Hoffmann war in dem einsamen Orte sehr fleißig gewesen, und so konnte er im Juni 1798 das zweite Examen glücklich absolvieren. Er rückte vom Auskultator zum Referendar vor, und da sein Oheim als Geheimer Obertribunalsrat nach Berlin übersiedelte, ließ auch er sich an das dortige Kammergericht versetzen. Vorher machte er noch eine kurze Erholungsreise, die ihn durch einen Teil des schlesischen Gebirges, über Liebwerda und Friedland in Böhmen, nach Dresden führte. „Wie viel Neues habe ich gesehen!" schreibt er begeistert an Hippel, „in Schönheiten der Natur und Kunst habe ich geschwelgt zwei Wochen lang .... nur noch das einzige sage ich Dir, daß mich die Nacht von Correggio in den Himmel gehoben, — daß mich die Magdalena von Battoni entzückt hat, und daß ich mit tiefer Ehrfurcht vor der Madonna von Raffael gestanden habe." Auf dieser Reise, wahrscheinlich in Liebwerda, passierte ihm auch das Erlebnis, das er im „Spielerglück" ver-

wertet und in den Phantasiestücken, wohl im Anschluß an sein Reisejournal aus jener Zeit, erzählt hat.[1]

Die Malerei war es, die ihn auch während des Glogauer Aufenthaltes am meisten angezogen hatte; ja er wollte sich in allem Ernste ganz ausschließlich zum Maler ausbilden und darum sogar seiner geliebten Musik entsagen. Die lebhafteste Anregung verdankte er einem begabten jungen Maler Namens Molinari, der eine Zeitlang in dem einsamen Orte weilte. Eine gewisse Wesensverwandtschaft („beide Kinder des Unglücks", sagt Hoffmann, „beide verdorben vom Schicksal und sich selbst") begünstigte ihren näheren Verkehr.

Von litterarischen Arbeiten hören wir nur eine dunkle Kunde, wenn er am 22. Oktober 1796 an Hitzig schreibt: „Ich werd' mich einmal anstrengen, Dir ein Buch zu übersenden, woran ich schreibe, was jovialer ist und witziger als ich selbst." Wir wissen weder Titel noch Inhalt des Buches. In seinen Briefen von Glogau kehrt das Wort „Jovialität" immer wieder, und es ist wohl möglich, daß er sich nach diesem Rezept auch in dem Buche mit seinen bittern Erlebnissen, mit jener „verzagenden Resignation auf Freude und Glück", die ihn so oft „unter den schrecklichsten Qualen nagender Hypochondrie niederwarf", abgefunden hat.

Glücklicher gestaltete sich sein Dasein in Berlin mit seinem regen geistigen Leben, wo er im Herbst 1798 eintraf. Theater und Konzerte, vor allem die italienische Oper boten ihm ungeahnte künstlerische Genüsse und regten ihn zu neuem hoffnungsfreudigem Streben an. Es fanden gerade die Kunstausstellungen auf der Akademie der Künste statt; ihr Besuch und die Erinnerung an die Dresdener Galerie mit ihren herrlichen italienischen Originalen ließen ihn erst recht fühlen, wie wenig er selbst bis jetzt geleistet. „Bei alledem", schreibt er an Hippel, „sah ich nur freilich bald, daß ich gar nichts kann. — Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger, das ist mein Entschluß. Im Porträtmalen allein glaube ich starke Fortschritte gemacht zu haben; ich schicke Dir gewiß nächstens etwas zur Probe."

Neben der Malerei nennt er wieder die Musik sein Lieblingsstudium, dem er niemals ganz entsagen könne. Seine Feder dagegen scheint während dieses ersten Berliner Aufenthalts vollständig geruht

[1] Vgl. Bd. II, S. 347 ff.

zu haben. Nur in seinen Briefen können wir, wie auch in der Glogauer Periode, weitere Fortschritte im Stil beobachten. Ein merkwürdiges Beispiel, wie schon frühzeitig seine poetische Phantasie vom musikalischen Empfinden befruchtet wurde, findet sich in einem Brief, den er in der Sylvesternacht 1798 niederschrieb. „Auf die zwölfte Stunde der Neujahrsnacht", heißt es dort, „habe ich immer viel gehalten, — immer weckte mich da die sanfte Musik von Klarinetten und Hörnern auf dem Schloßturme; — ich glaubte, kindisch phantasierend, — silberne Engel trügen jetzt das neue Jahr, einem Sterne gleich, am blauen Himmel vorbei; — aber ich hatte nicht den Mut, aufzustehen und zu sehen, — ihren Flug hörte ich in jener für mich damals himmlischen Musik. — Du glaubst nicht, wie unbeschreiblich weich mich solche Erinnerungen machen. — Ohne jenes Alter der Unbehilflichkeit, der Irrtümer zurückzuwünschen, liebt man desselben fromme Träume."

Auch in seinem juristischen Fach war Hoffmann während der zwei Jahre in Berlin sehr fleißig gewesen, so daß er die Feuerprobe des letzten „rigorosen" Examens glänzend bestand. Die Prüfungskommission sprach sich über ihn in dem Bericht vom 27. März 1800 dahin aus, „daß er vorzüglich wohl verdiene, als Rat in einem Landesjustizkollegio (die obersten Richterkollegien in den Provinzen) angestellt zu werden". Vor seiner Beförderung zum Rat hatte er verfassungsgemäß noch einige Jahre als Assessor abzudienen, und als solcher traf er, von Hippel geleitet, mit dem er endlich wieder einmal zwei glückliche Monate verlebt hatte, im Frühjahr 1800 an seinem neuen Bestimmungsorte, Posen, ein.

Der neue Aufenthalt sollte für Hoffmann in mehr als einer Beziehung verderblich werden. Es war eine große Ehre, in Posen angestellt zu werden, da man dort nur die vorzüglichsten Kräfte zu verwenden pflegte, aber diese Anstellung war auch, wie Hitzig mit Recht sagt, „für jeden jungen Mann von nicht ganz festen Grundsätzen eine ungeheure Klippe. Man arbeitete dort viel, verdiente aber auch viel, ... und weil man wenig Zeit hatte, dem Vergnügen zu widmen, und gar keine Gelegenheit zu feineren Genüssen, so suchte man so rasch als möglich zu leben, und verlernte es, an den Freuden, die man sich für das Erworbene zu schaffen im stande war, zu mäkeln. Dazu kam die Landesart, das Trinkenmüssen, überall wo man den Fuß hinsetzte, und zwar das Trinken des stärksten Weines, des Ungars, den kein Pole

entbehren kann, und den die in seinem Lande lebenden Deutschen sich nur zu leicht angewöhnten, und zugleich die Anmut der polnischen Frauen u. s. w."

Für Hoffmann hatte die Ausgelassenheit des dortigen Lebens den Reiz der Neuheit und wirkte darum auf seine exzentrische Natur um so verführerischer. Er wurde, kurz gesagt, aus Grundsatz liederlich. Doch halten wir uns an seine eigenen Worte, mit denen er seinem Freunde, nachdem er alles überstanden, von dieser schlimmen Periode seines Lebens berichtet. „Wein, der eben gärt", schreibt er im Januar 1803, „hat niemals einen guten Geschmack, und ich war damals wirklich im Gären. Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen &c., die sich geradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern, — ich wollte mich betäuben und wurde das, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. — Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall. — Ich lebte in einer überaus lustigen Verbrüderung, wenn ich so sagen darf, — die letzten leuchtenden Blitze, welche wir schleuderten, waren aber solche Geniestreiche, die empfindlichen Leuten, die wir nur für zu unschädlich hielten, Haare und Bart versengten. — Sie nahmen es übel und borgten sich von dem Olymp in Berlin her solche Gegenblitze, die mich endlich hierher an einen Ort schleuderten, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin."

Der Brief ist von Plozk aus datiert, und in den letzten Zeilen spielt Hoffmann auf das Ereignis an, das dem tollen Treiben in Posen mit einem Schlag ein jähes Ende bereitete. Sein bedeutendes Talent zum Karikaturenzeichnen hatte ihn nämlich verleitet, eine große Anzahl „in Farben sauber ausgeführter Blätter zu entwerfen, welche die handgreiflichsten und beißendsten Anspielungen auf in Posen allgemein bekannte Verhältnisse enthielten, und deren überaus witzige Unterschriften so wenig als das Treffende in der Zeichnung einen Zweifel über die dargestellten Personen ließen". Die Blätter wurden mit großem Effekt bei einem Maskenballe verteilt, und einer der Hauptbetroffenen, General v. Zastrow, wurde darüber so erbost, daß er noch in derselben Nacht durch eine Estafette nach Berlin Bericht erstattet haben soll. Hoffmann war eben zum Regierungsrat in Posen designiert, und das in Berlin zur Unterschrift bereitliegende Patent wurde nun dahin geändert, daß er in derselben Eigenschaft nach dem einsamen Plozk versetzt wurde.

Eine angenehme Unterbrechung seines Aufenthalts in Posen brachte eine Ferienreise Hoffmanns nach Königsberg im Spätherbst 1801, die ihn in Elbing und Danzig wieder einmal mit seinem guten Genius, Freund Hippel, zusammenführte. Danzig und seine herrliche Umgebung hinterließen einen so starken Eindruck in seinem Gemüt, daß wir noch in der anderthalb Jahrzehnte später entstandenen Erzählung „Der Artushof" deutliche Spuren wiederfinden.[1]

Außer den schon genannten zeichnerischen Leistungen hat die Plozker Zeit auch einige musikalische Erzeugnisse aufzuweisen. Eine seiner ersten wichtigeren Kompositionen fällt in diese Periode, es ist die von Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache", das er mit großem Beifall auf die Posener Bühne brachte.

Mehr Zeit zu ruhigem Schaffen fand er in Plozk, wohin er mit seiner ihm kurz vor der Abreise angetrauten Gattin im Frühjahr 1802 übersiedelte. Der Kontrast seines jetzigen, seinem Beruf, den Künsten und seiner Familie gewidmeten Lebens mit dem tollen Treiben in Posen bezeichnete eine entschiedene Wendung zum Bessern. „Jetzt lebe ich", schreibt er aus seinem einsamen Verbannungsort an Hippel, „wie ein Heiliger, der Buße thut, oder eigentlich wie jeder Christ sein Leben führen soll, in der Hoffnung des zukünftigen; denke Dir, Freund, was ich empfinden muß, wenn ich auf alles, was nur meinen Sinn für die Künste, für den Umgang mit geistreichen Personen, der den Geschmack bildet, anregen kann, geradehin ganz Verzicht zu leisten genötigt bin? — Ich müßte verzweifeln, oder vielmehr ich würde längst meinen Posten aufgegeben haben, wenn nicht ein sehr liebes, liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mich hier bis auf die Neige auskosten läßt, versüßte und meinen Geist stärkte, daß er die Zentnerlast der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann."

Eine jener Hoffnungen auf eine schönere Zukunft bestand in dem Plan einer Kunstreise durch Italien, die er mit Hippel besprochen und von der er dem Freunde fast in jedem Briefe aus dieser Zeit vorschwärmte. Sie ist nie zu stande gekommen, und der Dichter mußte sich begnügen, die Genüsse einer solchen Wanderung, die er so oft seine poetischen Helden antreten läßt, mit den Farben seiner Phan-

[1] Vgl. Bd. I, S. 269 ff.

tasie auszumalen, so gut es eben ging. Die Kenntnis des Italienischen, das er sich damals mit großem Eifer aneignete, konnte er so auch nur für seine musikalischen Studien und für eine auffallend große Zahl italienischer Citate in seinen späteren Werken verwerten.

Sein künstlerisches Produzieren während der Plozker Jahre nimmt eine größere Ausdehnung an als je zuvor. Er malt Porträte von Freunden und Bekannten, zeichnet Karikaturen auf seine Gegner, komponiert Messen und Vespern für die Klöster der Gegend, auch einige Sonaten und andere Stücke für Klavier. Seine Musikschriftstellerei setzt ein mit einem theoretischen Aufsatz über die Sonate, und als Dichter tritt er auf mit einer Reihe kleinerer, meist nicht mehr erhaltener Versuche. So begann er zwei Singspiele zu dichten, die den Titel „Der Renegat" und „Faustine" führen sollten. Für ein Preisausschreiben, das er zufällig in dem von Kotzebue herausgegebenen „Freimütigen" las, schrieb er ein leider verloren gegangenes Lustspiel: „Der Preis", worin er in origineller Weise eben an dieses Thema anknüpfte. Und wenn das seinen eigenen Worten zufolge „in aller Eile zusammengeschriebene" Stück auch nicht den ersten Preis erhielt, so wurde es doch als das zweitbeste erklärt, und der Verfasser hätte nie erwartet, daß ihm „die Herren entschiedene Anlage zum Lustspieldichter und eine vim comicam zugestehen würden".

Die Freude, sich zum erstenmal gedruckt zu sehen, ward ihm in derselben Zeitschrift am 9. September 1803 zu teil. Es ist das kurze, ironisch gehaltene „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt", in dem er bei der Einführung des antiken Chors in Schillers „Braut von Messina" das Übersehen eines kleinen, aber seiner Ansicht nach ausschlaggebenden Umstandes, von feinem musikalischen Verständnis und trefflicher Kenntnis der alten Musik geleitet, rügt. Seine Ausführungen, in denen Hans von Wolzogen[1] mit Recht schon Anklänge an Wagnersche Theorien erkennt, gipfeln in dem Satze: „Ohne Klanginstrumente, ohne notierte Deklamation wird alles nur ein unnützes Geplapper sein."

[1] Bayreuther Blätter, 16. Jahrg. 1893, S. 13. — Die in dem 16. und 17. Jahrgang dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätze Wolzogens unter dem Gesamttitel: „E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher", fördern eine Menge interessanten Materials über die tiefgehenden Beziehungen zwischen Hoffmann und Richard Wagner zu Tage, — leider in der nicht für jedermann genießbaren geschraubten Ausdrucksweise der Wagner-Philosophen.

In jener Zeit begann Hoffmann auch ein ausführliches Tagebuch zu schreiben, das er bis in die Berliner Zeit hinein, bis zum Jahr 1815 fortsetzte. Es enthält die interessantesten Dokumente über sein künstlerisches Schaffen und die gesamte Entwickelung seines Innern. Gleich im ersten von Hitzig mitgeteilten Fragment läßt er uns einen Blick thun in das Entstehen seiner musikalischen Ideen: „Mit meinen musikalischen Ideen", schreibt er am 2. Oktober 1803, „geht es mir so, wie Savonarolas, des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich dieser Tage las, Eingebungen. Erst schwirrt's mir wild im Kopfe herum; dann fange ich an zu fasten und zu beten, d. h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns. Bald steht die Idee klar da; ich fasse und schreibe sie auf, wie Savonarola seine Prophezeiungen."

Auf die eigentümlich musikalische Natur auch seiner poetischen Conceptionen, die nicht selten aus musikalischen Empfindungen herausgeboren wurden, deuten ebenfalls manche dieser Selbstbekenntnisse hin. So gesteht er selbst, daß sich ihm „die Gedanken verwirren, wenn es darauf ankommt, Gefühle in Worte zufassen". Überhaupt trat in dieser Zeit bei ihm das Poetische noch ganz hinter dem Musikalischen zurück, und wenn es ihm mehr und mehr zum sehnlichen Wunsch wird, sein ganzes Leben dem Künstlertum zu weihen, so dachte er neben der Musik höchstens noch an die bildenden Künste, nicht aber an die Poesie. „Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde?" fragt er sich, „ich muß die Frage dem Präsidenten** oder dem Goßkanzler vorlegen, die werden es wissen."

Endlich, im Frühjahr 1804 schlug die Stunde der Befreiung aus dem traurigen Verbannungsorte: auf Betreiben seiner Berliner Freunde, vor allem Hippels, der ihm durch die ausgedehnten Verbindungen seiner Familie mehr als einmal zum rettenden Engel werden sollte, wurde er von dem abgelegenen Plozk nach dem „polnischen Paris", nach Warschau versetzt. Schon die Stadt mit ihrem fremdartigen außereuropäischen Gepräge, dem bunten Durcheinander aller möglichen Nationen und dem seltsamen Kontrast in ihrer Lebensweise mußte seiner Phantasie das ergiebigste Beobachtungsfeld bieten. Dazu kam ein überaus lebhaftes, künstlerisch angeregtes Gesellschaftsleben, dem der junge Rat nicht lange fern bleiben konnte.

Den nachhaltigsten Einfluß auf sein späteres dichterisches Schaffen gewann seine Bekanntschaft mit Julius Eduard Hitzig (1780—1849), aus der eine Freundschaft fürs ganze Leben werden sollte. Sein späterer Biograph, der seit kurzem in demselben Kollegium wie Hoffmann als Assessor angestellt war, hatte die letzten Jahre in Berlin zugebracht und dort mit den Hauptvertretern der frisch aufgeblühten romantischen Schule warme Fühlung gehalten. Dem älteren Freunde dagegen waren bis jetzt die Schriften der neuen Schule und ihr Ideenkreis so gut wie fremd geblieben, und doch war er wie kein anderer durch seine Natur wie durch seine Entwickelung zum Romantiker prädestiniert. Mit dem lebhaftesten Interesse las er nun die ihm von Hitzig übermittelten Werke der Tieck, Novalis, Brentano und Schlegel, und einige Jahre später, beim Einsetzen seiner eigentlichen litterarischen Produktion in der Bamberger Periode, sehen wir ihn vollständig unter dem Einfluß der Romantik.

Der persönliche Verkehr mit einem mehr peripherischen Vertreter der neuen Schule, seinem Landsmann Zacharias Werner (1768—1823), der in jenen Jahren ebenfalls als preußischer Beamter in Warschau weilte, wurde damals auch durch Hitzigs Vermittelung eingeleitet. Hoffmann leistete ihm den Freundschaftsdienst, daß er sein in jener Zeit gedichtetes Drama: „Das Kreuz an der Ostsee“ mit einer den Inhalt vorzüglich charakterisierenden Musik ausstattete.

Überhaupt nimmt jetzt die dramatische Musik in Hoffmanns künstlerischer Bethätigung die oberste Stelle ein. Ende 1804 schrieb er die Musik zu Clemens Brentanos „Lustigen Musikanten“, die im April des folgenden Jahres allerdings ohne besonderen Erfolg auf die Bühne gebracht wurden. Textdichter sowohl als auch Komponist ist er in zwei weiteren, ebenfalls in Warschau vollendeten Werken: im ersten, der noch erhaltenen romantischen Oper „Liebe und Eifersucht“, lehnt er sich eng an Calderons Schauspiel „Schärpe und Blume“ an, das er aus der Schlegelschen Übersetzung kennen gelernt hatte. Das zweite ist eine nicht mehr vorhandene komische Oper: „Die ungeladenen Gäste, oder der Kanonikus von Mailand“, in der er einem französischen Muster gefolgt zu sein scheint.

Von größeren Plänen erwähnen wir nur eine Faustoper, zu der ihm Werner den Text liefern sollte. In kleineren Kompositionen pflegte er vor allem das Gebiet der kirchlichen Musik, das er schon in Plozk erfolgreich angebaut hatte.

Auch als Dirigent[1] erwarb sich Hoffmann in Warschau mannigfache Lorbeeren. Es hatte sich eine Anzahl von Musikfreunden zu einer „musikalischen Ressource" zusammengethan, bei der natürlich Hoffmann nicht fehlen durfte, und als gar die Gesellschaft einen prächtigen, durch Feuer beschädigten Palast für ihre Zwecke einzurichten begann, wurde er die Seele des ganzen Unternehmens. Er entwarf die Pläne für die Einrichtung des Hauses sowie für die Ausmalung der einzelnen Räume, wobei er meist eigenhändig mit eingriff. Doch hören wir Hitzigs ergötzliche Schilderung seiner emsigen Thätigkeit: „Mit den ersten lauen Tagen des Frühlings 1806 war Hoffmann in seiner Wohnung nicht mehr anzutreffen. Fand man ihn nicht auf der Regierung, so saß er gewiß in der Malerjacke auf einem Gerüste in dem neuen Lokale der musikalischen Ressource, mitten unter seinen Farbentöpfen, eine Flasche Ungar- oder italienischen Wein zur Seite, und ließ sich von Freunden, an deren Besuch es ihm hier nie fehlte, von unten hinauf unterhalten. In unglaublich kurzer Zeit hatte er ein Bibliothekzimmer, mit einer Einfassung von Hautreliefs in Bronze, ein Kabinett im ägyptischen Stil, in welchem er zwischen die wunderbarsten Darstellungen ägyptischer Gottheiten Karikaturgestalten einzelner Teilnehmer der Gesellschaft, durch Tierschwänze, Flügel und dergleichen maskiert, geschickt einzuflechten verstand, und noch viel anderes fertig geliefert, alles unbeschadet seiner öffentlichen Wirksamkeit. Nicht selten war es, daß Parteien, die einen Kontrakt zu schließen hatten, und aus seinem Hause zu dem Mniszekschen Palast (dem neuen Gesellschaftshause) gewiesen wurden, sich in dem weitläufigen Lokale mühsam nach ihm durchfragten und dann ihren eigenen Augen nicht trauen wollten, als er auf Vorzeigung der Präsidialverfügung, die ihn mit Aufnahme eines Geschäfts beauftragte, schnell vom Malergerüste herabkletterte, die Hände wusch, ihnen

[1] Bei Hoffmanns Dirigieren, erzählt Hitzig, habe man besonders „bewundert, wie ruhig und gemessen er sich ungeachtet seiner quecksilbernen Beweglichkeit dabei zu benehmen verstand. Seine Tempos waren feurig und rasch, aber ohne alle Übertreibung; und in der Folgezeit urteilte man von ihm, daß wohl nicht leicht ein Dirigent in Mozartschen Kompositionen ihn übertroffen haben würde, wenn er sich mit einem guten Orchester hätte zeigen können. Mozart hatte er damals schon bis in die kleinsten Nüancen studiert, und wußte seine Schönheiten auf die angenehmste Art zu entwickeln und in Worten anschaulich zu machen. Nächst Mozart waren Gluck und Cherubini, in Kirchensachen aber die alten Italiener sowie Haydn seine Meister, mit denen er sich unablässig beschäftigte, und über die er sich gern unterhielt. Auch von Beethoven ließ er damals schon eine Symphonie aufführen, von welcher er sehr erfüllt war."

vorantrabte und, mit gleicher Fertigkeit die Feder als den Pinsel führend, in wenigen Stunden ein gerichtliches Instrument oft über die verwickeltsten Verhältnisse auf das Papier hinwarf, an welchem auch die schärfste Kritik nichts auszusetzen fand."

Hier haben wir unsern Hoffmann, wie er leibt und lebt, alle seine Fähigkeiten in schönster Bethätigung und Entwickelung begriffen. Doch sollte es nicht lange so fortgehen, das Schicksal machte dem lustigen Treiben ein rasches Ende. Kaum hatte man sich erst recht eingerichtet und eine Anzahl wohlgelungener Konzerte und anderer Veranstaltungen unter Hoffmanns Direktion vom Stapel gelassen, so brach das Unwetter herein.

Man hatte bis dahin fast gar keine Notiz von den Gewitterwolken genommen, die am politischen Horizonte heraufzogen, ja sogar die Kunde von dem unheilvollen Ausgang der Schlacht bei Jena hatte nur wenig Eindruck auf die Warschauer Kunstfreunde gemacht. Nun aber kam alles Schlag auf Schlag: die siegreichen Franzosen nahmen Besitz von Warschau, die preußische Regierung wurde aufgelöst, und ihre Angestellten verloren Amt und Einkommen. Die meisten flüchteten ihre Familien zu ihren Angehörigen außer dem Bereich des Kriegsschauplatzes, so auch Hoffmann, der sich anfangs mit seiner Frau, einem in Warschau geborenen Töchterlein, das ihm bald darauf, zwei Jahre alt, wieder genommen wurde, und einer zwölfjährigen Nichte auf eine kleine Dachkammer in der „Musikalischen Ressource" hatte beschränken müssen. Nicht lange, nachdem er seine Lieben bei den Verwandten der Frau untergebracht wußte, hatte er selbst ein schweres Nervenfieber durchzumachen; dank seiner glücklichen Natur überstand er das Leiden, aber aller Mittel bar, sah er sich nun genötigt, sich auf irgend eine Weise selbständig durchs Leben zu schlagen.

Den Gedanken, in Wien sich einen Künstlerruf zu begründen, mußte er bald wieder aufgeben, da er kein Mittel fand, die Kosten zu der weiten Reise aufzubringen. Seine einzige Hoffnung blieb **Berlin**, wo er nach einem kurzen Besuch seiner Familie in Posen im Sommer 1807 eintraf. Sein Sinn war entschieden darauf gerichtet, sich sein Brot durch künstlerische Bethätigung zu erwerben, da eine erneute Anstellung im preußischen Staatsdienst nicht abzusehen war. Aber alle Versuche, einen Kapellmeisterposten zu bekommen, für fertige Musik

Verleger zu finden oder als Zeichner und Porträtmaler Geld zu verdienen, schlugen fehl, und endlich wurde ihm gar der letzte Rest seiner kleinen Barschaft im Gasthof, wo er logierte, gestohlen. Von seiner Familie kamen ebenfalls die schlimmsten Nachrichten: sein kleines Töchterchen starb, und seine Frau war dem Tode nahe.

Endlich kam Erlösung und zwar durch folgendes Inserat, das er im Herbst 1807 im „Reichsanzeiger" veröffentlicht hatte: „Jemand, der in dem theoretischen und praktischen Teil der Musik vollkommen unterrichtet ist, selbst für das Theater bedeutende Kompositionen geliefert und einer bedeutenden musikalischen Anstalt als Direktor mit Beifall vorgestanden hat, wünscht als Musikdirektor bei einem, womöglich stehenden Theater unterzukommen. Außer den genannten Kenntnissen ist er mit dem Theaterwesen und seinen Erfordernissen völlig vertraut, versteht sich auf die Anordnung der Dekorationen und des Kostüms und ist außer der deutschen auch der französischen und italienischen Sprache gewachsen. Sollte der Unternehmer irgend eines Theaters eines solchen Subjekts benötigt sein, so bittet man ihn, sich in postfreien Briefen an *** zu wenden, wo die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig sein werden, zu erfahren sind."

Auf diese Anzeige hin erging an Hoffmann von dem Reichsgrafen Fr. Julius Heinrich von Soden (1754—1831) die Aufforderung, die freie Stelle eines Kapellmeisters an dem seiner Leitung unterstehenden Bamberger Theater zu übernehmen. Der Termin, an welchem er den neuen Posten antreten sollte, war der 1. September 1808. Er schlug selbstverständlich sofort mit Freuden ein und komponierte dem Grafen zu Dank und um seine musikalische Befähigung zu erweisen, noch in den ersten beiden Monaten des Jahres 1808 eine Oper Sodens, „Der Trank der Unsterblichkeit" betitelt, die später in Bamberg, allerdings nur mit geringem Beifall, zur Aufführung gelangte.

Nachdem Hoffmann seine Familie aus Posen abgeholt hatte, langte er mit ihr am 1. September 1808 an seinem neuen Bestimmungsorte Bamberg an. Wenn er hoffte, daß ihm hier die längst ersehnte Künstlerlaufbahn beschieden sein würde, sollte er sich sehr bald bitter getäuscht sehen. Sein erstes Auftreten als Kapellmeister war von keinem besonderen Erfolge gekrönt; er fiel dem Publikum durch mancherlei Absonderlichkeiten auf. Schon die kleine Figur des Dirigenten machte einen

komischen Eindruck; noch mehr verwunderte man sich aber, als er sich an den Flügel setzte und von hier aus dirigierte, während die Menge „es nie anders gewohnt war, als ihren Musikdirektor mit der Geige in der Hand zu sehen, um den unsichern Sängern bei ihren Partien durch kräftige Striche auf dem Instrumente ein- und nachzuhelfen“.

Noch mehr Enttäuschung brachte ihm der Zustand der Theaterleitung, wie er ihn bei seiner Ankunft vorfand. Graf von Soden hatte sich nach Würzburg zurückgezogen und die gesamten Verwaltungsgeschäfte dem durch seine Ritter- und Schauerstücke, wie die „Räuber auf Maria-Kulm“, unverdient bekannt gewordenen Heinrich Kuno übertragen. Dieser bezahlte die Mitglieder des Theaters anfangs schlecht, dann gar nicht mehr und mußte schon im Februar 1809 seine Insolvenz erklären. Nachdem Kunos Hauptgläubiger, ein Zuckerbäcker, ein Likörsieder und ein jüdischer Seidenhändler, die Direktion übernommen hatten, wurde es noch schlimmer, so daß Hoffmann im Mai 1809 ganz vom Theater zurücktrat.

So gut es eben ging, suchte er seinen Unterhalt durch Unterricht im Klavierspiel und Gesang und durch gelegentliche Kompositionen zu erwerben, und er bekam auch mit der Zeit eine große Anzahl von Schülern und Schülerinnen aus den besten Häusern Bambergs, wo man ihn vielleicht noch mehr wegen seiner glänzenden Unterhaltungsgabe schätzen lernte. So äußerte eine geistreiche Dame, „er verdiene, daß man ihm neben dem Honorar für seine Lektionen ebensoviel für seine Unterhaltung zahle“. Viel Ärger machte ihm die Talentlosigkeit mancher Schüler, und er hat diesen Gefühlen häufig in seinen Werken Ausdruck gegeben. So erzählte er von einem Hause, „daß, wenn er zu gesetzten Stunden vor dessen Pforten trete und schon im Begriff sei, die Glocke zu fassen, es ihn krampfhaft packe und gewaltsam zurückziehe, indem ihm alle Qualen deutlich vor die Seele träten, die der Unterricht der stumpfen und geistlosen Kinder in dieser Familie ihm verursache“.

Der Gegensatz zwischen banausischem, philisterhaftem Kunstbetrieb und echter idealer Kunstbegeisterung ist auch das Hauptmotiv, das die ersten feuilletonistischen Versuche durchzieht, mit denen Hoffmann in dieser Zeit an die Öffentlichkeit trat. Die Not spornte ihn zur Anspannung aller Kräfte und Ausnutzung aller Fähigkeiten an, und so kam er auch wieder auf die Idee, seine schriftstellerische Gabe zu verwerten, die so lange brach gelegen hatte. Er schrieb an Friedr. Roch-

litz in Leipzig, den Herausgeber der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", und bot ihm belletristische und musiktheoretische Beiträge für seine Zeitschrift an. Er schilderte ihm in launiger Weise seine bisherigen Erlebnisse und seine derzeitige Lage, „wie er eben gar nichts sei, gar nichts habe, aber alles wolle, er wisse nur nicht, was. Das hoffe er denn nun von seinem neuen Korrespondenten zu erfahren; aber es müsse, wenn irgend möglich, sogleich geschehen, denn Hunger thue ihm weh, wenn auch nicht seiner, doch der seiner Frau, und nur eines, das er etwa zu erfahren, würde ihm noch weher thun — Geld zu empfangen ohne Arbeit. Arbeiten wolle er; müsse es sein, selbst schreiben, — entweder in dem Fache, welches das Volk ‚dummes Zeug' nenne, oder auch in musikalischen Angelegenheiten, die am Ende denn auch wenigstens daran grenzten."

Rochlitz antwortete sofort und machte Hoffmann folgenden Vorschlag: „eine Erzählung oder Charakterschilderung von einem Musiker auszuarbeiten, der, in späten Jahren, ungefähr bis auf den Grad, wohin es der tiefsinnige Friedemann Bach (Johann Sebastian Bachs begabtester, aber auch unglücklichster Sohn, 1710—1784) gebracht, verrückt, dabei aber in seiner Kunst, wie eben jener auch, zwar verworren und launenhaft, aber groß und kühn, und nun durch die fixe Idee in seiner Einbildung, er sei Mozart oder Händel oder solch ein Heros, teils glücklich und näher individualisiert wäre, teils gewissermaßen komisch und überhaupt dem Leser interessanter würde."

Hoffmann konnte sich kein besseres Thema wünschen, er brauchte gar nicht lange fremde Gefühle zu borgen, sondern durfte nur in seine eigene Brust und die reiche Fülle seiner Empfindungen greifen, und „Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, musikalische Leiden" waren fertig. Diese treffliche Skizze, womit Hoffmann ein für allemal einen Typus geschaffen hatte, in dem er nach und nach sein ganzes musikalisches Ich zur Gestaltung bringen konnte, ging zusammen mit der von bester theoretischer Einsicht zeugenden Besprechung von Beethovens „Cmoll-Symphonie", die Hoffmann später zu dem Aufsatz über „Beethovens Instrumentalmusik" ausgestaltet hat, schon nach wenigen Tagen an den erstaunten Rochlitz ab, und Hoffmann ist von nun ab einer der fruchtbarsten und gesuchtesten Mitarbeiter der „Musikalischen Zeitung" und ähnlicher Zeitschriften. Für erstere schrieb er eine große Anzahl von Recensionen über musikalische Novitäten und außerdem jene Kunstnovellen und kleineren belletristischen Arbeiten,

„Ritter Gluck" (1809) und „Don Juan" (1812) an der Spitze, die er nachher in den „Phantasiestücken in Callots Manier" vereinigt hat.

In der „Zeitung für die elegante Welt" und in den von Fouqué und W. Neumann herausgegebenen „Musen" brachte er eine Reihe von Artikeln über das Bamberger Theater zur Veröffentlichung, von denen namentlich der „Über die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg" (im 3. Quartal der „Musen" von 1812) von hohem litterarischen Interesse ist.

Die sichtbaren Erfolge dieser Arbeiten bestärkten Hoffmann wieder von neuem in seiner Absicht, sein ganzes Leben fortan den Künsten zu widmen, und wenn er freudig in sein Tagebuch schreibt, „meine litterarische Karriere scheint beginnen zu wollen", so ist dies ein Beweis, daß ihm neben dem des Musikers nun auch der Beruf des Schriftstellers als Lebenszweck vorzuschweben scheint.

Auch die Verhältnisse in Bamberg nahmen für ihn eine günstigere Wendung: das dortige Theater nahm wieder einen bedeutenden Aufschwung, als der bekannte Bühnendichter und Theaterdirektor Franz Ignaz von Holbein (1779—1855), den Hoffmann schon in Glogau kennen gelernt hatte, im Jahre 1810 an die Spitze trat. Nächst ihm gebührt sicherlich Hoffmann das größte Verdienst, der sich in jeder denkbaren Richtung, als Theaterarchitekt, Dekorateur, Maschinist und Gehilfe in Direktionsgeschäften brauchbar erwies und so binnen kurzem Holbeins unentbehrliches Faktotum wurde.

Die erste Anregung zur Aufführung der dem romantischen Zeitgeschmack zusagenden Calderonschen Dramen, von denen man in Deutschland bis jetzt nur erst den „Standhaften Prinzen" auf der Weimarer Bühne gesehen hatte, ging auf Hoffmann zurück, und auch der gewaltige Erfolg, besonders der „Andacht zum Kreuz", die als religiöses Festspiel bei dem katholischen Publikum der Gegend die wärmste Aufnahme fand, ist in erster Linie seinen unermüdlichen Bemühungen um Inszenierung und Darstellung zuzuschreiben.

An anregender Gesellschaft fehlte es Hoffmann während der Bamberger Zeit niemals. In dem Kreis von gebildeten Kunstfreunden, der sich nach dem Theater in der Weinstube zur „Rose" zu versammeln pflegte, bildete er, stets übersprudelnd von geistreichen, witzigen Einfällen, den Mittelpunkt. Näheren Umgang pflegte er mit dem Schauspieler Leo, dessen er in den „Schicksalen des Hundes Berganza" ge-

denkt, und vor allem mit dem gemütlichen Weinhändler und Verlagsbuchhändler Kunz, dem wir eine anschauliche Darstellung von Hoffmanns Leben in Bamberg[1] verdanken, und der sich wesentliche Verdienste um die Herausgabe der „Phantasiestücke“ erworben hat.

In seiner Gesellschaft machte er auch im Jahre 1812 jenen Besuch im Bamberger Kapuzinerkloster, dessen Eindrücke er später in den „Elixiren“ und im „Kater Murr“ bei Schilderung der Klosterwelt verwertet hat.[2] Noch manches andere Erlebnis, von dem Hoffmann in seinen Erzählungen berichtet, fällt in diese Jahre: so hat sich ihm das Bild des alten Nürnberg, das er im „Meister Martin“ entwirft, auf einem Ausflug eingeprägt, den er dahin im März 1812 machte.

Wichtig für sein späteres Leben wurde der freundschaftliche Verkehr mit dem Komponisten Maria von Weber, der seit dem März des Jahres 1811 datiert. In demselben Monat war es auch, daß er in Bayreuth von Jean-Paul, seinem verehrten schriftstellerischen Vorbild aus früherer Zeit, aufs freundlichste aufgenommen wurde, so daß sich dieser bald darauf gerne dazu herbeiließ, den „Phantasiestücken“ durch eine freundliche Vorrede das Geleite zu geben.

Ein tief einschneidendes Herzenserlebnis Hoffmanns aus der Bamberger Zeit, das jedoch seiner eigentümlichen Natur zufolge in keiner Weise dazu angethan war, sein vom Anfang bis zum Ende glückliches Familienleben zu stören, darf nicht unerwähnt bleiben. Es war die Liebe zu Julia Mark[3], seiner sechzehnjährigen, aus einer der besten Familien Bambergs stammenden Schülerin, die er beim Unterricht im Hause der Mutter kennen gelernt hatte. So sehr er aber auch für das interessante Mädchen schwärmen mochte, so gehört diese Empfindung, die übrigens Hoffmanns Frau bekannt war, doch unter jene oben schon berührte Gattung der romantischen Künstlerliebe und ist also weit entfernt, eine gewöhnliche, den Besitz des geliebten Gegenstandes erstrebende Leidenschaft zu sein; ja, nicht einmal Gegenliebe scheint diese Neigung beansprucht zu haben, und Hoffmanns Empfinden war gewiß durchaus einseitig, wenn er die ganze Skala weicher Sentimentalität und heftiger Liebessehnsucht, von scharfer Ironie jäh unterbrochen, in raschem Wechsel durchmachte.

---

[1] Vgl. oben, S. 7, Anm.

[2] Vgl. Bd. 3, S. 4 ff.

[3] Vgl. Heinrich Stieglitz: Eine Selbstbiographie. Hrsg. von L. Curtze (Gotha 1865, S. 41 ff.).

Eine Zusammenstellung von Notizen aus seinem Tagebuch, die uns Hitzig gibt, läßt uns einen tiefen Blick in die gemütlichen Bedrängnisse jener Zeit thun und zeigt uns vor allem, wie Hoffmann nach und nach dieser übermächtigen Stimmungen durch Reflexion und mitunter durch künstlerische Objektivierung Herr wurde. „Sehr komische Stimmung", schreibt er, „Ironie über mich selbst, ungefähr wie im Shakespeare, wo die Menschen um ihr offenes Grab tanzen. — Am 11. März Punkt 8½ Uhr war ich ein Esel; — ganz schrecklich gestimmt, weil ich mich zu überzeugen glaubte, daß ich am 21., 26., 28., 30., 31. und 1. großer Affe gewesen. — Ich fühle mich kindisch und eselhaft, und das von Rechts wegen. — Göttliche Ironie, herrliches Mittel, Verrücktheit zu bemänteln und zu vertreiben, stehe mir bei! Jetzt wird es Zeit, in litteris zu arbeiten! — Wenn ich mich selbst phantasmiere, so hat niemand 'was drein zu reden. — Innerer Wurmfraß u. s. w. — Exaltierte Stimmung. — Ahndungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben oder — es enden. Incrustierter Gedanke, eine Pistole (diese ist dabei gezeichnet). — Ich habe Ursache, mit mir zufrieden zu sein, indem ich planmäßig mit Überlegung gegen eine Stimmung ankämpfe, die nichts als Verderbliches herbeiführen kann u. s. w."

Der Verkehr im Hause der Geliebten hörte auf, als Julia sich von ihrer Mutter zur Ehe mit einem reichen, aber ihrer unwürdigen, erbärmlichen Menschen überreden ließ, der sich zu Hoffmanns unendlichem Verdruß gleich bei der Verlobungsfeier bis zur Sinnlosigkeit betrank. Um so reiner bewahrte der Dichter das Gefühl für die Geliebte in seiner Brust, und sie wurde ihm nach und nach zu jenem hohen Ideal der Künstlerliebe, zu jenem reinen Engelsbild der Julia Kreislers, wie sie in seinen späteren Werken, vor allem im „Kater Murr", immer wieder auftaucht.

Die Wirklichkeit der Bamberger Verhältnisse hat er ziemlich treu in dem einem ähnlichen Gespräch zweier Hunde bei Cervantes nachgebildeten und im zweiten Bande der „Phantasiestücke" veröffentlichten Dialog: „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza"[1] geschildert. Viele Anspielungen waren darin so deutlich und scharf, daß er sie auf den Rat seines Verlegers Kunz hin vor dem Druck wieder entfernt oder gemildert hat.

[1] Bei Hoffmann unterhalten sich nicht zwei Hunde miteinander, wie bei Cervantes, sondern der Dichter mit dem Hund, und zwar hatte letzterer, ähnlich wie später Kater Murr, sein lebendiges Vorbild in Bamberg, in Gestalt des großen

Daß er übrigens auch dem Original seiner poetischen Gestalten sein ganzes Leben hindurch eine treue Erinnerung bewahrt hat, beweisen die herzlichen Worte der Teilnahme, die er zwei Jahre vor seinem Tode durch einen Freund, der ihm von ihrem grenzenlos unglücklichen Eheleben berichtete, an sie ausrichten ließ: „Sagen Sie ihr in einem Augenblick des heitern Sonnenscheins, daß ihr Andenken in mir lebt; darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was im geheimnisvollen Regen des höhern Geistes uns die schönen Träume bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmut wahrhaft weiblichen Sinnes, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acherontischer Finsternis, mich nicht verlassen kann beim letzten Hauch des Lebens; ja, daß dann erst die entfaltete Psyche jenes Wesen, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Sein!“

Gegen den Schluß seines Aufenthalts in Bamberg hatte Hoffmann noch mancherlei Verdruß. Die schlimmsten Folgen in finanzieller Beziehung hatte für ihn der Weggang Holbeins im Sommer 1812, denn er verlor dadurch das feste Einkommen, das er von der Direktion bezogen hatte. Es kam so weit, daß er betrübt unterm 26. November 1812 in sein Tagebuch notierte: „den alten Rock verkauft, um nur essen zu können“. Gehoben wurde die Not Anfang 1813 durch eine unerwartete Erbschaft aus Königsberg, und auch sein musikalisches Schaffen nahm einen neuen Aufschwung, als die glückliche Idee in ihm aufkam, den Stoff von Fouqués „Undine“ zu einer romantischen Oper zu gestalten. Mit einem wahren Enthusiasmus trat er an die Arbeit heran, als sich Fouqué durch Überredung Hitzigs dazu bereit erklärte, selbst den Text zu dichten. „Ihr letzter Brief“, schreibt er an Hitzig, „Ihre Nachrichten von Fouqué und Undine haben mir eine wahrhaft kindische Freude verursacht. Zu allen meinen Freunden bin ich gelaufen mit Ihrem Briefe in der Tasche, und in dem edelsten Rheinwein hat Freund Kunz mir die Vereinigung mit Fouqué zu einem Kunstwerk zugetrunken. — Mache ich keine gescheite Komposition, so bin ich ein Esel, und

---

Haushundes Pollux vom Gasthof zur „Rose“. „Er schaute mit überaus klugen Augen“, schildert ihn Hoffmann, „in die Welt hinein, verachtete sein ganzes Geschlecht, indem er sich nie mit demselben einließ, hielt sich vorzüglich zu gebildeten Menschen“ und ward deshalb auch Hoffmanns Freund.

es soll forthin nicht mehr von mir die Rede sein unter gemütlichen Menschen und Freunden."

Schon im November 1812 hatte Hoffmann den vollständigen Fouquéschen Text, der zu seiner größten Befriedigung ausgefallen war, in Händen, die Vollendung der Musik fällt in eine spätere Zeit glücklicheren Schaffens.

Die guten Nachrichten liefen Ende Februar 1813 Schlag auf Schlag ein. Hören wir seinen eigenen Bericht im Tagebuch:

„25. Februar. Endlich ganz unerwartet aus Königsberg 485 Rthl. sächsisch bekommen. Aller Kummer ein Ende. Abends auf dem Maskenball als Masetto in dem Zuge des ‚Don Juan'."

„27. Februar. Ganz unerwartet Brief von Leipzig erhalten, worin mir Joseph Sekonda die Musikdirektorsstelle in Dresden anbietet."

„13. März. Brief aus Leipzig von Rochlitz, der meinen Entschluß, Musikdirektor bei Sekonda zu werden, bestimmt."

„18. März. Den Brief erhalten, der meine Anstellung bei Sekonda richtig macht. Große Freude!"

Am 21. April kehrte er Bamberg den Rücken.

Die Jahre 1813 und 1814, die Hoffmann in Dresden und Leipzig verbrachte, sind die abwechslungsvollsten und ereignisreichsten seines ganzen Lebens. Schon die Hinreise brachte mancherlei Abenteuer, und als er am 25. April 1813 in Dresden anlangte, fand er Sekonda gar nicht mehr vor. Einige Tage später traf ein Brief von ihm ein, der Hoffmann nach Leipzig beschied, wo die Sekondasche Truppe gastierte. Unter den beschwerlichsten Umständen legte er die Reise dahin zurück, auf der z. B. seine Frau durch einen Sturz aus der Postkutsche eine schwere Kopfwunde erhielt, deren Heilung sich längere Zeit hinauszog. Aber kaum war er Ende Mai dort eingetroffen und hatte sich in dem ihm ganz fremden Theater eingerichtet, da sah sich Sekonda genötigt, wieder nach Dresden zurückzukehren, und am 24. Juni trat die Gesellschaft auf elenden Leiterwagen die Rückreise an.

Der Aufenthalt in dem „herrlichen Dresden" behagte unserm Dichter trotz aller Aufregungen und Sorgen außerordentlich. Er kam mitten in die Kriegswirren hinein und nahm, so oft er konnte, Gelegenheit, die in und um Dresden spielenden Gefechte mit anzusehen, und mehr als einmal war er nahe daran, seine Neugierde mit dem Tode

zu büßen. Zu den interessantesten Partien seines Tagebuchs gehört die lebendige Schilderung der Ereignisse jener Zeit, die ihm später nicht selten einen wirksamen Hintergrund für seine Erzählungen abgegeben haben. Auch ihm kam der nach der großen Entscheidungsschlacht durch ganz Deutschland schallende Ruf „Freiheit" aus tiefstem Herzensgrunde, und es machte ihm großen Spaß, wie die Franzosen mit einer Schnelligkeit davonliefen, die er ihnen nie zugetraut hätte.

Als Kapellmeister hatte er während der Zeit ungemein viel zu thun, eine schwere Oper folgte auf die andere, und er dirigierte die Werke von Gluck, Mozart, Méhul, Paër und anderen mit großem Erfolge. Trotzdem fand er noch viel Zeit zu produktiver künstlerischer Bethätigung, und es ist unglaublich, was er in den beiden Jahren 1813 und 1814 nicht alles fertiggestellt hat. Die große musikalische Aufgabe war natürlich die Komposition der „Undine": er begann damit am 1. Juli 1813 und war fertig im Dezember desselben Jahres.

Gleichzeitig schrieb er den „Magnetiseur", in dem er den seiner Natur so naheliegenden Stoff des Magnetismus in einer originellen Weise poetisch verwertet hat, das Gespräch: „Der Dichter und der Komponist", das später in den „Serapionsbrüdern" Aufnahme fand, endlich den „Goldnen Topf", den er in der Sylvesternacht 1813/14 abschloß. Von einer ebenfalls Ende 1813 niedergeschriebenen Broschüre, worin er seine „individuellen Ansichten jener wichtigen Ereignisse des Tages in Dresden auf pittoreske Weise erzählt", ist der Schluß unter dem Titel „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" im folgenden Jahr erschienen.

Im Jahr 1814 komponierte er auf Bestellung in wenig Tagen ein großes Musikstück: „Die Schlacht bei Leipzig", unter dem Pseudonym Arnulph Vollweiler. An litterarischen Erzeugnissen sind zu nennen das romantische Schauspiel „Prinzessin Blandina", das in der ersten Ausgabe der „Phantasiestücke" (Bd. IV) erschien, nachher aber als eines seiner mißlungensten Werke von dem Dichter selbst aus der Sammlung ausgeschieden wurde; die gleichzeitig entstandene düstere Erzählung „Ignaz Denner", das erste „Nachtstück", hat er erst im Jahre 1817 im ersten Band der „Nachtstücke" veröffentlicht. Die bedeutendste Leistung während der Dresdener Zeit neben dem „Goldnen Topf" ist aber entschieden der großartig angelegte Roman „Die Elixire des Teufels", deren erste Hälfte er im März und April 1814 in einem Zuge aufs Papier warf.

Ein unangenehmer Vorfall mit Sekonda, dessen künstlerische Fähigkeiten zu gering waren, als daß ihn Hoffmann hätte besonders hochschätzen können, führte eine wesentliche Veränderung seiner äußeren Verhältnisse herbei: Am 26. Februar kündigte ihm Sekonda die Stelle des Musikdirektors, und der erbitterte Hoffmann verließ augenblicklich das Theater. Mit einem Schlag sah er sich dadurch wieder aller sicheren Existenzmittel beraubt, und er war bei den fortwährenden Enttäuschungen während seiner Künstlerlaufbahn schließlich so mürbe geworden, daß er ohne langes Überlegen auf den Vorschlag Hippels, der ihn im Juli des Jahres besuchte, einging, sich um die Wiederanstellung im preußischen Staatsdienste zu bewerben. Er wollte sich mit dem bescheidenen Posten eines Expedienten an irgend einem Ministerium begnügen, um bei mäßigem Einkommen daneben seinen künstlerischen Neigungen wenigstens einen Teil seiner Zeit widmen zu können. Durch Hippels Fürsprache aber wurde ihm von seiten des Justizministeriums der vorteilhafte Vorschlag gemacht, ein halbes Jahr lang ohne Gehalt beim Kammergericht in Berlin zu arbeiten, um dann seiner Anciennität nach wieder als Rat einzurücken. Ohne Bedenken schlug er ein und siedelte von Leipzig nach Berlin über, wo er am 27. September 1814 eintraf.

In Berlin gestalteten sich Hoffmanns äußere Verhältnisse mit jedem Jahre besser. In der ersten Zeit betrachtete man ihn allerdings in juristischen Kreisen mit etwas verwunderten Augen. „Der Justizgroßmogul", klagt er, scheine ihn „für ein exotisches Gewächs zu halten, das in der Justiz sich nicht einbürgern" könne. Doch bald zerstreute seine musterhafte Pflichterfüllung und die offenkundige Vorzüglichkeit seiner Leistungen alle Bedenken. Vom 1. Mai 1816 ab ist er wohlbestallter Rat am Kammergericht, drei Jahre später wird er Mitglied der Immediat-Untersuchungskommission zur Ermittelung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen, und im Jahre 1821 tritt er in den Oberappellationsrat des Kammergerichts ein.

Seine Lebensweise in den sechs Jahren von 1816 ab bis zu seiner Krankheit schildert Hitzig folgendermaßen: „Am Montage und Donnerstage brachte er die Vormittage in den Sitzungen des Kammergerichts, an den anderen Tagen zu Hause arbeitend, die Nachmittage in der Regel schlafend, im Sommer auch spazierengehend zu; die Abende und Nächte im Weinhause. War er, was häufig, in manchen Perioden

täglich geschah, mittags oder abends, oder mittags und abends in Gesellschaft, oft abends in zwei Zirkeln, von sieben bis neun und von neun bis zwölf[1], gewesen, so ging er, es mochte so spät sein als es wollte, wenn alle anderen sich nach Hause begaben, noch in das Weinhaus, um dort den Morgen zu erwarten; früher in seine Wohnung zurückzukehren, war ihm nicht gut möglich."

Daß derartige Lebensgewohnheiten auf seine schon von Hause aus nicht besonders kräftige Gesundheit eine bedenkliche Rückwirkung ausüben mußten, daß er ferner in den Berliner Weinhäusern nicht selten in unwürdige Gesellschaft geriet, ist wohl begreiflich. Ein Trinker im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Hoffmann aber nie gewesen. „Er trank", so berichtet Hitzig, „um sich zu montieren; dazu gehörte anfangs, wie er noch kräftig war, weniger; später natürlich mehr — aber war er einmal montiert, wie er es nannte, in exotischer Stimmung, die, oft bei einer halben Flasche Wein, auch nur ein gemütlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres, als das Feuerwerk von Witz und Glut der Phantasie, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. War aber auch seine Stimmung nicht exaltiert, so war er im Weinhause nie müßig, wie man so viele sitzen sieht, die nichts thun als nippen und gähnen; er schaute vielmehr mit seinen Falkenaugen überall umher; was er an Lächerlichkeiten, Auffallenheiten, selbst an rührenden Eigenheiten bei den Weingästen bemerkte, wurde ihm zur Studie für seine Werke, oder er warf es mit fertiger Feder auf das Papier; kurz, er sprach selten seine Freunde, ohne daß er ihnen neue und pikante Kuriosa aus dieser seiner Welt zu erzählen wußte."

Doch hören wir, wie sich Hoffmann selbst über die Einwirkung geistiger Getränke aufs künstlerische Schaffen ausläßt. „Man spricht", sagt er in den „Phantasiestücken", „so viel von der Begeisterung, die die Künstler durch den Genuß starker Getränke erzwingen. Man nennt Musiker und Dichter, die nur so arbeiten können. Ich glaube nicht daran; aber gewiß ist es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte sagen in der günstigen Konstellation, wenn der Geist aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geistige Getränk den regeren Umschwung der Ideen be-

[1] In witziger Weise charakterisiert er diese Zirkel, wenn er einmal an Hitzig schreibt: „Von sieben bis acht bin ich bei * gewesen, wo vernünftige Leute Thee mit Rum tranken, und von acht bis eilf bei **, wo wieder vernünftige Leute Rum mit Thee tranken."

fördert. Es ist gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Phantasie hier vor wie ein Mühlrad, welches der stärker anschwellende Strom schneller treibt. Der Mensch gießt Wein auf — und das Getriebe im Innern dreht sich rascher."

Sein getreuer Gefährte im Weinhause war der geniale Ludwig Devrient, eine Hoffmann in vieler Hinsicht nahverwandte Natur. Sie lernten sich bald nach Hoffmanns Ankunft in Berlin kennen, und diese Freundschaft war nächst seinem Verhältnis zu Hippel wohl die tiefgehendste in des Dichters Leben.

Auch mit den alten Bekannten aus früheren Jahren, soweit sie sich in Berlin zusammenfanden, pflegte Hoffmann, wenigstens in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts, regen Verkehr. Kurz nach seiner Ankunft lernte er in Gesellschaft Fouqués bei einem von Hitzig angeordneten Mahl Tieck, Franz Horn und Chamisso kennen. Auf Hitzigs Anregung hin wurde ein Abend bestimmt, an dem sich die vertrauteren unter den Freunden allwöchentlich in Hoffmanns Wohnung zusammenfanden. Der Tag, an dem die Gesellschaft eingeweiht wurde, trug zufällig den Namen des heiligen Serapion, und nach ihm nannte man diese Zusammenkünfte „Serapionsabende". In Anknüpfung daran wählte Hoffmann auch für den 1819—21 in vier Bänden erschienenen Cyklus von Erzählungen den Sammeltitel: „Die Serapionsbrüder", und er hat darin die Hauptteilnehmer [1] getreu nach dem Leben abgeschildert.

Wichtigere äußere Erlebnisse spielen in Hoffmanns Leben in Berlin das er nie mehr dauernd verlassen hat, keine Rolle mehr. Nur ein großer Erfolg, der ihn mit einem Schlag zu einer der ersten Celebritäten der Hauptstadt machte, darf nicht unerwähnt bleiben: am 3. August 1816 erlebte die „Undine", die er fertig mitgebracht hatte, die erste Aufführung im Berliner Schauspielhause und wurde mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. „Die Oper", so schreibt der gefeierte Komponist bald darauf an Hippel, „hat ein allgemeines Gären und Brausen und endloses Geschwätz verursacht, welches lediglich dem Dichter zuzuschreiben ist, der die Opposition sämtlicher Philister wider sich hat. Dem einen ist der Text zu mystisch, dem andern zu fromm. — Der dritte tadelt die Verse, alle rühmen die Musik und — die Dekorationen [2], die aber auch das Genialste der Art sind, das ich jemals gesehen."

[1] Cyprian = Hoffmann, Ottomar = Hitzig, der Arzt Dr. Koreff = Vincenz und der Dichter Contessa = Sylvester.

[2] Die gesamte Ausstattung war von keinem Geringeren als Schinkel angeordnet.

Wie Hoffmann andeutet, hielten sich die wenigen Tadler nur an das Fouquésche Textbuch; Hoffmanns Leistung dagegen wurde auch von der zeitgenössischen Kritik mit reichen Lobsprüchen bedacht. Karl Maria von Weber, der kompetenteste Beurteiler, nennt das Werk in seiner eingehenden Recension „eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat".

Mehr als zwanzig Aufführungen hatte die Oper erlebt, da geschah das Unglück, daß das Schauspielhaus mit sämtlichen Dekorationen in Flammen aufging. Von einer Verlegung der Aufführungen ins Opernhaus wollte Hoffmann, da ihm dieser Bau für sein Tonwerk zu geräumig schien, nichts wissen, und so ist „Undine" bis auf den heutigen Tag nicht mehr aufgeführt worden.

„Ich denke immer, ich habe einen Künstlerkörper, d. h. er wird bald gar nicht zu brauchen sein, und ich werde mich empfehlen, ohne ihn mitzunehmen", so schrieb einst der zwanzigjährige, damals schon von physischen Leiden gequälte Dichter an seinen Freund Hippel. Nun, wie er in der Mitte der Vierziger stand, sollte seine Ahnung sich mehr und mehr zur Wirklichkeit gestalten. Sein schwächlicher Körper konnte die oben geschilderte anormale und aufreibende Lebensart unmöglich auf die Dauer aushalten, das fühlte der unglückliche Dichter selbst in Momenten ruhiger Überlegung. Aber er war nicht stark genug, den mehr als einmal gefaßten Vorsatz einer Änderung seiner Lebensweise durchzuführen, und so nahm die Rückenmarksschwindsucht immer mehr bei ihm überhand, bis er von seinen mehrmonatlichen Qualen am 25. Juni 1822 durch den Tod erlöst wurde.

Hoffmanns wenig übersichtliche schriftstellerische Laufbahn umfaßt nicht ganz das letzte Jahrzehnt seines Lebens, fällt also im wesentlichen mit seinem letzten Berliner Aufenthalt zusammen. Wenn er auch der Musik und bildenden Kunst nie ganz entsagt hat, so hat er doch nach 1813 nicht mehr daran gedacht, eine dieser Künste zu seinem Lebensberuf zu machen.

In weiteren Kreisen bekannt wurde sein Name erst durch die 1814—15 in vier Bänden erschienenen „Phantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten", die sich im wesentlichen aus seinen in Bamberg verfaßten Beiträgen für die „Allgemeine musikalische Zeitung" zusammensetzen. Nur die letzten Stücke des Sammelwerks, wie „Die Aben-

teuer der Sylvesternacht" sind in Berlin entstanden und verwerten Berliner Eindrücke.

Die nächste große Etappe bilden die „Elixire des Teufels" (Bd. I, Berlin 1815, Bd. II, 1816), deren erster Band noch in die Dresdener, der zweite in die Berliner Schaffensperiode fällt. Daran schließen sich, auch innerlich in der Richtung aufs Grauenhafte verwandt, die „Nachtstücke" (I, II, Berlin 1817), mit Ausnahme der in Dresden niedergeschriebenen, später aber stark überarbeiteten Erzählung „Ignaz Denner" in den Jahren 1816/17 entstanden.

Doch kann man nicht sagen, daß in dieser Epoche ausschließlich jener düstere Ton in Hoffmanns Produktion geherrscht habe. So stammen aus dem Jahre 1815 außer dem zweiten Band der „Elixire" auch das heitere Märchen vom „Nußknacker und Mausekönig", die „Fermate" und der „Artushof", dann folgen 1816 „Das fremde Kind", 1818 „Kleinzaches", „Doge und Dogaresse", „Das Fräulein von Scuderi", „Meister Martin" und andere Novellen meist freundlichen, heiteren Charakters, die er zuerst in einzelnen Zeitschriften und Taschenbüchern verstreut veröffentlichte, um sie dann in den vier Bänden der „Serapionsbrüder" (I, II, Berlin 1819, III, 1820, IV, 1821) zu vereinigen.

Daran schließt sich, ebenfalls eine der besten, leider unvollendet gebliebenen Leistungen Hoffmanns, der großartig angelegte Roman „Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern" (I, Berlin 1820, II, 1821), dessen Abfassung zum großen Teil auch in die schriftstellerisch so fruchtbaren Jahre 1818 und 1819 fällt. Der Verfasser selbst hat auf dieses Werk den höchsten Wert gelegt, und namentlich im dritten Teile desselben hoffte er, wie er Hitzig gegenüber aussprach, mehr zu leisten, als er je vorher vermocht. Unmittelbar an diesen Band sollten sich die „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers" anreihen — denn Johannes Kreisler, den Helden des Kater Murr, gedachte er am Schluß des Romans in Wahnsinn verfallen zu lassen — aber auch dieser Plan blieb unausgeführt, und es hat sich nichts als eine kurze Skizze davon im Nachlaß vorgefunden.

Daß er solche bedeutende Pläne — auch einen Opernplan nach dem Süjet des Calderonschen „Galan fantasma", wozu ihm Contessa den Text gedichtet hatte, könnte man noch aufführen — alle unvollendet gelassen hat, trotzdem er sich in seinem Innern schon beinahe das ganze

Werk zurechtgelegt hatte, ist ein bedauerliches Symptom für die Richtung, in die sein damaliges Schriftstellern geraten war. Man kann wohl sagen: Hoffmann wurde durch das Publikum und die Verleger verdorben; er war zum Modeschriftsteller geworden, und da seine Lebensart einen ziemlich hohen Kostenaufwand erforderte, so warf er eine Menge von Erzählungen und Skizzen aufs Papier, die keinen Anspruch auf litterarische Bedeutung machen können. „Wir wissen", so sagt ein Kritiker Hoffmanns, der Dichter Wilhelm Müller, über sein Schaffen in dieser Epoche, „daß Journal-, Almanachs-, Quartalschriften-, Novellensammlungen-Herausgeber den bereitwilligen Mann nie zu Vorräten kommen ließen, und seine Ware wegging — wie warme Semmel, die denn leider nicht oft ganz ausgebacken war." Mit diesen Worten hat er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Auf die ganz mißlungene, 1820 entstandene „Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot" (Breslau 1821), eine Arbeit, die selbst Hoffmanns beste Freunde, wie Hitzig, wegen ihres matten „Nebelns und Schwebelns mit leeren Schatten" verurteilen mußten, folgte im nächsten Jahr wiederum eine auf etwas höherem Niveau stehende Leistung im „Meister Floh, einem Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde" (Frankfurt a. M. 1822). Doch sollte ihm diese Erzählung noch eine Menge von Unannehmlichkeiten zuziehen; denn er hatte darin, abgesehen davon, daß er auch sonst, wie sich einer seiner Kritiker ausdrückt, manches „von der schmutzigen Wäsche Berlins" ans Licht zog, Erfahrungen, die er in amtlicher Stellung als Mitglied der Kommission gegen demagogische Umtriebe gemacht hatte, in ziemlich unvorsichtiger Weise verwertet und sich dessen gar noch in seiner Weinstube gerühmt. So wurde er in eine Untersuchung verwickelt, die sich bis kurz vor seinen Tod hinzog und die Vernichtung der in Frage kommenden Abschnitte des „Meister Floh" zur Folge hatte.

In den letzten Wochen vor seinem Ende nahm sein schriftstellerisches Schaffen noch einmal einen neuen Aufschwung, und er schuf Werke, die an seine besten Zeiten gemahnen. Während er schon auf dem Krankenbette lag und die Lähmung einen Teil seiner Glieder, so auch die Hände, ergriffen hatte, diktierte er seinem Krankenwärter Erzählungen, wie „Meister Wacht", ein ebenbürtiges Gegenstück zu „Meister Martin, dem Küfer", „Die Genesung" und „Des Vetters Eckfenster", zwei rührende, seine traurige Lage schildernde Skizzen, und endlich noch eine wie „Meister Martin" im Nürnberg des sechzehnten

Jahrhunderts spielende Novelle: „Der Feind", die aber Fragment blieb, da der Tod den Dichter fast mitten im Diktieren ereilte.

Hoffmann als Künstler kann nur richtig beurteilt werden, wenn man stets sein Wesen als Mensch im Auge behält; sein Leben bildet bei ihm mehr als bei irgend einem andern Dichter den Kommentar seiner Werke.

Er war ein Mensch von durchaus ungewöhnlichen Charaktereigenschaften, in dessen Natur sich die stärksten Gegensätze nebeneinander zusammenfanden. Sein ganzes Leben schien nur darauf angelegt, ihn zu dem Ausnahmemenschen zu stempeln, als welcher er in der deutschen Litteraturgeschichte dasteht. Von Natur für jegliche Kunst reich begabt, von frühester Jugend an zu vielseitiger Übung darin angeleitet, mußte ihm die künstlerische Bethätigung zu einem Lebensbedürfnis werden, von dem er nicht mehr lassen konnte, zu einem Mittel, seine Persönlichkeit gegenüber den oft übermächtigen Einwirkungen der Außenwelt frei und selbständig zu erhalten. Es wurde ihm zur Gewohnheit, ja zur andern Natur, alles sofort vom künstlerischen Standpunkte aufzufassen, und diese zentrale Stellung des künstlerischen Elements in Hoffmanns Natur muß wiederum stets berücksichtigt werden, auch wenn man von seinem menschlichen Charakter spricht.

Wer ihn nur oberflächlich kannte und beurteilte, mochte ihn einen kalten, gefühllosen Egoisten nennen. Es ist etwas Wahres daran: wie die meisten bedeutenden Menschen war er eine rücksichtslos sich auslebende Natur, er konnte sich nicht leicht seiner menschlichen Umgebung anpassen, wenn sein Inneres nicht von irgend einer Seite berührt wurde. Es ging ihm also die Eigenschaft ab, die in erster Linie das Wesen des angenehmen Gesellschafters ausmacht. „Wer ihn langweilte", so berichtet sein Biograph kurz und drastisch, „den gähnte er an, und wer ihm Ärgernis gab, dem wies er die Zähne."

Wer ihn aber tiefer kannte, der wußte, daß hinter der rauhen Schale ein recht weicher Kern verborgen war. Sein ganzes Verhältnis zu Hippel ist der beste Beweis für sein von Haus aus weiches und gutes Gemüt. Auch seine Liebe zu den Kindern und seine Freude am naiven Kindergemüt, die sich so oft in seinen Werken, z. B. im „Nußknacker und Mausekönig", ausspricht, und von der uns sein Biograph ausdrücklich berichtet, bürgt dafür.

Wenn es schwer anging, in Bekanntschaft mit ihm zu kommen, und er sich nur langsam zu erkennen gab, so trugen zum großen Teil seine

Lebenserfahrungen die Schuld an dieser Verschlossenheit seines Wesens. Er hatte die Menschen zu oft von ihrer schlechten und unkünstlerischen Seite kennen gelernt, als daß sich nicht hätte in ihm ein souveräner Zug der Nichtachtung gegenüber der großen Menge ausbilden müssen. Als ein in seinen tiefsten Intentionen meist mißverstandener Künstler tritt bei ihm schon frühzeitig jener auch bei den übrigen Romantikern zu beobachtende Haß gegen alles Philistertum auf, dem er in seinen Werken so häufig Worte verliehen hat.

Seine Feinde, insbesondere die Philister unter ihnen, die ja beim Menschen immer erst nach der „Religion“ und ihrer äußerlichen Übung fragen, haben versucht, ihn als einen irreligiösen Menschen zu verdammen. Andere wieder haben ihm, dem protestantisch Getauften, Sympathien für den Katholicismus vorgeworfen. Daß er für die Gefühlstiefe der katholischen Religion und vor allem für das starke Überwiegen musikalischer Elemente in ihrem Kultus eine gewisse Vorliebe hatte, ist wohl begreiflich, zumal da er lange Jahre in katholischen Gegenden gelebt hat. Von dem Konvertitentum anderer romantischer Dichter jedoch kann bei ihm keine Rede sein. Gemütlich ohne Zweifel zur Religion beanlagt, brachte er seine Herzensfrömmigkeit in der Kunst, vor allem in der Musik zum Austrag, als Verstandesmensch war er so klug, alle religiösen, insonderheit die dogmatischen Gespräche zu meiden, und die Eiferer mögen ihm darum immerhin Indifferentismus vorwerfen.

Nicht bloß als gottlosen Menschen, auch als schlechten Staatsbürger suchte man den armen Dichter zu verdächtigen. Es ist wiederum etwas daran: Hoffmann war sein Leben lang ein Feind aller politischen Gespräche und haßte jedwede Biertischpolitik. Wenn aber in seinen Dichtungen aus der Zeit um 1813 nur wenig von der Begeisterung der Befreiungskriege zu verspüren ist, so ist der Grund nicht etwa in schlechtem Patriotismus — er haßte die Franzosen von ganzem Herzen — sondern in seiner Dichterindividualität zu suchen, der nichts ferner lag als der enthusiastische Ausdruck von Massengefühlen. Später mußte Hoffmann die Politik gewissermaßen als Amtsgeschäft betreiben, und da soll er nun gar einer der schlimmsten Demagogenriecher gewesen sein und die ideal gesinnte deutsche Jugend mit der schändlichsten Rücksichtslosigkeit verfolgt haben. Mit vollem Recht wurde dieser Vorwurf schon von verschiedenen Seiten[1] als total aus der Luft ge-

[1] So besonders von H. Pröhle („Grenzboten“ 1891, Bd. I, S. 121 ff.).

griffen zurückgewiesen, denn wenn er sich gelegentlich in seinem „Kater Murr“ eine harmlose Satire gegen das Treiben der Burschenschaften erlaubt, wenn er dort z. B. die Katerjünglinge Kommerslieder lieber bei Wein als bei Wasser absingen läßt, so ist er darum noch lange kein Feind der guten Sache, und seine glanzvolle, noch erhaltene Verteidigung des Turnvaters Jahn[1] ist der beste Beweis für sein unparteiisches und gewissenhaftes Verfahren in seinem Amte.

Die Beschuldigung der Unmäßigkeit im Trinken wurde schon oben richtig gestellt. Man muß allerdings zugeben, und der mitunter etwas grieskrämige Hitzig hat sein möglichstes gethan, um diese Frage immer wieder aufs Tapet zu bringen, Hoffmanns Weinhausbesuch nahm in der letzten Zeit seines Lebens etwas bedenkliche Dimensionen an, seine unglückliche Natur trieb ihn dazu, und er mußte gewiß schwer, allzuschwer dafür büßen. — Auch sein Verkehr war nicht immer der beste, und die Folgen zeigten sich, darf man Hitzig glauben, darin, daß „seine Konversation in dem letzten Jahre seines Lebens etwas ansäuerlich geworden“; aber, und dafür zeugen seine letzten Werke in der schönsten Weise, seine edlere Dichternatur hat er bis an sein Ende nie verleugnet, und auch von jenem „Ansäuerlichen“ oder Cynischen wird man in seinen poetischen Äußerungen vergebens nach Spuren suchen.

Wenn wir sagten, seine Natur habe ihn zu jener unregelmäßigen Lebensweise getrieben, so wollen wir damit ja nicht den starken Vorwurf verschleiern, den wir darin finden müßten, hieße es nicht „Tout comprendre c'est tout pardonner“. Hoffmann war von Hause aus keine willensstarke Persönlichkeit. So scharf auch sein Verstand urteilte, seine Vernunft war unfähig, der mächtigen Triebe Herr zu werden. So häufig auch der Dichter in seinen Werken moralisiert und philosophiert, so zeigt er damit nur, daß auch er ein Kind der von ihm und den übrigen Romantikern so heftig bekämpften Aufklärungsepoche war; aber ein Philosoph ist er nie gewesen, zu einer heroischen Lebensauffassung hat er nie vermocht, sich aufzuschwingen. Seine Weltanschauung war, wenn wir auf den Grund gehen wollen, ein ziemlich niedrig stehender Glaube an den Zufall. Und zwar war sein Fatalismus nicht von jener bewundernswürdigen, mutvollen Art,

[1] Abgedruckt in Pröhle, „Jahns Leben“ (1855). „Hoffmanns krystallheller Bericht über die Jahnsche Untersuchung“, sagt Pröhle, „ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege und der erste glückliche kulturhistorische Versuch des neunzehnten Jahrhunderts“.

sondern er grenzte eher an düsteren, niederdrückenden Pessimismus.[1] Eines seiner drastischen Lieblingsworte, in dem diese Anschauung deutlich zum Ausdruck kommt, lautete, daß „der Teufel auf alles seinen Schwanz legen müsse".

Dieser Gesichtspunkt wirft auch ein helles Licht auf die Art, wie Hoffmann als Dichter das Leben gestaltet hat. Nur kurz können wir auf einen der kompliziertesten Begriffe in der Geschichte der deutschen Poesie hinweisen, die sogenannte „romantische Ironie". Diese Idee tritt bei Hoffmann in allen nur möglichen Schattierungen ins Leben. Die harmloseste, auch wohl ursprüngliche Fassung, die an die Sokratische Ironie erinnert, bezog sich nur auf das Verhalten des Dichters zu seinem poetischen Stoffe: er sollte frei und souverän über ihm stehen und sich stets bewußt bleiben, daß er eben dichte. Der tiefere Grund, warum diese Theorie so mächtig wurde, lag in dem damaligen schroffen Gegensatz zwischen Poesie und Leben: der Dichter, durch seine Phantasie dazu gedrängt, das Leben poetisch auszumalen, fühlte den schroffen Kontrast zwischen Wirklichkeit und Ideal, und die Art von Ironie, die aus dem Bewußtsein dieses Kontrastes entsprang, lag schon in der Richtung der Weltanschauung.

Wenn die Theoretiker der romantischen Schule so häufig von der für den Künstler notwendigen Ironie reden, so soll damit meist nur die absolute poetische Willkür bemäntelt und sanktioniert werden, mit welcher die romantischen Dichter nicht selten ihre eigenen Produkte ver-

[1] Eine kleine Anekdote, die seine Weltanschauung treffend kennzeichnet, können wir uns nicht versagen, hier anzuführen. An einem Herbstmorgen, so erzählt er seinem Biographen, als er über den Gendarmenmarkt gegangen, habe er folgendes mit angesehen: „Ein allerliebstes kleines Mädchen aus der untersten Volksklasse wäre vor die Bude einer Hökerin getreten und habe von dem Obste, das jene feil bot, etwas verlangt. Mit rauher Stimme habe das Weib sie angefahren, sie solle ihr zeigen, wie viel Geld sie daran wenden könne, und als das Kind nun mit der freudigsten Unschuld seinen Dreier hervorgeholt, sei er ihm mit den Worten zurückgestoßen worden: daß es dafür nichts gäbe. Zum Tode betrübt wäre die Kleine abgezogen. Da — so fuhr Hoffmann fort — näherte ich mich dem alten Weibe, die wohl bemerkt, daß ich Zeuge der ganzen Szene gewesen, und steckte ihr ein Viergroschenstück in die Hand. Eilends rief sie nun das Kind zurück und füllte die kleine Schürze mit den allerschönsten Pflaumen. Sie können ihn sich wohl ausmalen, diesen Wechsel der höchsten Betrübnis und der unaussprechlichsten Freude. Bis so weit sieht die Geschichte jedermann ähnlich, der mit wohlwollendem Herzen eine Liebesgabe gereicht hat. Aber nun — erzählte er weiter, und das war der ganze Hoffmann — hat mich auf dem Wege zu Ihnen der Gedanke schon zermartert und ich kann ihn nicht los werden, daß das Kind sich an den Pflaumen die Ruhr an den Hals essen und so die Lust, die ich ihm bereitet, die Ursache seines Todes werden wird."

nichteten, und die schließlich mit anderen zusammen die innere Zersetzung und Auflösung der gesamten Romantik herbeiführen sollte.[1] Bei Hoffmann dagegen nahm die Ironie den viel ernsteren Charakter des Selbsterlebten an. Sie war für ihn nicht bloß schriftstellerisches Mittel, sondern sie wurde ihm zur Lebenspraxis. Durch die Kraft des ironischen Verhaltens fand er sich mit den Bitterkeiten des Lebens ab, und diese selbst führte er wiederum auf die Ironie einer höheren Macht zurück, die „Ironie des Schicksals“ in dem tiefen Sinn, den die Antike mit diesem Ausdruck verband.

Diese höhere Macht, der Hoffmannsche Zufall, der Teufel, der auf alles seinen Schwanz legt, kann mit dem wirklichen Leben in ähnlich willkürlicher Weise schalten, wie der Romantiker mit seinem poetischen Stoffe — oder auch mit dem Leben, wenn es geht und seine Ironie nicht jener höheren Ironie zum Opfer fällt.[2] Ganz unvermutet thun sich oft, wenn man Hoffmanns Werke liest, diese Tiefen und Abgründe seines Wesens vor dem Leser auf, und schaudernd sieht man hinab, meist aber ist all das überbrückt durch die überaus gewandte Technik des Erzählers.

Hoffmanns Beanlagung schien keine Grenzen zu haben, sie erstreckte sich schon in seiner frühesten Jugendzeit in gleicher Weise auf Poesie, Musik und bildende Kunst. Lange Zeit seines Lebens fühlte er sich zum Musiker geboren — und thatsächlich stand das musikalische Empfinden, auch wenn er dichtete, sein ganzes Leben hindurch im Zentrum seines Innern[3] — dann hatte er wieder eine Periode, wo er nur Maler werden wollte, und schließlich landete er im Hafen des Schriftstellertums.

Auch als Schriftsteller war er in den verschiedensten Richtungen und Gattungen thätig. Als Lyriker ist er, abgesehen von einigen Jugendversuchen und gelegentlich in seine Erzählungen eingestreuten Versen, wohl infolge mangelnden Formgefühls nicht aufgetreten,

---

[1] Vgl. die Einleitung zu den „Märchen“, Bd. I, S. 1 f.

[2] Hoffmann selbst hat in der meisterhaft geschilderten Figur der Euphemie („Elixire“ I, Abschnitt 2), in dem schneidenden Kontrast ihrer Theorie und ihres Schicksals, jene frei und frech mit dem Leben schaltende Ironie der Romantiker auf geradezu grauenhafte Weise ironisiert.

[3] Man könnte fragen, warum denn Hoffmann der Idealmusiker, als welchen er seinen Kreisler so deutlich geschildert hat, nicht selbst geworden ist. Vielleicht gilt von ihm auch, aber allerdings in viel geringerem Maße, das, was man über die andern Vertreter der „musikalischen Poesie“ unter den Romantikern sagen kann: er hörte wohl in seinem Innern die wunderbarste Musik, aber er besaß nicht die Gabe, das, was er hörte, künstlerisch frei aus sich herauszugestalten.

wohl aber, wie wir oben sahen, als Dramatiker, und es wurde ihm von verschiedener Seite, so von Brentano, allen Ernstes große Befähigung zum Drama zugesprochen. Er selbst wußte, daß seine Novellen oft „den Keim in sich tragen, aus dem das wahre Drama hervorsprießt wie ein schöner herrlicher Baum"; auch hatte er, wie man aus den zahlreichen, über seine Werke verstreuten ästhetischen Reflexionen und seinen Leistungen fürs Bamberger Theater sieht, die besten dramatischen Einsichten. Wenn er aber doch auf den Ruhm des Dramatikers verzichtete, so that er es wohl aus dem instinktiven Gefühl, daß ihm eine sehr wichtige Gabe abgehe, und das ist die für den Schauspieldichter unbedingt erforderliche Fähigkeit strammer Konzentration.

Derselbe Mangel an künstlerischer Selbstbeherrschung macht sich übrigens auch in den meisten seiner prosaischen Erzählungen geltend. Nur selten ist es ihm gelungen, ein breiter angelegtes Kunstwerk in allen seinen Teilen gleichmäßig und harmonisch auszuarbeiten.

So kann man auch nicht eigentlich von einer Entwickelung oder wenigstens nicht von einer künstlerischen Selbsterziehung Hoffmanns reden. Ein Fortschritt seiner poetischen Kunst, abgesehen von rein technischer Vervollkommnung und der oben schon näher bezeichneten Förderung durch fremde Einflüsse, wie die Romantik, ließe sich höchstens in der Richtung erkennen, wie er mehr und mehr gelernt hat, seine eigenen Erlebnisse poetisch zu fixieren, und weiterhin darin, wie er wenigstens in manchen seiner besten Leistungen aus späterer Zeit es dahin brachte, über die unmittelbare Wiedergabe des Selbstangeschauten hinaus Proben einer abgeklärteren und von persönlichen Zufälligkeiten gereinigteren Auffassung und Schilderung des Lebens zu geben.

Am originellsten und ästhetisch wertvollsten werden aber immer diejenigen unter seinen Werken bleiben, in denen die autobiographischen Elemente vorwalten. Der hohe Wert solcher Erzeugnisse liegt nicht darin, daß sie irgend einer poetischen Theorie entsprechen, sondern eben darin, daß sie den unmittelbaren Ausdruck einer eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit bilden.

Und trotz diesem Hang zur Selbstanalyse finden sich doch nur selten Spuren einer ernsteren Selbstkritik in seinen Werken. Und wenn er gerade auch einen seiner Fehler klar einsieht, so begnügt er sich doch meist damit, ihn mit Bedauern zu konstatieren. Was wir oben als Mangel an künstlerischer Selbstzucht bezeichneten, drückt z. B. er in seinem angebornen Fatalismus folgendermaßen aus: „Die Natur habe bei

seiner Organisation ein neues Rezept versucht, und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizbaren Gemüte, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nötig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie sie dieselben, selbst im höhern Sinn, eigentlich brauche."

Der schlimmste Vorwurf, der Hoffmann namentlich von einer so konträren Dichternatur wie Goethe gemacht werden konnte, lag eben in dieser Unfähigkeit, seine ausschweifenden künstlerischen Triebe auf das richtige Maß einzudämmen. Im Anschluß an ein Urteil Walter Scotts[1], der Hoffmanns Werke als „Warnungstafeln" aufstellte, „die anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers", und der seine Begeisterungen den Einbildungen vergleicht, „die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten", hat Goethe das vielcitierte harte Wort[2] ausgesprochen: „Welcher treue, für Nationalbildung besorgte Teilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemütern eingeimpft worden."

Der Weimarer Dichter, dessen ganzes Leben das größte Muster künstlerischer Selbsterziehung bildet, konnte von seinem Standpunkt aus nicht anders urteilen, zumal da er von Hoffmann vermutlich nur einige seiner tollsten Gespenstergeschichten kannte, wie sie sich im Vulpiusschen Kreis natürlich ganz besonderer Beliebtheit erfreuten. Und die grellphantastischen, grauenhaften Motive werden es immer sein, welche dem oberflächlichen Leser als das Charakteristische von Hoffmanns Stoffwelt erscheinen. Diese Vorliebe für die Nachtseiten der Natur teilt der Dichter aber wieder mit den meisten seiner romantischen Dichterkollegen, insbesondere mit Tieck, nur daß bei Hoffmann die Schilderung dieser Gebiete durch den beständigen Eindruck des Selbsterlebten unendlich tiefer wirkt.

Das Wunderbare, Geheimnisvolle, die Welt der Träume und Ahnungen ist das wahre Land der Poesie, so lautete die offen und

---

[1] In dem Aufsatz „On the Supernatural in fictitions Compositions" in „The Foreign Quarterly Review" (Juli 1827).

[2] Goethes Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. 29, S. 774.

häufig proklamierte Doktrin der Romantiker, die Hoffmann als selbstverständlich übernommen und unzählige Male wiederholt hat.

So bildete er diese Richtung seiner Phantasie, zu der ihn schon seine Natur hintrieb, mit bewußter Absicht aus; in seinen Beobachtungen der Außenwelt suchte er stets nach dem Absonderlichen und Seltsamen an Menschen und Vorgängen, und daran knüpfte er dann, wie er selbst meisterhaft in „Des Vetters Eckfenster“ geschildert hat, seine phantastischen Einfälle und skurrilen Ideen.

Daß er bei einem solchen Verhalten zur Außenwelt fast gar keine volle, harmonische Menschennaturen geschaffen hat, ist leicht abzusehen, ebenso auch, daß er nur selten mit wirklicher Gemütstiefe sich in seine Gestalten versenken konnte. „Hoffmann ist gewiß“, sagt einer seiner zeitgenössischen Kritiker, „eine treue, redliche Seele, aber — in Hoffmanns Büchern kann man das nicht sehen, denn das Lyrische darin erscheint Jean-Paulisch herausgekniffen.“ Damit ist trefflich jene erzwungene, stets von der lauernden Ironie bedrohte Sentimentalität und jener forcierte Humor gekennzeichnet, der die lyrischen Partien in seinen Werken charakterisiert. Schon seine oben geschilderte Weltanschauung ließ ihn zu keiner freien Äußerung naiven Gemüts gelangen. „In jedem Genuß“, so sagt er über seinen Helden im „Meister Floh“ und meint damit sich selbst, „spürte er zu sehr den bittern Beigeschmack, der freilich aus dem schwarzen stygischen Bächlein kommt, das durch unser ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finster, in sich gekehrt, ja oft ungerecht gegen alles, was ihn umgab.“

Viele von Hoffmanns Werken würden, zieht man nur diese Art und Weise, wie er Dinge und Menschen um sich auffaßte, in Betracht, viel weniger künstlerischen Genuß bieten, als sie es thatsächlich thun, wenn nicht zu alledem die bewundernswerte schriftstellerische Technik des Dichters käme, mit der er unter den Romantikern geradezu einzig dasteht.

Wie wir in der Einleitung zu „Des Vetters Eckfenster“ ausgeführt haben[1], bildet die wichtigste Grundlage seines dichterischen Schaffens die Kraft der Anschauung, mit dem äußeren sowohl als auch mit dem inneren geistigen Auge. Nie versucht er etwas zu schildern, was er nicht vorher geschaut hat. So machen alle seine Werke, auch wenn sie sich in ganz phantastische Gebiete verirren, den Eindruck un-

[1] Vgl. Bd. II, S. 385.

mittelbarster Lebenswahrheit. Wie Hoffmann — wenigstens in den Momenten dichterischer Produktion — selbst an seine Gespenster geglaubt hat, so muß auch sein Leser daran glauben, ob er will oder nicht. Sein Hauptmittel dabei, das er gewiß auch nur auf Grund eigenen Erlebens gewonnen hat, war die direkte Zusammenstellung und Vermengung des Wunderbaren mit dem Wirklichen. Dadurch werden aber seine Phantasiegebilde nicht nur glaubhaft, er erzielt außerdem noch bedeutende Wirkung durch den dabei in Geltung kommenden Kontrast, ein Kunstmittel, das er auch sonst häufig in ernsten wie in komisch gefärbten Erzeugnissen mit größtem Erfolge angewendet hat.

Andere Mittel, wie das Prinzip der Rahmenerzählung, das oft in eine dem modernen Geschmack nicht mehr zusagende Einschachtelungsmanier ausartet, hat er von dem romantischen Roman oder von dem unerreichten Vorbild desselben, wie es im Goetheschen Roman vorlag, gelernt und ebenfalls mit großem Geschick verwertet.

Hoffmanns eminent realistischer Stil kann heute noch als Muster dieser Gattung aufgestellt werden. „Die fast Goethesche Klarheit und Reinheit", sagt einer seiner Beurteiler, „der lebendige Fluß, die vielseitige Kraft seiner Diktion zeichnen seine Dichtungen vor allen übrigen romantischen Produkten aus, und machen auch die wildesten Ausgeburten seiner kranken Phantasie noch lesbar und interessant." Seiner musikalischen Empfindung dankt seine Sprache die tiefe Verinnerlichung, seiner Gabe für die bildende Kunst die plastische Anschaulichkeit und seiner juristischen Praxis die Klarheit und Exaktheit.

Entsprechend den mannigfaltigen Stoffen, die Hoffmann behandelt hat, weist sein Stil auch eine bedeutende Wandlungsfähigkeit auf. So hat er nach dem Vorgang Tiecks sich trefflich den naiv herzlichen Ton des alten Volksmärchens und den einfachen, markigen Stil der alten Chroniken angeeignet. Durch Verwendung altertümlicher Ausdrücke wie durch kühne, meist humoristische Neuschöpfungen hat er sehr häufig eine treffliche Wirkung erzielt.

Material zu einem herrlichen Dichter war in ihm, aber kein herrlicher Dichter ist daraus geworden — so sagt der Engländer Carlyle, der seinen Dichterbegriff an Goethes klassischer Größe gebildet hatte. Er hat recht: ein herrlicher Dichter im Sinne unsrer Klassiker ist Hoffmann nie gewesen und konnte es auch, so wie seine Natur und die damaligen Verhältnisse beschaffen waren, nie werden. Wohl aber hat das konträre Ideal der romantischen Poesie in ihm wenigstens seinen kon-

sequentesten und charakteristischsten Ausdruck gefunden. — Aber er war auch nicht bloß der typische Vertreter der romantischen Gattung, er hat in sich die Romantik auf ihre Spitze getrieben und ist dadurch ihr Überwinder geworden. Wir sehen in ihm den ersten realistischen Dichter im modernen Sinne, und er steht so als einer der merkwürdigsten Marksteine in der Entwickelung des deutschen Geistes auf der Grenzscheide zweier sich ablösender Epochen.

Hoffmanns Einwirkung auf die Folgezeit läßt sich bis in die Gegenwart hinein deutlich beobachten. Nachahmer, soweit bei einem so originellen Genie überhaupt von Nachahmung die Rede sein kann, hat er eine Menge gefunden. Die meisten haben, ohne sich irgendwie mit ihm messen zu können, seine Schilderungen des Grausigen und Gespensterhaften zu kopieren und noch zu übertreiben gesucht. Von seiner realistischen Technik haben mehr noch als seine Landsleute die Schriftsteller Frankreichs gelernt, wo Hoffmann von jeher zu den vielgelesensten Autoren gehört hat. Seine eigenartige Persönlichkeit hat auf eine große Zahl unserer bedeutendsten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts tiefen Einfluß ausgeübt, und Männer wie Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Heinrich Heine und Richard Wagner haben ihrer dankbaren Gesinnung gegen den originellen Mann auch in ihren Werken ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Viktor Hugo.

Märchen.

Einleitung des Herausgebers.

„Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein" — so lautet die Quintessenz von Novalis' Reflexionen über das Poetische, und er hat damit seinen meisten romantischen Dichterkollegen aus dem Herzen gesprochen. Der Zug zum Naiven, Volkstümlichen und Kindlich-Herzlichen in der Kunst war in der gesamten Richtung des Zeitalters tief begründet: die zahlreichen Märchensammlungen, die „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm an der Spitze, fanden beim deutschen Volk die wärmste Aufnahme, und es war kein Wunder, daß auch die moderne Kunstdichtung in der beliebten Gattung das ihrige zu leisten versuchte.

Das alte Volksmärchen gab dafür gewiß das beste Muster ab, aber wenn auch wir im Einklang mit Novalis das Märchen als die spezifisch romantische Kunstgattung bezeichnen, so müssen wir bei den Romantikern doch an einen viel weiteren und komplizierteren Begriff des Wortes denken, als ihn uns jene alten Muster an die Hand geben. Sie bezeichneten mit Märchen nicht allein das naive Volks- und Kindermärchen im Sinne der Grimmschen Sammlung, sondern verstanden darunter die gesamte Poesie des Wunderbaren und Phantastischen, des Mythen- und Sagenhaften, des Symbolischen und Allegorischen, und schon daraus kann man auf die seltsamen Formen schließen, die das Märchen unter ihren Händen bekommen sollte.

Sie verloren bald, von litterarischen Mustern wie dem Goetheschen Kunstmärchen irre geleitet, die Richtschnur des kindlichen Volksmärchens ganz aus dem Auge, und weit ab von harmloser Märchenlust förderten sie in mühsamer Arbeit künstliche und erkünstelte Produkte zu Tage, die mit dem echten Märchen nichts als den Namen gemein hatten.

Und doch war diese Richtung ihres Schaffens in den damaligen Verhältnissen von Poesie und Leben tiefbegründet, und wir thun am besten, neben der Gattung der alten volksmäßigen Märchenpoesie noch

eine neue für sich bestehende anzunehmen, die des subjektiven, modernisierenden Kunstmärchens der Romantiker.

Das Neue und Unterscheidende daran ist vor allem die beständige, meist unwillkürliche Einmengung modernen Denkens und Fühlens in die doch der Gegenwart fernliegenden poetischen Phantasiegebilde, die geradezu raffinierte Ausbildung und Motivierung des Phantastischen, die schon an sich ein bedeutendes Mitwirken des Verstandes voraussetzt, aber bei allzu starken Übertreibungen zur zersetzenden Ironie, des Märchens schlimmster Feindin, hinführt.

Das Hauptmotiv, das sich den romantischen Märchendichtern naturgemäß aufdrängte, war der große Kontrast zwischen der Poesie jener Traumwelt und der Prosa der modernen Alltäglichkeit, und so bekommen ihre Dichtungen meist einen didaktischen und satirischen Beigeschmack.

Am breitesten und auffälligsten tritt diese Tendenz in den dramatischen Gestaltungen märchenhafter Stoffe besonders bei Tieck auf, der sich aber ebendarum auch am allerweitesten von der reinen Gattung des naiven Märchens entfernt.

Wer diesen Maßstab an die Produkte der Romantiker legt, mag ihnen allerdings unnatürliche Künstlichkeit und phantastische Verzerrung vorwerfen, — und auch die meisten Hoffmannschen Märchen würde dieser Vorwurf treffen. Aber gerade letztere nehmen innerhalb der übrigen romantischen Märchen eine ganz besondere Stellung ein. In ihnen hat der Gegensatz zwischen Poesie und Wirklichkeit seinen schärfsten und sagen wir gleich auch lebenswahrsten Ausdruck gefunden.

Hoffmanns Märchen sind trotz aller Phantastik durch und durch erlebt und verdienen so schon als unmittelbare Äußerungen seiner originellen Persönlichkeit unsre volle Aufmerksamkeit. Sie sind aber auch von hohem künstlerischen Wert, denn die Art, wie er seine phantastischen Eingebungen aus sich herausgestaltet, wie er ihnen lebendigste Anschaulichkeit und eine beinahe logische Wahrscheinlichkeit verleiht, und die originelle, vor ihm nie dagewesene Manier, seine Phantasien mitten in die moderne Wirklichkeit um ihn hineinzuversetzen oder vielmehr aus ihr herauswachsen zu lassen, zeugt von der höchsten realistischen Kunstbegabung.

Unter Hoffmanns Märchen verdient unbedingt der „Goldne Topf“ den ersten Preis. Der Dichter selbst nannte ihn sein „poetisches Meisterwerk“, in ihm hatte er seiner höchsten Kunstbegeisterung wie in

keiner andern Dichtung Ausdruck gegeben, und was er später in dieser Richtung schrieb, war mehr oder weniger ein Abglanz der Ideen des „Goldnen Topfes“. Entstanden ist das Märchen während des schriftstellerisch so ergiebigen Dresdener Aufenthaltes im Jahr 1813 und in der Sylvesternacht desselben Jahres vollendet. Erschienen ist es erst im nächsten Jahr im dritten Band der „Phantasiestücke“.

Über die noch in die Bamberger Zeit fallende Konzeption des Märchens gibt uns der spätere Verleger desselben, Kunz, in seinen „Erinnerungen“ einige interessante Notizen. „Hoffmann fand“, so lautet sein Bericht, „ein Jahr vor seinem Abgange von Bamberg ein Buch in meiner Bibliothek: ‚Menschliches Elend. Aus dem Englischen des James Beresford übersetzt von Adolf Wagner. Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von J. A. Kanne. 2 Theile. Bayreuth, Lübeck 1810.‘, das ihn so sehr ergötzte, daß er es wohl ein halb Dutzend Mal durchlas, Auszüge daraus machte und mir mitteilte, wie in ihm durch dieses Buch der Gedanke aufgegangen sei, einen Charakter in Form einer Novelle darzustellen, der gleichsam vom Schicksal verdammt sei, wo er gehe und stehe, Unglück zu erleben und um sich zu verbreiten. Zur lebendigen Anschauung sei ihm dieser Charakter durch ein hier lebendes Original geworden, dessen Namen zu nennen, mir der Leser aber bis jetzt noch nicht zumuten wolle. — Um mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie dieser Mann durch ein unbegreifliches Fatum bestimmt sei, auch im konventionellen Leben an sich lauter Widerwärtigkeiten zu erfahren und um sich her anzurichten, wolle er mir nur eine soeben niedergeschriebene Szene mitteilen, wo derselbe in Gesellschaft von ein paar geputzten Damen, die er am Arme führe, über den hiesigen großen, reinlichen Maximiliansplatz gehe, auf welchem sich aber nur eine einzige unbedeutende Pfütze befände; in diese müsse er treten, sich und die beatlasten Damen von unten bis oben bespritzend. — Hoffmann entwarf später noch mehrere höchst komische Szenen, die er mir vorlas, und ich darf behaupten, daß sein Original im Kopfe mit dem im Leben treulich Hand in Hand ging. — Ich machte ihm aber die Bemerkung, daß dies alles recht schön und ergötzlich zu lesen wäre; allein der tiefer schauende Leser würde denn doch eine rein poetische Auffassung eines solchen Charakters verlangen und eine befriedigende Pointe am Schlusse des Ganzen schmerzlich vermissen. Er sah dies auf der Stelle ein, und seit dieser Äußerung wurde, was mir leid that, keine Zeile weiter geschrieben. — Andere Dinge kamen dazwischen, die ihn dem ferneren

Nachdenken über diesen Gegenstand entzogen, und so wurde an diese Arbeit bis zu seiner Abreise von Bamberg nicht weiter gedacht."

Daß Hoffmann in Dresden thatsächlich wieder an die alte Idee anknüpfte, um sie, allerdings in vollständig neuer Form, auszugestalten, beweisen seine Worte in einem Brief an Kunz von Dresden aus (19. August 1813). „Sie werden bei Lesung des Ganzen (des „Goldnen Topfes") wahrnehmen, daß eine frühere in Bamberg gefaßte Idee, die durch Ihre sehr richtigen Bemerkungen und Einwürfe nur nicht zur gänzlichen Ausführung kam, die Grundlage des Märchens bildet."

Unter allen spezifisch romantischen Dichtungen Hoffmanns hat der „Goldne Topf" wohl die größte Berühmtheit erlangt. Auch von seiten der litterarischen Kritik wurde ihm die meiste Beachtung zu teil, und wir lassen als Probe einige Partien aus der überaus eingehenden Besprechung in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur" (VIII. Jahrgang, 1815, Nr. 66, S. 1050 ff.) folgen:

„— Wenn es Werke des Genius gibt, die, gleich hoch über Lob und Tadel erhaben, den Maßstab, nach welchem sie zu messen sind, erst mit sich selbst auf die Welt bringen, so rechnen wir unbedenklich dieses wunderschöne Märchen zu jenen seltenen Geistesblüten. In der That wüßten wir neben ihm nichts zu nennen als Goethes berühmtes Märchen in den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter' und Fouqués liebliche ‚Undine'; doch übertrifft ‚Der goldne Topf' diese unstreitig noch an phantastischem Reichtum und kecker lebendiger Charakteristik. Die kühnste Phantasie, mit den gewagtesten Kombinationen, wie nur der Traum sie schaffen kann, in geisterhafter Lebendigkeit spielend, durchdringt sich in diesem wunderbaren Produkte mit dem reifsten Verstande und der klarsten Besonnenheit. Die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee ist mit ebenso streng philosophischer Konsequenz durchgeführt, als mit der herrlichsten Ironie objektiviert und durch und durch beseelt, und die unvergleichliche Geschichte wird den ernsten Denker ebenso durch die geistreichste Planmäßigkeit und durch den Tiefsinn der Ideen ansprechen, als den oberflächlichsten Leser durch bezaubernde Anmut der Darstellung gewinnen und festhalten: was eben der Stempel eines echt poetischen Werkes aus gediegenem Golde ist. . . . In der That, hier ist mehr als Andeutung, es ist das wunderbare Geisterreich selber, was sich in lebendiger Gegenwart vor uns aufthut. Es ist das Geheimnis aller Geheimnisse, das große Mysterium aller endlichen Schöpfung, des Abfalles und der Wiederkehr des Vergänglichen in das ursprüng-

liche Sein, woran dies Märchen erinnert. Auch einen schönen Hymnus auf die Poesie selber könnte man es nennen, denn es ist ein poetisches Gemüt, an welchem jene Verklärung des unscheinbaren Erdkeims zum Glanz uralter Seligkeit gefeiert wird. Der herrliche Mythus vom Phosphorus, die Erzählung von der Liebe und den Leiden des Salamanders und die Geschichte des Studenten Anselmus (und bringen wir es höher auf Erden? —) ist im Grunde eine und dieselbe erhabene Allegorie des Abfalles und der ewigen Wiederkehr, alle drei Bilder bezeichneten die stufenweise Entfernung und Emanation des Endlichen aus dem Unendlichen. Im Phosphor glüht die Flamme des Ursprungs am reinsten, getrübter schimmert sie im Salamander, er ist schon eine Stufe tiefer von der Ursonne abwärts gesunken, doch ist die Entfernung vom Ursprunge bei ihm geringer als im Anselmus; daher ihm noch der Stempel des alten ‚Königtums' geblieben, jene Gewalt über die Natur und das Element, die der Mensch im Anfang besessen. Am tiefsten aus den Gestirnen ist der ewige Funke im Anselmus gefallen, und nur ein gewisses Ungeschick zu dem gemeinen Treiben des Lebens verrät anfangs den Adel dieses noch im Kiesel verschlossenen Demants, und nur allmählich entwickelt sich am Strahl der höheren Sonne die Blume des herrlichen Gemüts. Durch mancherlei Täuschung, Qual und Prüfung muß der Arme hindurchgehen und im Feuer geläutert werden, bis das edle Gold erscheint. Aber je tiefer der Fall, desto höher die Erhebung, und der Triumph der Menschenkraft ist desto größer und glänzender ihre Verherrlichung, je hülfloser der einsame Geist an den Strand des Lebens geworfen und seinem eignen Vermögen überlassen wurde."

An Einzelheiten rühmt der Kritiker vor allem „die seltene Kunst, womit der Dichter sein Märchen auf sicheren, wohlbekannten Boden festgründet, ganz der Weise unserer gewöhnlichen Romantiker entgegen, bei denen alles in Nebel spielt, und die ihre Dichtungen nach Spanien, Italien, Indien oder gar nach Utopien verlegen, weil sie der Kraft lebendiger Vergegenwärtigung ermangeln. Unsres Verfassers Märchen spielt in Dresden und in der neuesten Zeit, sein dreister Pinsel scheut auch die nächste Nähe nicht, und der Dichter treibt die Illusion so weit, daß man sich fast versucht fühlt, um nähere Auskunft über eins und das andere nach dem Orte selbst hinzuschreiben. Auch sind die Figuren seines Märchens mit so ergreifender Wahrheit, so hinreißender Natur gezeichnet, daß man schwören sollte, man habe sie gekannt und sei mit

ihnen umgegangen. Demohngeachtet begleitet eine leise Geistermusik das Ganze vom Anfang zum Ende. Nichts ist lieblicher als die erste Erscheinung Serpentinas (der Geliebten des Anselmus) und ihrer beiden Schwestern in der Gestalt kleiner goldgrüner Schlangen. (Die Schlange hier als Symbol der Erdverwandtschaft, der Weiblichkeit, noch ohne die spätere schlimme Bedeutung.) Mit unnachahmlicher Kunst ist das wechselweise Hervortreten der gemeinen und der Wunderwelt geschildert, je nach der innern Stimmung des Gemüts, nach der Beleuchtung von innen heraus, und wir erinnern uns kaum, den Zauber dieser Doppelanschauung von einem andern Dichter so geisterhaft und dabei so wahr dargestellt gefunden zu haben" u. s. w.

Schon bei dem fast ganz jenseits der Grenzen der kindlichen Phantasie liegenden „Goldnen Topf" dachte Hoffmann, daß auch Kinder ihre Freude daran haben könnten. So schreibt er an Hippel am 28. April 1815: „Deine Kinder müssen ja auch das Märchen lesen, selbst die jüngeren, denn ich habe gefunden, daß, unerachtet Kinder die tiefere Tendenz unmöglich auffassen können, ihre Phantasie doch durch manche Szene sehr angeregt wird."

Solche Gedanken an die Bedingungen und Gesetze der kindlich-naiven Einbildungskraft mußten entschieden dem Hoffmannschen Märchendichten förderlich sein: er suchte von sich selbst aus wieder eine Brücke zu der ursprünglichen Form des Volks- und Kindermärchens, und sein Bestreben, dessen naive Darstellungsweise zu treffen, war vom besten Erfolge gekrönt im „Nußknacker und Mausekönig".

Er schrieb das Märchen eigens für die Kinder seines Freundes Hitzig, und es enthält nichts anderes als die poetischen Ergebnisse seiner Beobachtungen an ihren kindlichen Unterhaltungen und Spielen. Im Obergerichtsrat Drosselmeier hat sich selbstverständlich der Dichter selbst in der ergötzlichsten Weise abgeschildert, und auch Hitzigs Kinder hatten, wie der Vater berichtet, eine große Freude, als sie sich unter ihren eigenen Rufnamen so lustig im Märchen kopiert sahen.

Entstanden ist der „Nußknacker und Mausekönig" in der ersten Zeit von Hoffmanns Berliner Aufenthalt und erschienen im ersten Band der „Serapionsbrüder" (Berlin 1819).

Der goldne Topf.

Ein Märchen aus der neuen Zeit.

Erste Vigilie.[1]

Die Unglücksfälle des Studenten Anselmus. — Des Konrektors Paulmann Sanitätsknaster und die goldgrünen Schlangen.

Am Himmelfahrtstage nachmittags um drei Uhr rannte ein junger Mensch in Dresden durchs Schwarze Thor[2] und geradezu in einen Korb mit Äpfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feilbot, so daß alles, was der Quetschung glücklich entgangen, hinausgeschleudert wurde, und die Straßenjungen sich lustig in die Beute teilten, die ihnen der hastige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeschrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Branntweintische, umringten den jungen Menschen und schimpften mit pöbelhaftem Ungestüm auf ihn hinein, so daß er, vor Ärger und Scham verstummend, nur seinen kleinen, nicht eben besonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und schnell einsteckte. Nun öffnete sich der festgeschlossene Kreis, aber indem der junge Mensch hinausschoß, rief ihm die Alte nach: „Ja renne — renne nur zu, Satanskind — ins Kristall bald dein Fall — ins Kristall!“ — Die gellende, krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entsetzliches, so daß die Spaziergänger verwundert stillstanden, und das Lachen, das sich erst verbreitet, mit einemmal verstummte. — Der Student Anselmus (niemand anders war der junge Mensch) fühlte sich, unerachtet er des Weibes sonderbare Worte durchaus nicht verstand, von einem unwillkürlichen Grausen ergriffen, und er beflügelte noch mehr seine Schritte,

---

[1] Nachtwache; vgl. S. 32.

[2] In der Neustadt.

um sich den auf ihn gerichteten Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. Wie er sich nun durch das Gewühl geputzter Menschen durcharbeitete, hörte er überall murmeln: „Der arme junge Mann — Ei! — über das verdammte Weib!" — Auf sonderbare Weise hatten die geheimnisvollen Worte der Alten dem lächerlichen Abenteuer eine gewisse tragische Wendung gegeben, so daß man dem vorhin ganz Unbemerkten jetzt teilnehmend nachsah. Die Frauenzimmer verziehen dem wohlgebildeten Gesichte, dessen Ausdruck die Glut des innern Grimms noch erhöhte, sowie dem kräftigen Wuchse des Jünglings alles Ungeschick sowie den aus dem Gebiete aller Mode liegenden Anzug. Sein hechtgrauer Frack war nämlich so zugeschnitten, als habe der Schneider, der ihn gearbeitet, die moderne Form nur von Hörensagen gekannt, und das schwarzatlasne wohlgeschonte Unterkleid gab dem Ganzen einen gewissen magistermäßigen Stil, dem sich nun wieder Gang und Stellung durchaus nicht fügen wollte. — Als der Student schon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linkischen Bade[1] führt, wollte ihm beinahe der Atem ausgehen. Er war genötigt, langsamer zu wandeln; aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten, denn noch immer sah er die Äpfel und Kuchen um sich tanzen, und jeder freundliche Blick dieses oder jenes Mädchens war ihm nur der Reflex des schadenfrohen Gelächters am Schwarzen Thor. So war er bis an den Eingang des Linkischen Bades gekommen; eine Reihe festlich gekleideter Menschen nach der andern zog herein. Musik von Blasinstrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der lustigen Gäste. Die Thränen wären dem armen Studenten Anselmus beinahe in die Augen getreten, denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein besonderes Familienfest für ihn gewesen, an der Glückseligkeit des

[1] Das Linkesche Bad auf dem rechten Ufer der Elbe wird noch heute als Gartenlokal gern besucht, war aber zu Anfang des Jahrhunderts, wo es noch mehr außerhalb der Stadt lag als jetzt, für die Dresdener eines der beliebtesten Ausflugsziele.

Linkischen Paradieses teilnehmen, ja er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen, und um so recht schlampampen zu können, mehr Geld eingesteckt, als eigentlich erlaubt und thunlich war. Und nun hatte ihn der fatale Tritt in den Äpfelkorb um alles gebracht, was er bei sich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Musik, an den Anblick der geputzten Mädchen — kurz! — an alle geträumten Genüsse war nicht zu denken; er schlich langsam vorbei und schlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade ganz einsam war. Unter einem Holunderbaume, der aus der Mauer hervorgesprossen, fand er ein freundliches Rasenplätzchen; da setzte er sich hin und stopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaster, den ihm sein Freund, der Konrektor Paulmann, geschenkt. — Dicht vor ihm plätscherten und rauschten die goldgelben Wellen des schönen Elbstroms, hinter demselben streckte das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Türme empor in den duftigen Himmelsgrund, der sich hinabsenkte auf die blumigen Wiesen und frisch grünenden Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackichten Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finster vor sich hinblickend, blies der Student Anselmus die Dampfwolken in die Luft, und sein Unmut wurde endlich laut, indem er sprach: „Wahr ist es doch, ich bin zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren! — Daß ich niemals Bohnenkönig[1] geworden, daß ich im Paar oder Unpaar immer falsch geraten, daß mein Butterbrot immer auf die fette Seite gefallen, von allem diesem Jammer will ich gar nicht reden; aber ist es nicht ein schreckliches Verhängnis, daß ich, als ich denn doch nun dem Satan zum Trotz Student geworden war, ein Kümmeltürke[2] sein und bleiben mußte? — Ziehe ich wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erste Mal einen Talgfleck hineinzubringen oder

[1] Bei dem jährlich am 5. oder 6. Januar gefeierten Bohnenkönigsfest wird ein Kuchen gegessen, in dem eine Bohne eingebacken ist. Der Finder derselben wird Bohnenkönig, wählt sich eine Königin, einen Hofstaat 2c.

[2] In der Studentensprache einer, der nicht aus seiner nächsten Heimat herauskommt.

mir an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? Grüße ich wohl je einen Herrn Hofrat oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu schleudern oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten und schändlich umzustülpen? Hatte ich nicht schon in Halle jeden Markttag eine bestimmte Ausgabe von drei bis vier Groschen für zertretene Töpfe, weil mir der Teufel in den Kopf setzt, meinen Gang geradeaus zu nehmen wie die Laminge[1]? Bin ich denn ein einziges Mal ins Kollegium, oder wo man mich sonst hinbeschieden, zu rechter Zeit gekommen? Was half es, daß ich eine halbe Stunde vorher ausging und mich vor die Thür hinstellte, den Drücker in der Hand, denn sowie ich mit dem Glockenschlage aufdrücken wollte, goß mir der Satan ein Waschbecken über den Kopf oder ließ mich mit einem Heraustretenden zusammenrennen, daß ich in tausend Händel verwickelt wurde und darüber alles versäumte. — Ach! ach! wo seid ihr hin, ihr seligen Träume künftigen Glücks, wie ich stolz wähnte, ich könne es wohl hier noch bis zum Geheimen Sekretär bringen! Aber hat mir mein Unstern nicht die besten Gönner verfeindet? — Ich weiß, daß der Geheime Rat, an den ich empfohlen bin, verschnittenes Haar nicht leiden mag; mit großer Mühe befestigt der Friseur einen Zopf an meinem Hinterhaupt, aber bei der ersten Verbeugung springt die unglückselige Schnur, und ein munterer Mops, der mich umschnüffelt, apportiert im Jubel das Zöpfchen dem Geheimen Rate. Ich springe erschrocken nach und stürze über den Tisch, an dem er frühstückend gearbeitet hat, so daß Tassen, Teller, Tintenfaß — Sandbüchse klirrend herabstürzen, und der Strom von Schokolade und Tinte sich über die eben geschriebene Relation ergießt. ‚Herr, sind Sie des Teufels?‘ brüllt der erzürnte Geheime Rat und schiebt mich zur Thür hinaus. — Was hilft es, daß mir der Konrektor Paulmann Hoffnung zu einem Schreiberdienste gemacht hat, wird es denn mein Unstern zulassen, der mich überall verfolgt! — Nur

[1] Die norwegischen Lemminge, eine Gattung der Wühlmäuse, unternehmen scharenweise im Hochgebirge ausgedehnte Wanderungen.

noch heute! — Ich wollte den lieben Himmelfahrtstag recht in der Gemütlichkeit feiern, ich wollte ordentlich was daraufgehen lassen. Ich hätte ebensogut wie jeder andere Gast in Linkes Bade stolz rufen können: Marqueur — eine Flasche Doppelbier — aber vom besten bitte ich! — Ich hätte bis spät abends sitzen können, und noch dazu ganz nahe bei dieser oder jener Gesellschaft herrlich geputzter schöner Mädchen. Ich weiß es schon, der Mut wäre mir gekommen, ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden; ja ich hätte es so weit gebracht, daß wenn diese oder jene gefragt: ‚Wie spät mag es wohl jetzt sein?‘ oder: ‚Was ist denn das, was sie spielen?‘ da wäre ich mit leichtem Anstande aufgesprungen, ohne mein Glas umzuwerfen oder über die Bank zu stolpern; mich in gebeugter Stellung anderthalb Schritte vorwärts bewegend, hätte ich gesagt: ‚Erlauben Sie, Mademoiselle, Ihnen zu dienen, es ist die Ouvertüre aus dem Donauweibchen‘[1], oder: ‚Es wird gleich sechs Uhr schlagen.‘ — Hätte mir das ein Mensch in der Welt übel deuten können? — Nein! sage ich, die Mädchen hätten sich so schalkhaft lächelnd angesehen, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn ich mich ermutige, zu zeigen, daß ich mich auch wohl auf den leichten Weltton verstehe und mit Damen umzugehen weiß. Aber da führt mich der Satan in den verwünschten Äpfelkorb, und nun muß ich in der Einsamkeit meinen Sanitätsknaster" — Hier wurde der Student Anselmus in seinem Selbstgespräche durch sonderbares Rieseln und Rascheln unterbrochen, daß sich dicht neben ihm im Grase erhob, bald aber in die Zweige und Blätter des Holunderbaums hinaufglitt, der sich über seinem Haupte wölbte. Bald war es, als schüttle der Abendwind die Blätter, bald, als kos'ten Vögelein in den Zweigen, die kleinen Fittiche im mutwilligen Hin- und Herflattern rührend. — Da fing es an, zu flüstern und zu lispeln, und es war, als ertönten die Blüten wie aufgehangene Kristallglöckchen. Anselmus horchte und horchte. Da wurde, er wußte selbst nicht wie,

[1] Das „Donauweibchen" oder die „Saalnixe", eine damals allgemein beliebte romantisch-komische Oper von Ferd. Kauer, Text von K. F. Hensler.

das Gelispel und Geflüster und Geklingel zu leisen, halbverwehten Worten:

„Zwischen durch — zwischen ein — zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüten, schwingen, schlängeln, schlingen wir uns — Schwesterlein — Schwesterlein, schwinge dich im Schimmer — schnell, schnell herauf — herab — Abendsonne schießt Strahlen, zischelt der Abendwind — raschelt der Tau — Blüten singen — rühren wir Zünglein, singen wir mit Blüten und Zweigen — Sterne bald glänzen — müssen herab — zwischen durch, zwischen ein — schlängeln, schlingen, schwingen wir uns, Schwesterlein."

So ging es fort in Sinne verwirrender Rede. Der Student Anselmus dachte: Das ist denn doch nur der Abendwind, der heute mit ordentlich verständlichen Worten flüstert. — Aber in dem Augenblick ertönte es über seinem Haupte wie ein Dreiklang heller Kristallglocken; er schaute hinauf und erblickte drei in grünem Gold erglänzende Schlänglein, die sich um die Zweige gewickelt hatten und die Köpfchen der Abendsonne entgegenstreckten. Da flüsterte und lispelte es von neuem in jenen Worten, und die Schlänglein schlüpften und kos'ten auf und nieder durch die Blätter und Zweige, und wie sie sich so schnell rührten, da war es, als streue der Holunderbusch tausende funkelnde Smaragde durch seine dunklen Blätter. Das ist die Abendsonne, die so in dem Holunderbusch spielt, dachte der Student Anselmus, aber da ertönten die Glocken wieder, und Anselmus sah, wie eine Schlange ihr Köpfchen nach ihm herabstreckte. Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag, er erbebte im Innersten — er starrte hinauf, und ein Paar herrliche dunkelblaue Augen blickten ihn an mit unaussprechlicher Sehnsucht, so daß ein nie gekanntes Gefühl der höchsten Seligkeit und des tiefsten Schmerzes seine Brust zersprengen wollte. Und wie er voll heißen Verlangens immer in die holdseligen Augen schaute, da ertönten stärker in lieblichen Akkorden die Kristallglocken, und die funkelnden Smaragde fielen auf ihn herab und umspannen ihn, in tau=

send Flämmchen um ihn herflackernd und spielend mit schimmernden Goldfaden. Der Holunderbusch rührte sich und sprach: „Du lagst in meinem Schatten, mein Duft umfloß dich, aber du verstandest mich nicht. Der Duft ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Der Abendwind strich vorüber und sprach: „Ich umspielte deine Schläfe, aber du verstandest mich nicht; der Hauch ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Die Sonnenstrahlen brachen durch das Gewölk, und der Schein brannte wie in Worten: „Ich umgoß dich mit glühendem Gold, aber du verstandest mich nicht; Glut ist meine Sprache, wenn sie die Liebe entzündet.“

Und immer inniger und inniger versunken in den Blick des herrlichen Augenpaars, wurde heißer die Sehnsucht, glühender das Verlangen. Da regte und bewegte sich alles, wie zum frohen Leben erwacht. Blumen und Blüten dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Gesang von tausend Flötenstimmen, und was sie gesungen, trugen im Wiederhall die goldenen vorüberfliehenden Abendwolken in ferne Lande. Aber als der letzte Strahl der Sonne schnell hinter den Bergen verschwand, und nun die Dämmerung ihren Flor über die Gegend warf, da rief wie aus weiter Ferne eine rauhe tiefe Stimme:

„Hei, hei, was ist das für ein Gemunkel und Geflüster da drüben? — Hei, hei, wer sucht mir doch den Strahl hinter den Bergen! — genug gesonnt, genug gesungen. — Hei, hei, durch Busch und Gras — durch Gras und Strom! — Hei — hei — Her u — u — u nter — Her u — u — u nter!“

So verschwand die Stimme wie im Murmeln eines fernen Donners, aber die Kristallglocken zerbrachen im schneidenden Mißton. Alles war verstummt, und Anselmus sah, wie die drei Schlangen schimmernd und blinkend durch das Gras nach dem Strome schlüpften; rischelnd und raschelnd stürzten sie sich in die Elbe, und über den Wogen, wo sie verschwunden, knisterte ein grünes Feuer empor, das in schiefer Richtung nach der Stadt zu leuchtend verdampfte.

Zweite Vigilie.

Wie der Student Anselmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe. — Die Bravourarie des Kapellmeisters Graun. — Conradis Magenlikör und das bronzierte Äpfelweib.

„Der Herr ist wohl nicht recht bei Troste!“ sagte eine ehrbare Bürgersfrau, die, vom Spaziergange mit der Familie heimkehrend, stillstand und mit übereinander geschlagenen Armen dem tollen Treiben des Studenten Anselmus zusah. Der hatte nämlich den Stamm des Holunderbaumes umfaßt und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: „O nur noch einmal blinket und leuchtet, ihr lieblichen goldnen Schlänglein, nur noch einmal laßt eure Glockenstimmchen hören! Nur noch einmal blicket mich an, ihr holdseligen blauen Augen, nur noch einmal, ich muß ja sonst vergehen in Schmerz und heißer Sehnsucht!“ Und dabei seufzte und ächzte er aus der tiefsten Brust recht kläglich und schüttelte vor Verlangen und Ungeduld den Holunderbaum, der aber statt aller Antwort nur ganz dumpf und unvernehmlich mit den Blättern rauschte und so den Schmerz des Studenten Anselmus ordentlich zu verhöhnen schien. — „Der Herr ist wohl nicht recht bei Troste“, sagte die Bürgersfrau, und dem Anselmus war es so, als würde er aus einem tiefen Traum gerüttelt oder gar mit eiskaltem Wasser begossen, um ja recht jählings zu erwachen. Nun sah er erst wieder deutlich, wo er war, und besann sich, wie ein sonderbarer Spuk ihn geneckt und gar dazu getrieben habe, ganz allein für sich selbst in laute Worte auszubrechen. Bestürzt blickte er die Bürgersfrau an und griff endlich nach dem Hute, der zur Erde gefallen, um davonzueilen. Der Familienvater war unterdessen auch herangekommen und hatte, nachdem er das Kleine, das er auf dem Arm getragen, ins Gras gesetzt, auf seinen Stock sich stützend, mit Verwunderung dem Studenten zugehört und zugeschaut. Er hob jetzt Pfeife und Tabaksbeutel auf, die der Student fallen lassen, und sprach,

beides ihm hinreichend: „Lamentier' der Herr nicht so schrecklich in der Finsternis, und vexier' Er nicht die Leute, wenn Ihm sonst nichts fehlt, als daß Er zu viel ins Gläschen geguckt — geh' Er fein ordentlich zu Hause und leg' Er sich aufs Ohr!" Der Student Anselmus schämte sich sehr, er stieß ein weinerliches Ach! aus. „Nun, nun", fuhr der Bürgersmann fort, „laß es der Herr nur gut sein, so was geschieht dem Besten, und am lieben Himmelfahrtstage kann man wohl in der Freude seines Herzens ein Schlückchen über den Durst thun. Das passiert auch wohl einem Mann Gottes — der Herr ist ja doch wohl ein Kandidat. — Aber wenn es der Herr erlaubt, stopf' ich mir ein Pfeifchen von seinem Tabak, meiner ist da droben ausgegangen." Dies sagte der Bürger, als der Student Anselmus schon Pfeife und Beutel einstecken wollte, und nun reinigte der Bürger langsam und bedächtig seine Pfeife und fing ebenso langsam an zu stopfen. Mehrere Bürgermädchen waren dazugetreten, die sprachen heimlich mit der Frau und kickerten miteinander, indem sie den Anselmus ansahen. Dem war es, als stände er auf lauter spitzigen Dornen und glühenden Nadeln. Sowie er nur Pfeife und Tabaksbeutel erhalten, rannte er spornstreichs davon. Alles, was er Wunderbares gesehen, war ihm rein aus dem Gedächtnis geschwunden, und er besann sich nur, daß er unter dem Holunderbaum allerlei tolles Zeug ganz laut geschwatzt, was ihm denn um so entsetzlicher war, als er von jeher einen innerlichen Abscheu gegen alle Selbstredner gehegt. „Der Satan schwatzt aus ihnen", sagte sein Rektor, und daran glaubte er auch in der That. Für einen am Himmelfahrtstage betrunkenen Candidatus theologiae gehalten zu werden, der Gedanke war ihm unerträglich. Schon wollte er in die Pappelallee bei dem Koselschen Garten[1] einbiegen, als eine Stimme hinter ihm herrief: „Herr Anselmus! Herr Anselmus! wo rennen Sie denn um tausend Himmels willen hin in solcher Hast?" Der Student blieb wie in den Boden gewurzelt stehen,

[1] In der Neustadt, früher Privatgarten, zu Hoffmanns Zeit schon öffentliche Wirtschaft.

denn er war überzeugt, daß nun gleich ein neues Unglück auf ihn einbrechen werde. Die Stimme ließ sich wieder hören: „Herr Anselmus, so kommen Sie doch zurück, wir warten hier am Wasser!“ — Nun vernahm der Student erst, daß es sein Freund, der Konrektor Paulmann, war, der ihn rief; er ging zurück an die Elbe und fand den Konrektor mit seinen beiden Töchtern sowie den Registrator Heerbrand, wie sie eben im Begriff waren, in eine Gondel zu steigen. Der Konrektor Paulmann lud den Studenten ein, mit ihm über die Elbe zu fahren und dann in seiner auf der Pirnaer Vorstadt gelegenen Wohnung abends über bei ihm zu bleiben. Der Student Anselmus nahm das recht gern an, weil er denn doch so dem bösen Verhängnis, das heute über ihn walte, zu entrinnen glaubte. Als sie nun über den Strom fuhren, begab es sich, daß auf dem jenseitigen Ufer bei dem Antonschen Garten[1] ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Prasselnd und zischend fuhren die Raketen in die Höhe, und die leuchtenden Sterne zersprangen in den Lüften, tausend knisternde Strahlen und Flammen um sich sprühend. Der Student Anselmus saß in sich gekehrt bei dem rudernden Schiffer; als er nun aber im Wasser den Wiederschein der in der Luft herumsprühenden und knisternden Funken und Flammen erblickte, da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Flut. Alles, was er unter dem Holunderbaum Seltsames geschaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen, welches dort seine Brust in krampfhaft schmerzvollem Entzücken erschüttert. „Ach, seid ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein, singt nur, singt! In eurem Gesange erscheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, seid ihr denn unter den Fluten?“ — So rief der Student Anselmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Flut stürzen. „Ist der Herr des Teufels?“ rief der

[1] Häusergruppe mit Gutsanlagen und Garten auf der Altstädter Seite, außerhalb der Stadt.

Schiffer und erwischte ihn beim Rockschoß. Die Mädchen, welche bei ihm gesessen, schrien im Schreck auf und flüchteten auf die andere Seite der Gondel; der Registrator Heerbrand sagte dem Konrektor Paulmann etwas ins Ohr, worauf dieser mehreres antwortete, wovon der Student Anselmus aber nur die Worte verstand: „Dergleichen Anfälle — noch nicht bemerkt?" — Gleich nachher stand auch der Konrektor Paulmann auf und setzte sich mit einer gewissen ernsten gravitätischen Amtsmiene zu dem Studenten Anselmus, seine Hand nehmend und sprechend: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?" Dem Studenten Anselmus vergingen beinahe die Sinne, denn in seinem Innern erhob sich ein toller Zwiespalt, den er vergebens beschwichtigen wollte. Er sah nun wohl deutlich, daß das, was er für das Leuchten der goldenen Schlänglein gehalten, nur der Wiederschein des Feuerwerks bei Antons Garten war; aber ein nie gekanntes Gefühl, er wußte selbst nicht, ob Wonne, ob Schmerz, zog krampfhaft seine Brust zusammen; und wenn der Schiffer nun so mit dem Ruder ins Wasser hineinschlug, daß es wie im Zorn sich emporkräuselnd plätscherte und rauschte, da vernahm er in dem Getöse ein heimliches Lispeln und Flüstern: „Anselmus! Anselmus! Siehst du nicht, wie wir stets vor dir herziehen? — Schwesterlein blickt dich wohl an — glaube — glaube — glaube an uns." — Und es war ihm, als säh' er im Wiederschein drei grünglühende Streife. Aber als er dann recht wehmütig ins Wasser hineinblickte, ob nun nicht die holdseligen Augen aus der Flut herausschauen würden, da gewahrte er wohl, daß der Schein nur von den erleuchteten Fenstern der nahen Häuser herrührte. Schweigend saß er da und im Innern mit sich kämpfend; aber der Konrektor Paulmann sprach noch heftiger: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?" Ganz kleinmütig antwortete der Student: „Ach, lieber Herr Konrektor, wenn Sie wüßten, was ich eben unter einem Holunderbaum bei der Linkeschen Gartenmauer ganz wachend mit offnen Augen für ganz besondere Dinge geträumt habe, ach, Sie würden mir es gar nicht verdenken, daß ich so gleichsam

abwesend" — „Ei, ei, Herr Anselmus", fiel der Konrektor Paulmann ein, „ich habe Sie immer für einen soliden jungen Mann gehalten, aber träumen — mit hellen, offenen Augen träumen, und dann mit einemmal ins Wasser springen wollen, das — verzeihen Sie mir, können nur Wahnwitzige oder Narren!" — Der Student Anselmus wurde ganz betrübt über seines Freundes harte Rede, da sagte Paulmanns älteste Tochter Veronika, ein recht hübsches blühendes Mädchen von sechzehn Jahren: „Aber, lieber Vater! es muß dem Herrn Anselmus doch was Besonderes begegnet sein, und er glaubt vielleicht nur, daß er gewacht habe, unerachtet er unter dem Holunderbaum wirklich geschlafen und ihm allerlei närrisches Zeug vorgekommen, was ihm noch in Gedanken liegt." — „Und, teuerste Mademoiselle, werter Konrektor!" nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „sollte man denn nicht auch wachend in einen gewissen träumerischen Zustand versinken können? So ist mir in der That selbst einmal nachmittags beim Kaffee in einem solchen Hinbrüten, dem eigentlichen Moment körperlicher und geistiger Verdauung, die Lage eines verlornen Aktenstücks wie durch Inspiration eingefallen, und nur noch gestern tanzte auf gleiche Weise eine herrliche lateinische Frakturschrift vor meinen hellen, offenen Augen umher." — „Ach, geehrtester Registrator", erwiderte der Konrektor Paulmann, „Sie haben immer so einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantastische und Romanhafte." Aber dem Studenten Anselmus that es wohl, daß man sich seiner in der höchst betrübten Lage, für betrunken oder wahnwitzig gehalten zu werden, annahm, und unerachtet es ziemlich finster geworden, glaubte er doch zum ersten Male zu bemerken, wie Veronika recht schöne dunkelblaue Augen habe, ohne daß ihm jedoch jenes wunderbare Augenpaar, das er in dem Holunderbaum geschaut, in Gedanken kam. Überhaupt war dem Studenten Anselmus mit einemmal nun wieder das Abenteuer unter dem Holunderbaum ganz verschwunden, er fühlte sich so leicht und froh, ja er trieb es wie im lustigen Übermute

so weit, daß er bei dem Heraussteigen aus der Gondel seiner Schutzrednerin Veronika die hülfreiche Hand bot und ohne weiteres, als sie ihren Arm in den seinigen hing, sie mit so vieler Geschicklichkeit und so vielem Glück zu Hause führte, daß er nur ein einziges Mal ausglitt, und da es gerade der einzige schmutzige Fleck auf dem ganzen Wege war, Veronikas weißes Kleid nur ganz wenig bespritzte. Dem Konrektor Paulmann entging die glückliche Änderung des Studenten Anselmus nicht, er gewann ihn wieder lieb und bat ihn der harten Worte wegen, die er vorhin gegen ihn fallen lassen, um Verzeihung. „Ja", fügte er hinzu, „man hat wohl Beispiele, daß oft gewisse Phantasmata dem Menschen vorkommen und ihn ordentlich ängstigen und quälen können, das ist aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutigel, die man, salva venia[1], dem Hintern appliziert, wie ein berühmter, bereits verstorbener Gelehrter[2] bewiesen." Der Student Anselmus wußte nun in der That selbst nicht, ob er betrunken, wahnwitzig oder krank gewesen, auf jeden Fall schienen ihm aber die Blutigel ganz unnütz, da die etwanigen Phantasmata gänzlich verschwunden und er sich immer heiterer fühlte, je mehr es ihm gelang, sich in allerlei Artigkeiten um die hübsche Veronika zu bemühen. Es wurde wie gewöhnlich nach der frugalen Mahlzeit Musik gemacht; der Student Anselmus mußte sich ans Klavier setzen, und Veronika ließ ihre helle, klare Stimme hören. — „Werte Mademoiselle", sagte der Registrator Heerbrand, „Sie haben eine Stimme wie eine Kristallglocke!" — „Das nun wohl nicht!" fuhr es dem Studenten Anselmus heraus, er wußte selbst nicht wie, und alle sahen ihn verwundert und betroffen an. „Kristallglocken tönen in Holunderbäumen wunderbar! wunderbar!" fuhr der Student Anselmus halbleise murmelnd fort. Da legte Veronika ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Was sprechen Sie denn da, Herr Anselmus?"

---

[1] Mit Verlaub.

[2] Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) in seinem Vortrag „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen" (1799).

Gleich wurde der Student wieder ganz munter und fing an zu spielen. Der Konrektor Paulmann sah ihn finster an, aber der Registrator Heerbrand legte ein Notenblatt auf den Pult und sang zum Entzücken eine Bravourarie vom Kapellmeister Graun.[1] Der Student Anselmus akkompagnierte noch manches, und ein fugiertes Duett, das er mit Veronika vortrug, und das der Konrektor Paulmann selbst komponiert, setzte alles in die fröhlichste Stimmung. Es war ziemlich spät worden, und der Registrator Heerbrand griff nach Hut und Stock, da trat der Konrektor Paulmann geheimnisvoll zu ihm hin und sprach: „Ei, wollen Sie nicht, geehrter Registrator, dem guten Herrn Anselmus selbst — nun! wovon wir vorhin sprachen." — „Mit tausend Freuden", erwiderte der Registrator Heerbrand und begann, nachdem sie sich im Kreise gesetzt, ohne weiteres in folgender Art: „Es ist hier am Orte ein alter wunderlicher merkwürdiger Mann, man sagt, er treibe allerlei geheime Wissenschaften, da es nun aber dergleichen eigentlich nicht gibt, so halte ich ihn eher für einen forschenden Antiquar, auch wohl nebenher für einen experimentierenden Chemiker. Ich meine niemand andern als unsern geheimen Archivarius Lindhorst. Er lebt, wie Sie wissen, einsam in seinem entlegenen alten Hause, und wenn ihn der Dienst nicht beschäftigt, findet man ihn in seiner Bibliothek oder in seinem chemischen Laboratorio, wo er aber niemanden hineinläßt. Er besitzt außer vielen seltenen Büchern eine Anzahl zum Teil arabischer, koptischer und gar in sonderbaren Zeichen, die keiner bekannten Sprache angehören, geschriebener Manuskripte. Diese will er auf geschickte Weise kopieren lassen, und es bedarf dazu eines Mannes, der sich darauf versteht, mit der Feder zu zeichnen, um mit der höchsten Genauigkeit und Treue alle Zeichen auf Pergament, und zwar mit Tusche, übertragen zu können. Er

[1] Karl Heinrich Graun (1701—59), der, früher Opernsänger, nach der Thronbesteigung Friedrichs d. Gr. von diesem in Berlin zum Kapellmeister ernannt wurde, zahlreiche Opern komponierte, aber seine höchste Bedeutung in seinen für die Kirche geschriebenen Werken erreichte.

läßt in einem besondern Zimmer seines Hauses unter seiner Aufsicht arbeiten, bezahlt außer dem freien Tisch während der Arbeit jeden Tag einen Speziesthaler und verspricht noch ein ansehnliches Geschenk, wenn die Abschriften glücklich beendet. Die Zeit der Arbeit ist täglich von zwölf bis sechs Uhr. Von drei bis vier Uhr wird geruht und gegessen. Da er schon mit ein paar jungen Leuten vergeblich den Versuch gemacht hat, jene Manuskripte kopieren zu lassen, so hat er sich endlich an mich gewendet, ihm einen geschickten Zeichner zuzuweisen; da habe ich an Sie gedacht, lieber Herr Anselmus, denn ich weiß, daß Sie sowohl sehr sauber schreiben, als auch mit der Feder zierlich und rein zeichnen. Wollen Sie daher in dieser schlechten Zeit und bis zu Ihrer etwanigen Anstellung den Speziesthaler täglich verdienen und das Geschenk obendrein, so bemühen Sie sich morgen punkt zwölf Uhr zu dem Herrn Archivarius, dessen Wohnung Ihnen bekannt sein wird. — Aber hüten Sie sich ja vor jedem Tinteflecken; fällt er auf die Abschrift, so müssen Sie ohne Gnade von vorn anfangen, fällt er auf das Original, so ist der Herr Archivarius im stande, Sie zum Fenster hinauszuwerfen, denn es ist ein zorniger Mann." — Der Student Anselmus war voll inniger Freude über den Antrag des Registrators Heerbrand; denn nicht allein, daß er sauber schrieb und mit der Feder zeichnete, so war es auch seine wahre Passion, mit mühsamem kalligraphischen Aufwande abzuschreiben; er dankte daher seinen Gönnern in den verbindlichsten Ausdrücken und versprach die morgende Mittagsstunde nicht zu versäumen. In der Nacht sah der Student Anselmus nichts als blanke Speziesthaler und hörte ihren lieblichen Klang. — Wer mag das dem Armen verargen, der um so manche Hoffnung durch ein launisches Mißgeschick betrogen, jeden Heller zu Rate halten und manchem Genuß, den jugendliche Lebenslust forderte, entsagen mußte? Schon am frühen Morgen suchte er seine Bleistifte, seine Rabenfedern, seine chinesische Tusche zusammen; denn besser, dachte er, kann der Archivarius keine Materialien erfinden. Vor allen Dingen musterte und ordnete er seine

kalligraphischen Meisterstücke und seine Zeichnungen, um sie dem Archivarius zum Beweis seiner Fähigkeit, das Verlangte zu erfüllen, aufzuweisen. Alles ging glücklich von statten, ein besonderer Glücksstern schien über ihn zu walten, die Halsbinde saß gleich beim ersten Umknüpfen, wie sie sollte, keine Naht platzte, keine Masche zerriß in den schwarzseidenen Strümpfen, der Hut fiel nicht noch einmal in den Staub, als er schon sauber abgebürstet. — Kurz! — Punkt halb zwölf Uhr stand der Student Anselmus in seinem hechtgrauen Frack und seinen schwarzatlasnen Unterkleidern, eine Rolle Schönschriften und Federzeichnungen in der Tasche, schon auf der Schloßgasse in Konradis Laden[1] und trank — eins — zwei Gläschen des besten Magenlikörs, denn hier, dachte er, indem er auf die annoch leere Tasche schlug, werden bald Speziesthaler erklingen. Unerachtet des weiten Weges bis in die einsame Straße, in der sich das uralte Haus des Archivarius Lindhorst befand, war der Student Anselmus doch vor zwölf Uhr an der Hausthür. Da stand er und schaute den großen schönen bronzenen Thürklopfer an; aber als er nun auf den letzten die Luft mit mächtigem Klange durchbebenden Schlag der Turmuhr an der Kreuzkirche den Thürklopfer ergreifen wollte, da verzog sich das metallene Gesicht im ekelhaften Spiel blauglühender Lichtblicke zum grinsenden Lächeln. Ach! es war ja das Äpfelweib vom schwarzen Thor! Die spitzigen Zähne klappten in dem schlaffen Maule zusammen, und in dem Klappern schnarrte es: „Du Narre — Narre — Narre — warte, warte! warum warst du hinausgerannt! Narre!" — Entsetzt taumelte der Student Anselmus zurück, er wollte den Thürpfosten ergreifen, aber seine Hand erfaßte die Klingelschnur und zog sie an, da läutete es stärker und stärker in gellenden Mißtönen, und durch das ganze öde Haus rief und spottete der Wiederhall: „Bald dein Fall ins Kristall!" — Den Studenten Anselmus

---

[1] „Konradi" ist die Firma einer noch heute beliebten Konditorei in Dresden, die sich jetzt aber nicht mehr auf der Schloßstraße, sondern auf deren Verlängerung über den Altmarkt hinaus, auf der Seestraße, befindet.

ergriff ein Grausen, das im krampfhaften Fieberfrost durch alle Glieder bebte. Die Klingelschnur senkte sich hinab und wurde zur weißen, durchsichtigen Riesenschlange, die umwand und drückte ihn, fester und fester ihr Gewinde schnürend, zusammen, daß die mürben zermalmten Glieder knackend zerbröckelten und sein Blut aus den Adern spritzte, eindringend in den durchsichtigen Leib der Schlange und ihn rot färbend. — „Töte mich, töte mich!" wollte er schreien in der entsetzlichen Angst, aber sein Geschrei war nur ein dumpfes Röcheln. — Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange spitzige Zunge von glühendem Erz auf die Brust des Anselmus, da zerriß ein schneidender Schmerz jählings die Pulsader des Lebens, und es vergingen ihm die Gedanken. — Als er wieder zu sich selbst kam, lag er auf seinem dürftigen Bettlein, vor ihm stand aber der Konrektor Paulmann und sprach: „Was treiben Sie denn um des Himmels willen für tolles Zeug, lieber Herr Anselmus!"

Dritte Vigilie.

Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorst. — Veronikas blaue Augen. — Der Registrator Heerbrand.

„Der Geist schaute auf das Wasser, da bewegte es sich und brauste in schäumenden Wogen und stürzte sich donnernd in die Abgründe, die ihre schwarzen Rachen aufsperrten, es gierig zu verschlingen. Wie triumphierende Sieger hoben die Granitfelsen ihre zackicht gekrönten Häupter empor, das Thal schützend, bis es die Sonne in ihren mütterlichen Schoß nahm und es umfassend mit ihren Strahlen wie mit glühenden Armen pflegte und wärmte. Da erwachten tausend Keime, die unter dem öden Sande geschlummert, aus dem tiefen Schlafe und streckten ihre grünen Blättlein und Halme zum Angesicht der Mutter hinauf, und wie lächelnde Kinder in grüner Wiege ruhten in den Blüten und Knospen Blümlein, bis auch sie, von der Mutter geweckt, erwachten und sich schmückten mit den Lichtern, die die Mutter ihnen zur Freude auf tausendfache Weise bunt gefärbt. Aber in

der Mitte des Thals war ein schwarzer Hügel, der hob sich auf und nieder wie die Brust des Menschen, wenn glühende Sehnsucht sie schwellt. — Aus den Abgründen rollten die Dünste empor, und sich zusammenballend in gewaltige Massen, strebten sie das Angesicht der Mutter feindlich zu verhüllen; die rief aber den Sturm herbei, der fuhr zerstäubend unter sie, und als der reine Strahl wieder den schwarzen Hügel berührte, da brach im Übermaß des Entzückens eine herrliche Feuerlilie hervor, die schönen Blätter wie holdselige Lippen öffnend, der Mutter süße Küsse zu empfangen. — Nun schritt ein glänzendes Leuchten in das Thal; es war der Jüngling Phosphorus, den sah die Feuerlilie und flehte, von heißer sehnsüchtiger Liebe befangen: „Sei doch mein ewiglich, du schöner Jüngling! denn ich liebe dich und muß vergehen, wenn du mich verlässest.“ Da sprach der Jüngling Phosphorus: „Ich will dein sein, du schöne Blume, aber dann wirst du wie ein entartet Kind Vater und Mutter verlassen, du wirst deine Gespielen nicht mehr kennen, du wirst größer und mächtiger sein wollen als alles, was sich jetzt als deinesgleichen mit dir freut. Die Sehnsucht, die jetzt dein ganzes Wesen wohlthätig erwärmt, wird in hundert Strahlen zerspaltet dich quälen und martern, denn der Sinn wird die Sinne gebären, und die höchste Wonne, die der Funke entzündet, den ich in dich hineinwerfe, ist der hoffnungslose Schmerz, in dem du untergehst, um aufs neue fremdartig emporzukeimen. — Dieser Funke ist der Gedanke!“ — „Ach!“ klagte die Lilie, „kann ich denn nicht in der Glut, wie sie jetzt in mir brennt, dein sein? Kann ich dich denn mehr lieben als jetzt, und kann ich dich denn schauen wie jetzt, wenn du mich vernichtest?“ Da küßte sie der Jüngling Phosphorus, und wie vom Lichte durchstrahlt loderte sie auf in Flammen, aus denen ein fremdes Wesen hervorbrach, das schnell dem Thale entfliehend im unendlichen Raume herumschwärmte, sich nicht kümmernd um die Gespielen der Jugend und um den geliebten Jüngling. Der klagte um die verlorne Geliebte, denn auch ihn brachte ja nur die unendliche Liebe zu

der schönen Lilie in das einsame Thal, und die Granitfelsen neigten ihre Häupter teilnehmend vor dem Jammer des Jünglings. Aber einer öffnete seinen Schoß, und es kam ein schwarzer geflügelter Drache rauschend herausgeflattert und sprach: „Meine Brüder, die Metalle, schlafen da drinnen, aber ich bin stets munter und wach und will dir helfen.“ Sich auf und nieder schwingend, erhaschte endlich der Drache das Wesen, das der Lilie entsprossen, trug es auf den Hügel und umschloß es mit seinem Fittich; da war es wieder die Lilie, aber der bleibende Gedanke zerriß ihr Innerstes, und die Liebe zu dem Jüngling Phosphorus war ein schneidender Jammer, vor dem, von giftigen Dünsten angehaucht, die Blümlein, die sonst sich ihres Blicks gefreut, verwelkten und starben. Der Jüngling Phosphorus legte eine glänzende Rüstung an, die in tausendfarbigen Strahlen spielte, und kämpfte mit dem Drachen, der mit seinem schwarzen Fittich an den Panzer schlug, daß er hell erklang; und von dem mächtigen Klange lebten die Blümlein wieder auf und umflatterten wie bunte Vögel den Drachen, dessen Kräfte schwanden, und der besiegt sich in der Tiefe der Erde verbarg. Die Lilie war befreit, der Jüngling Phosphorus umschlang sie voll glühenden Verlangens himmlischer Liebe, und im hochjubelnden Hymnus huldigten ihr die Blumen, die Vögel, ja selbst die hohen Granitfelsen als Königin des Thals.“ — „Erlauben Sie, das ist orientalischer Schwulst, werter Herr Archivarius!“ sagte der Registrator Heerbrand, „und wir baten denn doch, Sie sollten, wie Sie sonst wohl zu thun pflegen, uns etwas aus Ihrem höchst merkwürdigen Leben, etwa von Ihren Reiseabenteuern, und zwar etwas Wahrhaftiges, erzählen.“ — „Nun, was denn“, erwiderte der Archivarius Lindhorst; „das, was ich soeben erzählt, ist das Wahrhaftigste, was ich euch auftischen kann, ihr Leute, und gehört in gewisser Art auch zu meinem Leben. Denn ich stamme eben aus jenem Thale her, und die Feuerlilie, die zuletzt als Königin herrschte, ist meine Ur—ur—ur—urgroßmutter, weshalb ich denn auch eigentlich ein Prinz bin.“ — Alle brachen in

ein schallendes Gelächter aus. — „Ja, lacht nur recht herzlich", fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „euch mag wohl das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unsinnig und toll vorkommen, aber es ist dessenunerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegorisch gemeint, sondern buchstäblich wahr. Hätte ich aber gewußt, daß euch die herrliche Liebesgeschichte, der auch ich meine Entstehung zu verdanken habe, so wenig gefallen würde, so hätte ich lieber manches Neue mitgeteilt, das mir mein Bruder beim gestrigen Besuch mitbrachte." — „Ei, wie das? Haben Sie denn einen Bruder, Herr Archivarius? — wo ist er denn — wo lebt er denn? Auch in königlichen Diensten, oder vielleicht ein privatisierender Gelehrter?" — so fragte man von allen Seiten. — „Nein!" erwiderte der Archivarius, ganz kalt und gelassen eine Prise nehmend, „er hat sich auf die schlechte Seite gelegt und ist unter die Drachen gegangen." — „Wie beliebten Sie doch zu sagen, wertester Archivarius", nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „unter die Drachen?" — „Unter die Drachen?" hallte es von allen Seiten wie ein Echo nach. — „Ja, unter die Drachen", fuhr der Archivarius Lindhorst fort; „eigentlich war es Desperation. Sie wissen, meine Herren, daß mein Vater vor ganz kurzer Zeit starb, es sind nur höchstens dreihundertundfünfundachtzig Jahre her, weshalb ich auch noch Trauer trage; der hatte mir, dem Liebling, einen prächtigen Onyx vermacht, den durchaus mein Bruder haben wollte. Wir zankten uns bei der Leiche des Vaters darüber auf eine ungebührliche Weise, bis der Selige, der die Geduld verlor, aufsprang und den bösen Bruder die Treppe hinunterwarf. Das wurmte meinen Bruder, und er ging stehenden Fußes unter die Drachen. Jetzt hält er sich in einem Cypressenwalde dicht bei Tunis auf, dort hat er einen berühmten mystischen Karfunkel zu bewachen, dem ein Teufelskerl von Nekromant, der ein Sommerlogis in Lappland bezogen, nachstellt, weshalb er denn nur auf ein Viertelstündchen, wenn gerade der Nekromant im Garten seine Salamanderbeete besorgt, abkommen

kann, um mir in der Geschwindigkeit zu erzählen, was es gutes Neues an den Quellen des Nils gibt.“ — Zum zweiten Male brachen die Anwesenden in ein schallendes Gelächter aus, aber dem Studenten Anselmus wurde ganz unheimlich zu Mute, und er konnte dem Archivarius Lindhorst kaum in die starren ernsten Augen sehen, ohne innerlich auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise zu erbeben. Zumal hatte die rauhe, aber sonderbar metallartig tönende Stimme des Archivarius Lindhorst für ihn etwas geheimnisvoll Eindringendes, daß er Mark und Bein erzittern fühlte. Der eigentliche Zweck, weshalb ihn der Registrator Heerbrand mit in das Kaffeehaus genommen hatte, schien heute nicht erreichbar zu sein. Nach jenem Vorfall vor dem Hause des Archivarius Lindhorst war nämlich der Student Anselmus nicht dahin zu vermögen gewesen, den Besuch zum zweiten Male zu wagen; denn nach seiner innigsten Überzeugung hatte nur der Zufall ihn, wo nicht vom Tode, doch von der Gefahr, wahnwitzig zu werden, befreit. Der Konrektor Paulmann war eben durch die Straße gegangen, als er ganz von Sinnen vor der Hausthür lag und ein altes Weib, die ihren Kuchen- und Äpfelkorb beiseite gesetzt, um ihn beschäftigt war. Der Konrektor Paulmann hatte sogleich eine Portechaise herbeigerufen und ihn so nach Hause transportiert. „Man mag von mir denken, was man will“, sagte der Student Anselmus, „man mag mich für einen Narren halten oder nicht — genug! — an dem Thürklopfer grinste mir das vermaledeite Gesicht der Hexe vom schwarzen Thore entgegen; was nachher geschah, davon will ich lieber gar nicht reden, aber wäre ich aus meiner Ohnmacht erwacht und hätte das verwünschte Äpfelweib vor mir gesehen (denn niemand anders war doch das alte um mich beschäftigte Weib), mich hätte augenblicklich der Schlag gerührt, oder ich wäre wahnsinnig geworden.“ Alles Zureden, alle vernünftige Vorstellungen des Konrektors Paulmann und des Registrators Heerbrand fruchteten gar nichts, und selbst die blauäugige Veronika vermochte nicht, ihn aus einem gewissen tiefsinnigen Zu-

stande zu reißen, in den er versunken. Man hielt ihn nun in der Thät für seelenkrank und sann auf Mittel, ihn zu zerstreuen, worauf der Registrator Heerbrand meinte, daß nichts dazu dienlicher sein könne als die Beschäftigung bei dem Archivarius Lindhorst, nämlich das Nachmalen der Manuskripte. Es kam nur darauf an, den Studenten Anselmus auf gute Art dem Archivarius Lindhorst bekannt zu machen, und da der Registrator Heerbrand wußte, daß dieser beinahe jeden Abend ein gewisses bekanntes Kaffeehaus besuchte, so lud er den Studenten Anselmus ein, jeden Abend so lange auf seine, des Registrators Kosten in jenem Kaffeehause ein Glas Bier zu trinken und eine Pfeife zu rauchen, bis er auf diese oder jene Art dem Archivarius bekannt und mit ihm über das Geschäft des Abschreibens der Manuskripte einig worden, welches der Student Anselmus dankbarlichst annahm. „Sie verdienen Gottes Lohn, werter Registrator, wenn Sie den jungen Menschen zur Raison bringen", sagte der Konrektor Paulmann. „Gottes Lohn!" wiederholte Veronika, indem sie die Augen fromm zum Himmel erhub und lebhaft daran dachte, wie der Student Anselmus schon jetzt ein recht artiger junger Mann sei, auch ohne Raison! — Als der Archivarius Lindhorst eben mit Hut und Stock zur Thür hinausschreiten wollte, da ergriff der Registrator Heerbrand den Studenten Anselmus rasch bei der Hand, und mit ihm dem Archivarius den Weg vertretend, sprach er: „Geschätztester Herr geheimer Archivarius, hier ist der Student Anselmus, der, ungemein geschickt im Schönschreiben und Zeichnen, Ihre seltenen Manuskripte kopieren will." — „Das ist mir ganz ungemein lieb", erwiderte der Archivarius Lindhorst rasch, warf den dreieckigen soldatischen Hut auf den Kopf und eilte, den Registrator Heerbrand und den Studenten Anselmus beiseite schiebend, mit vielem Geräusch die Treppe hinab, so daß beide ganz verblüfft da standen und die Stubenthür anguckten, die er dicht vor ihnen zugeschlagen, daß die Angeln klirrten. „Das ist ja ein ganz wunderlicher alter Mann", sagte der Registrator Heerbrand. —

„Wunderlicher alter Mann“, stotterte der Student Anselmus nach, fühlend, wie ein Eisstrom ihm durch alle Adern fröstelte, daß er beinahe zur starren Bildsäule worden. Aber alle Gäste lachten und sagten: „Der Archivarius war heute einmal wieder in seiner besonderen Laune, morgen ist er gewiß sanftmütig und spricht kein Wort, sondern sieht in die Dampfwirbel seiner Pfeife oder liest Zeitungen; man muß sich daran gar nicht kehren.“ — „Das ist auch wahr“, dachte der Student Anselmus, „wer wird sich an so etwas kehren! Hat der Archivarius nicht gesagt, es sei ihm ganz ungemein lieb, daß ich seine Manuskripte kopieren wolle? — und warum vertrat ihm auch der Registrator Heerbrand den Weg, als er gerade nach Hause gehen wollte? — Nein, nein, es ist ein lieber Mann, im Grunde genommen, der Herr geheime Archivarius Lindhorst, und liberal erstaunlich — nur kurios in absonderlichen Redensarten. — Allein, was schadet das mir? — Morgen gehe ich hin punkt zwölf Uhr, und setzten sich hundert bronzierte Äpfelweiber dagegen.

Vierte Vigilie.

Melancholie des Studenten Anselmus. — Der smaragdene Spiegel. — Wie der Archivarius Lindhorst als Stoßgeier davonflog und der Student Anselmus niemanden begegnete.

Wohl darf ich geradezu dich selbst, günstiger Leser, fragen, ob du in deinem Leben nicht Stunden, ja Tage und Wochen hattest, in denen dir all dein gewöhnliches Thun und Treiben ein recht quälendes Mißbehagen erregte, und in denen dir alles, was dir sonst recht wichtig und wert, in Sinn und Gedanken zu tragen, vorkam, nun läppisch und nichtswürdig erschien? Du wußtest dann selbst nicht, was du thun und wohin du dich wenden solltest; ein dunkles Gefühl, es müsse irgendwo und zu irgend einer Zeit ein hoher, den Kreis alles irdischen Genusses überschreitender Wunsch erfüllt werden, den der Geist wie ein strenggehaltenes furchtsames Kind gar nicht auszusprechen wage, er-

hob deine Brust, und in dieser Sehnsucht nach dem unbekannten Etwas, das dich überall, wo du gingst und standest, wie ein duftiger Traum mit durchsichtigen, vor dem schärferen Blick zerfließenden Gestalten umschwebte, verstummtest du für alles, was dich hier umgab. Du schlichst mit trübem Blick umher wie ein hoffnungslos Liebender, und alles, was du die Menschen auf allerlei Weise im bunten Gewühl durcheinander treiben sahst, erregte dir keinen Schmerz und keine Freude, als gehörtest du nicht mehr dieser Welt an. Ist dir, günstiger Leser, jemals so zu Mute gewesen, so kennst du selbst aus eigner Erfahrung den Zustand, in dem sich der Student Anselmus befand. Überhaupt wünschte ich, es wäre mir schon jetzt gelungen, dir, geneigter Leser, den Studenten Anselmus recht lebhaft vor Augen zu bringen. Denn in der That, ich habe in den Nachtwachen, die ich dazu verwende, seine höchst sonderbare Geschichte aufzuschreiben, noch so viel Wunderliches, das wie eine spukhafte Erscheinung das alltägliche Leben ganz gewöhnlicher Menschen ins Blaue hinausrückte, zu erzählen, daß mir bange ist, du werdest am Ende weder an den Studenten Anselmus noch an den Archivarius Lindhorst glauben, ja wohl gar einige ungerechte Zweifel gegen den Konrektor Paulmann und den Registrator Heerbrand hegen, unerachtet wenigstens die letztgenannten achtbaren Männer noch jetzt in Dresden umherwandeln. Versuche es, geneigter Leser, in dem feenhaften Reiche voll herrlicher Wunder, die die höchste Wonne sowie das tiefste Entsetzen in gewaltigen Schlägen hervorrufen, ja, wo die ernste Göttin ihren Schleier lüftet, daß wir ihr Antlitz zu schauen wähnen — aber ein Lächeln schimmert oft aus dem ernsten Blick, und das ist der neckhafte Scherz, der in allerlei verwirrendem Zauber mit uns spielt, so wie die Mutter oft mit ihren liebsten Kindern tändelt — ja! in diesem Reiche, das uns der Geist so oft, wenigstens im Traume, aufschließt, versuche es, geneigter Leser, die bekannten Gestalten, wie sie täglich, wie man zu sagen pflegt im gemeinen Leben, um dich herwandeln, wiederzuerkennen. Du wirst dann glauben, daß dir jenes

herrliche Reich viel näher liege, als du sonst wohl meintest, welches ich nun eben recht herzlich wünsche, und dir in der seltsamen Geschichte des Studenten Anselmus anzudeuten strebe. — Also, wie gesagt, der Student Anselmus geriet seit jenem Abende, als er den Archivarius Lindhorst gesehen, in ein träumerisches Hinbrüten, das ihn für jede äußere Berührung des gewöhnlichen Lebens unempfindlich machte. Er fühlte, wie ein unbekanntes Etwas in seinem Innersten sich regte und ihm jenen wonnevollen Schmerz verursachte, der eben die Sehnsucht ist, welche dem Menschen ein anderes, höheres Sein verheißt. Am liebsten war es ihm, wenn er allein durch Wiesen und Wälder schweifen und wie losgelöst von allem, was ihn an sein dürftiges Leben fesselte, nur im Anschauen der mannigfachen Bilder, die aus seinem Innern stiegen, sich gleichsam selbst wiederfinden konnte. So kam es denn, daß er einst, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei jenem merkwürdigen Holunderbusch vorüberschritt, unter dem er damals, wie von Feerei befangen, so viel Seltsames sah; er fühlte sich wunderbarlich von dem grünen heimatlichen Rasenfleck angezogen, aber kaum hatte er sich daselbst niedergelassen, als alles, was er damals wie in einer himmlischen Verzückung geschaut, und das wie von einer fremden Gewalt aus seiner Seele verdrängt worden, ihm wieder in den lebhaftesten Farben vorschwebte, als sähe er es zum zweitenmal. Ja, noch deutlicher als damals war es ihm, daß die holdseligen blauen Augen der goldgrünen Schlange angehören, die in der Mitte des Holunderbaums sich emporwand, und daß in den Windungen des schlanken Leibes all die herrlichen Kristallglockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten. Sowie damals am Himmelfahrtstage umfaßte er den Holunderbaum und rief in die Zweige und Blätter hinein: „Ach, nur noch einmal schlängle und schlinge und winde dich, du holdes grünes Schlänglein, in den Zweigen, daß ich dich schauen mag. — Nur noch einmal blicke mich an mit deinen holdseligen Augen! Ach, ich liebe dich ja und muß in Trauer

und Schmerz vergehen, wenn du nicht wiederkehrst!" Alles blieb jedoch stumm und still, und wie damals rauschte der Holunderbaum nur ganz unvernehmlich mit seinen Zweigen und Blättern. Aber dem Studenten Anselmus war es, als wisse er nun, was sich in seinem Innern so rege und bewege, ja was seine Brust so im Schmerz einer unendlichen Sehnsucht zerreiße. „Ist es denn etwas anderes", sprach er, „als daß ich dich so ganz mit voller Seele bis zum Tode liebe, du herrliches goldenes Schlänglein, ja, daß ich ohne dich nicht zu leben vermag und vergehen muß in hoffnungsloser Not, wenn ich dich nicht wiedersehe, dich nicht habe wie die Geliebte meines Herzens — aber ich weiß es, du wirst mein, und dann alles, was herrliche Träume aus einer andern höhern Welt mir verheißen, erfüllt sein." — Nun ging der Student Anselmus jeden Abend, wenn die Sonne nur noch in die Spitzen der Bäume ihr funkelndes Gold streute, unter den Holunderbaum und rief aus tiefer Brust mit ganz kläglichen Tönen in die Blätter und Zweige hinein nach der holden Geliebten, dem goldgrünen Schlänglein. Als er dieses wieder einmal nach gewöhnlicher Weise trieb, stand plötzlich ein langer, hagerer Mann, in einen weiten lichtgrauen Überrock gehüllt, vor ihm und rief, indem er ihn mit seinen großen feurigen Augen anblitzte: „Hei hei — was klagt und winselt denn da? — Hei hei, das ist ja Herr Anselmus, der meine Manuskripte kopieren will." Der Student Anselmus erschrak nicht wenig vor der gewaltigen Stimme, denn es war ja dieselbe, die damals am Himmelfahrtstage gerufen: „Hei hei! was ist das für ein Gemunkel und Geflüster ꝛc." Er konnte vor Staunen und Schreck kein Wort herausbringen. — „Nun, was ist Ihnen denn, Herr Anselmus", fuhr der Archivarius Lindhorst fort (niemand anders war der Mann im weißgrauen Überrock), „was wollen Sie von dem Holunderbaum, und warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen, um Ihre Arbeit anzufangen?" — Wirklich hatte der Student Anselmus es noch nicht über sich vermocht, den Archivarius Lindhorst wieder in seinem Hause aufzusuchen, unerachtet

er sich jenen Abend ganz dazu ermutigt, in diesem Augenblick aber, als er seine schönen Träume, und noch dazu durch dieselbe feindselige Stimme, die schon damals ihm die Geliebte geraubt, zerrissen sah, erfaßte ihn eine Art Verzweiflung, und er brach ungestüm los: „Sie mögen mich nun für wahnsinnig halten oder nicht, Herr Archivarius! das gilt mir ganz gleich, aber hier auf diesem Baume erblickte ich am Himmelfahrtstage die goldgrüne Schlange — ach! die ewig Geliebte meiner Seele, und sie sprach zu mir in herrlichen Kristalltönen, aber Sie — Sie! Herr Archivarius, schrien und riefen so erschrecklich übers Wasser her" — „Wie das, mein Gönner!" unterbrach ihn der Archivarius Lindhorst, indem er ganz sonderbar lächelnd eine Prise nahm. — Der Student Anselmus fühlte, wie seine Brust sich erleichterte, als es ihm nur gelungen, von jenem wunderbaren Abenteuer anzufangen, und es war ihm, als sei es schon ganz recht, daß er den Archivarius geradezu beschuldigt: er sei es gewesen, der so aus der Ferne gedonnert. Er nahm sich zusammen, sprechend: „Nun, so will ich denn alles erzählen, was mir an dem Himmelfahrtsabende Verhängnisvolles begegnet, und dann mögen Sie reden und thun und überhaupt denken über mich, was Sie wollen." — Er erzählte nun wirklich die ganze wunderliche Begebenheit von dem unglücklichen Tritt in den Äpfelkorb an bis zum Entfliehen der drei goldgrünen Schlangen übers Wasser, und wie ihn nun die Menschen für betrunken oder wahnsinnig gehalten. „Das Alles", schloß der Student Anselmus, „habe ich wirklich gesehen, und tief in der Brust ertönen noch im hellen Nachklang die lieblichen Stimmen, die zu mir sprachen; es war keinesweges ein Traum, und soll ich nicht vor Liebe und Sehnsucht sterben, so muß ich an die goldgrünen Schlangen glauben, unerachtet ich an Ihrem Lächeln, werter Herr Archivarius, wahrnehme, daß Sie eben diese Schlangen nur für ein Erzeugnis meiner erhitzten, überspannten Einbildungskraft halten." — „Mit nichten", erwiderte der Archivarius in der größten Ruhe und Gelassenheit, „die goldgrünen Schlan-

gen, die Sie, Herr Anselmus, in dem Holunderbusch gesehen, waren nun eben meine drei Töchter, und daß Sie sich in die blauen Augen der jüngsten, Serpentina genannt, gar sehr verliebt, das ist nun wohl klar. Ich wußte es übrigens schon am Himmelfahrtstage, und da mir zu Hause, am Arbeitstisch sitzend, des Gemunkels und Geklingels zu viel wurde, rief ich den losen Dirnen zu, daß es Zeit sei, nach Hause zu eilen, denn die Sonne ging schon unter, und sie hatten sich genug im Singen und Strahlentrinken erlustigt." Dem Studenten Anselmus war es, als würde ihm nur etwas mit deutlichen Worten gesagt, was er längst geahnet, und ob er gleich zu bemerken glaubte, daß sich Holunderbusch, Mauer und Rasenboden und alle Gegenstände ringsumher leise zu drehen anfingen, so raffte er sich doch zusammen und wollte etwas reden; aber der Archivarius ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern zog schnell den Handschuh von der linken Hand herunter, und indem er den in wunderbaren Funken und Flammen blitzenden Stein eines Ringes dem Studenten vor die Augen hielt, sprach er: „Schauen Sie her, werter Herr Anselmus, Sie können darüber, was Sie erblicken, eine Freude haben." Der Student Anselmus schaute hin, und, o Wunder! der Stein warf wie aus einem brennenden Fokus[1] Strahlen ringsherum, und die Strahlen verspannen sich zum hellen, leuchtenden Kristallspiegel, in dem in mancherlei Windungen, bald einander fliehend, bald sich ineinander schlingend, die drei goldgrünen Schlänglein tanzten und hüpften. Und wenn die schlanken, in tausend Funken blitzenden Leiber sich berührten, da erklangen herrliche Akkorde wie Kristallglocken, und die mittelste streckte wie voll Sehnsucht und Verlangen das Köpfchen zum Spiegel heraus, und die dunkelblauen Augen sprachen: „Kennst du mich denn — glaubst du denn an mich, Anselmus? — nur in dem Glauben ist die Liebe — kannst du denn lieben?" — „O Serpentina, Serpentina!" schrie der Student Anselmus

---

[1] Herd, Brennpunkt.

in wahnsinnigem Entzücken; aber der Archivarius Lindhorst hauchte schnell auf den Spiegel, da fuhren in elektrischem Geknister die Strahlen in den Fokus zurück, und an der Hand blitzte nur wieder ein kleiner Smaragd, über den der Archivarius den Handschuh zog. „Haben Sie die goldnen Schlänglein gesehen, Herr Anselmus?" fragte der Archivarius Lindhorst. „Ach Gott, ja!" erwiderte der Student, „und die holde liebliche Serpentina." — „Still", fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „genug für heute; übrigens können Sie ja, wenn Sie sich entschließen wollen, bei mir zu arbeiten, meine Töchter oft genug sehen, oder vielmehr, ich will Ihnen dies wahrhaftige Vergnügen verschaffen, wenn Sie sich bei der Arbeit recht brav halten, das heißt: mit der größten Genauigkeit und Reinheit jedes Zeichen kopieren. Aber Sie kommen ja gar nicht zu mir, unerachtet mir der Registrator Heerbrand versicherte, Sie würden sich nächstens einfinden, und ich deshalb mehrere Tage vergebens gewartet." — Sowie der Archivarius Lindhorst den Namen Heerbrand nannte, war es dem Studenten Anselmus erst wieder, als stehe er wirklich mit beiden Füßen auf der Erde, und er wäre wirklich der Student Anselmus und der vor ihm stehende Mann der Archivarius Lindhorst. Der gleichgültige Ton, in dem dieser sprach, hatte im grellen Kontrast mit den wunderbaren Erscheinungen, die er wie ein wahrhafter Nekromant hervorrief, etwas Grauenhaftes, das durch den stechenden Blick der funkelnden Augen, die aus den knöchernen Höhlen des magern, runzlichten Gesichts wie aus einem Gehäuse hervorstrahlten, noch erhöht wurde, und den Studenten ergriff mit Macht dasselbe unheimliche Gefühl, welches sich seiner schon auf dem Kaffeehause bemeisterte, als der Archivarius so viel Abenteuerliches erzählte. Nur mit Mühe faßte er sich, und als der Archivarius nochmals fragte: „Nun, warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen?" da erhielt er es über sich, alles zu erzählen, was ihm an der Hausthür begegnet. „Lieber Herr Anselmus", sagte der Archivarius, als der Student seine Erzählung geendet, „lie-

der Herr Anselmus, ich kenne wohl das Äpfelweib, von der Sie zu sprechen belieben; es ist eine fatale Kreatur, die mir allerhand Possen spielt, und daß sie sich hat bronzieren lassen, um als Thürklopfer die mir angenehmen Besuche zu verscheuchen, das ist in der That sehr arg und nicht zu leiden. Wollten Sie doch, werter Herr Anselmus, wenn Sie morgen um zwölf Uhr zu mir kommen und wieder etwas von dem Angrinsen und Anschnarren vermerken, ihr gefälligst was weniges von diesem Liquor auf die Nase tröpfeln, dann wird sich sogleich alles geben. Und nun Adieu, lieber Herr Anselmus! ich gehe etwas rasch, deshalb will ich Ihnen nicht zumuten, mit mir nach der Stadt zurückzukehren. — Adieu! auf Wiedersehen, morgen um zwölf Uhr." — Der Archivarius hatte dem Studenten Anselmus ein kleines Fläschchen mit einem goldgelben Liquor gegeben, und nun schritt er rasch von dannen, so daß er in der tiefen Dämmerung, die unterdessen eingebrochen, mehr in das Thal hinabzuschweben als zu gehen schien. Schon war er in der Nähe des Koselschen Gartens, da setzte sich der Wind in den weiten Überrock und trieb die Schöße auseinander, daß sie wie ein Paar große Flügel in den Lüften flatterten, und es dem Studenten Anselmus, der verwunderungsvoll dem Archivarius nachsah, vorkam, als breite ein großer Vogel die Fittiche aus zum raschen Fluge. — Wie der Student nun so in die Dämmerung hineinstarrte, da erhob sich mit krächzendem Geschrei ein weißgrauer Geier hoch in die Lüfte, und er merkte nun wohl, daß das weiße Geflatter, was er noch immer für den davonschreitenden Archivarius gehalten, schon eben der Geier gewesen sein müsse, unerachtet er nicht begreifen konnte, wo denn der Archivarius mit einemmal hingeschwunden. „Er kann aber auch selbst in Person davongeflogen sein, der Herr Archivarius Lindhorst", sprach der Student Anselmus zu sich selbst, „denn ich sehe und fühle nun wohl, daß alle die fremden Gestalten aus einer fernen wundervollen Welt, die ich sonst nur in ganz besondern merkwürdigen Träumen schaute, jetzt in ein waches, reges Leben geschritten sind und ihr Spiel

mit mir treiben. — Dem sei aber, wie ihm wolle! Du lebst und glühst in meiner Brust, holde, liebliche Serpentina, nur du kannst die unendliche Sehnsucht stillen, die mein Innerstes zerreißt. — Ach, wann werde ich in dein holdseliges Auge blicken — liebe, liebe Serpentina!" — — So rief der Student Anselmus ganz laut. — „Das ist ein schnöder, unchristlicher Name", murmelte eine Baßstimme neben ihm, die einem heimkehrenden Spaziergänger gehörte. Der Student Anselmus, zu rechter Zeit erinnert, wo er war, eilte raschen Schrittes von dannen, indem er bei sich selbst dachte: „Wäre es nicht ein rechtes Unglück, wenn mir jetzt der Konrektor Paulmann oder der Registrator Heerbrand begegnete?" — Aber er begegnete keinem von beiden.

Fünfte Vigilie.

Die Frau Hofrätin Anselmus. — Cicero de officiis.[1] — Meerkatzen und anderes Gesindel. — Die alte Liese. — Das Äquinoktium.

„Mit dem Anselmus ist nun einmal in der Welt nichts anzufangen", sagte der Konrektor Paulmann; „alle meine gute Lehren, alle meine Ermahnungen sind fruchtlos, er will sich ja zu gar nichts applizieren, unerachtet er die besten Schulstudia besitzt, die denn doch die Grundlage von allem sind." Aber der Registrator Heerbrand erwiderte, schlau und geheimnisvoll lächelnd: „Lassen Sie dem Anselmus doch nur Raum und Zeit, wertester Konrektor! Das ist ein kurioses Subjekt, aber es steckt viel in ihm, und wenn ich sage viel, so heißt das, ein geheimer Sekretär oder wohl gar ein Hofrat." — „Hof —", fing der Konrektor im größten Erstaunen an, das Wort blieb ihm stecken. — „Still, still", fuhr der Registrator Heerbrand fort, „ich weiß, was ich weiß! — Schon seit zwei Tagen sitzt er bei dem Archivarius Lindhorst und kopiert, und der Archivarius sagte gestern abend auf dem Kaffeehause zu mir: ‚Sie haben mir einen wackern Mann empfohlen, Verehrter! aus dem wird was' — und nun bedenken

[1] Marcus Tullius Ciceros berühmte philosophische Schrift über die Pflichten.

Sie des Archivarii Konnexionen — still — still — sprechen wir uns übers Jahr!" — Mit diesen Worten ging der Registrator im fortwährenden schlauen Lächeln zur Thür hinaus und ließ den vor Erstaunen und Neugierde verstummten Konrektor im Stuhle festgebannt sitzen. Aber auf Veronika hatte das Gespräch einen ganz eignen Eindruck gemacht. „Habe ich's denn nicht schon immer gewußt", dachte sie, „daß der Herr Anselmus ein recht gescheiter, liebenswürdiger junger Mann ist, aus dem noch was Großes wird? Wenn ich nur wüßte, ob er mir wirklich gut ist? — Aber hat er mir nicht jenen Abend, als wir über die Elbe fuhren, zweimal die Hand gedrückt? hat er mich nicht im Duett angesehen mit solchen ganz sonderbaren Blicken, die bis ins Herz drangen? Ja, ja! er ist mir wirklich gut — und ich" — Veronika überließ sich ganz, wie junge Mädchen wohl pflegen, den süßen Träumen von einer heitern Zukunft. Sie war Frau Hofrätin, bewohnte ein schönes Logis in der Schloßgasse, oder auf dem Neumarkt, oder auf der Moritzstraße — der moderne Hut, der neue türkische Shawl stand ihr vortrefflich — sie frühstückte im eleganten Negligee im Erker, der Köchin die nötigen Befehle für den Tag erteilend. „Aber, daß Sie mir die Schüssel nicht verdirbt, es ist des Herrn Hofrats Leibessen!" — Vorübergehende Elegants schielen herauf, sie hörte deutlich: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofrätin, wie ihr das Spitzenhäubchen so allerliebst steht!" — Die Geheime Rätin Ypsilon schickt den Bedienten und läßt fragen, ob es der Frau Hofrätin gefällig wäre, heute ins Linkische Bad zu fahren. — „Viele Empfehlungen, es thäte mir unendlich leid, ich sei schon engagiert zum Thee bei der Präsidentin Tz." — Da kommt der Hofrat Anselmus, der schon früh in Geschäften ausgegangen, zurück; er ist nach der letzten Mode gekleidet; „wahrhaftig, schon zehn", ruft er, indem er die goldene Uhr repetieren läßt und der jungen Frau einen Kuß gibt. „Wie geht's, liebes Weibchen, weißt du auch, was ich für dich habe?" fährt er schäkernd fort und zieht ein Paar herrliche, nach der neuesten Art gefaßte Ohrringe aus der Westentasche, die er

ihr statt der sonst getragenen gewöhnlichen einhängt. „Ach, die schönen niedlichen Ohrringe“, ruft Veronika ganz laut und springt, die Arbeit wegwerfend, vom Stuhl auf, um in dem Spiegel die Ohrringe wirklich zu beschauen. „Nun, was soll denn das sein?“ sagte der Konrektor Paulmann, der, eben in Cicero de officiis vertieft, beinahe das Buch fallen lassen, „man hat ja Anfälle wie der Anselmus.“ Aber da trat der Student Anselmus, der wider seine Gewohnheit sich mehrere Tage nicht sehen lassen, ins Zimmer, zu Veronikas Schreck und Erstaunen, denn in der That war er in seinem ganzen Wesen verändert. Mit einer gewissen Bestimmtheit, die ihm sonst gar nicht eigen, sprach er von ganz andern Tendenzen seines Lebens, die ihm klar worden, von den herrlichen Aussichten, die sich ihm geöffnet, die mancher aber gar nicht zu schauen vermöchte. Der Konrektor Paulmann wurde, der geheimnisvollen Rede des Registrators Heerbrand gedenkend, noch mehr betroffen und konnte kaum eine Silbe hervorbringen, als der Student Anselmus, nachdem er einige Worte von dringender Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst fallen lassen und der Veronika mit eleganter Gewandtheit die Hand geküßt, schon die Treppe hinunter, auf und von dannen war. „Das war ja schon der Hofrat“, murmelte Veronika in sich hinein, „und er hat mir die Hand geküßt, ohne dabei auszugleiten oder mir auf den Fuß zu treten wie sonst! — Er hat mir einen recht zärtlichen Blick zugeworfen — er ist mir wohl in der That gut.“ — Veronika überließ sich aufs neue jener Träumerei, indessen war es, als träte immer eine feindselige Gestalt unter die lieblichen Erscheinungen, wie sie aus dem künftigen häuslichen Leben als Frau Hofrätin hervorgingen, und die Gestalt lachte recht höhnisch und sprach: „Das ist ja alles recht dummes, ordinäres Zeug, und noch dazu erlogen, denn der Anselmus wird nimmermehr Hofrat und dein Mann; er liebt dich ja nicht, unerachtet du blaue Augen hast und einen schlanken Wuchs und eine feine Hand.“ — Da goß sich ein Eisstrom durch Veronikas Innres, und ein tiefes Entsetzen vernichtete die Behaglichkeit,

mit der sie sich nur noch erst im Spitzenhäubchen und den eleganten Ohrringen gesehen. — Die Thränen wären ihr beinahe aus den Augen gestürzt, und sie sprach laut: „Ach, es ist ja wahr, er liebt mich nicht, und ich werde nimmermehr Frau Hofrätin!" — „Romanenstreiche, Romanenstreiche", schrie der Konrektor Paulmann, nahm Hut und Stock und eilte zornig von dannen. — „Das fehlte noch", seufzte Veronika und ärgerte sich recht über die zwölfjährige Schwester, welche teilnehmungslos an ihrem Rahmen sitzend fortgestickt hatte. Unterdessen war es beinahe drei Uhr geworden und nun gerade Zeit, das Zimmer aufzuräumen und den Kaffeetisch zu ordnen; denn die Mademoiselles Osters hatten sich bei der Freundin ansagen lassen. Aber hinter jedem Schränkchen, das Veronika wegrückte, hinter den Notenbüchern, die sie vom Klavier, hinter jeder Tasse, hinter der Kaffeekanne, die sie aus dem Schrank nahm, sprang jene Gestalt wie ein Alräunchen hervor und lachte höhnisch und schlug mit den kleinen Spinnenfingern Schnippchen und schrie: „Er wird doch nicht dein Mann, er wird doch nicht dein Mann!" Und dann, wenn sie alles stehn und liegen ließ und in die Mitte des Zimmers flüchtete, sah es mit langer Nase riesengroß hinter dem Ofen hervor und knurrte und schnurrte: „Er wird doch nicht dein Mann!" — „Hörst du denn nichts, siehst du denn nichts, Schwester?" rief Veronika, die vor Furcht und Zittern gar nichts mehr anrühren mochte. Fränzchen stand ganz ernsthaft und ruhig von ihrem Stickrahmen auf und sagte: „Was ist dir denn heute, Schwester? Du wirfst ja alles durcheinander, daß es klippert und klappert, ich muß dir nur helfen." Aber da traten schon die muntern Mädchen in vollem Lachen herein, und in dem Augenblick wurde nun auch Veronika gewahr, daß sie den Ofenaufsatz für eine Gestalt und das Knarren der übel verschlossenen Ofenthür für die feindseligen Worte gehalten hatte. Von einem innern Entsetzen gewaltsam ergriffen, konnte sie sich aber nicht so schnell erholen, daß die Freundinnen nicht ihre ungewöhnliche Spannung, die selbst ihre Blässe, ihr verstörtes Gesicht verriet, hätten

bemerken sollen. Als sie schnell abbrechend von all dem Lustigen, das sie eben erzählen wollten, in die Freundin drangen, was ihr denn um des Himmels willen widerfahren, mußte Veronika eingestehen, wie sie sich ganz besondern Gedanken hingegeben und plötzlich am hellen Tage von einer sonderbaren Gespensterfurcht, die ihr sonst gar nicht eigen, übermannt worden. Nun erzählte sie so lebhaft, wie aus allen Winkeln des Zimmers ein kleines graues Männchen sie geneckt und gehöhnt habe, daß die Mademoiselles Osters sich schüchtern nach allen Seiten umsahen, und ihnen bald gar unheimlich und grausig zu Mute wurde. Da trat Fränzchen mit dem dampfenden Kaffee herein, und alle drei, sich schnell besinnend, lachten über ihre eigne Albernheit. Angelika, so hieß die älteste Oster, war mit einem Offizier versprochen, der bei der Armee stand, und von dem die Nachrichten so lange ausgeblieben, daß man an seinem Tode oder wenigstens an seiner schweren Verwundung kaum zweifeln konnte. Dies hatte Angelika in die tiefste Betrübnis gestürzt, aber heute war sie fröhlich bis zur Ausgelassenheit, worüber Veronika sich nicht wenig wunderte und es ihr unverhohlen äußerte. „Liebes Mädchen", sagte Angelika, „glaubst du denn nicht, daß ich meinen Viktor immerdar im Herzen, in Sinn und Gedanken trage? Aber eben deshalb bin ich so heiter! — ach Gott — so glücklich, so selig in meinem ganzen Gemüte! denn mein Viktor ist wohl, und ich sehe ihn in weniger Zeit als Rittmeister, geschmückt mit den Ehrenzeichen, die ihm seine unbegrenzte Tapferkeit erworben, wieder. Eine starke, aber durchaus nicht gefährliche Verwundung des rechten Arms, und zwar durch den Säbelhieb eines feindlichen Husaren, verhindert ihn zu schreiben, und der schnelle Wechsel seines Aufenthalts, da er durchaus sein Regiment nicht verlassen will, macht es auch noch immer unmöglich, mir Nachricht zu geben, aber heute abend erhält er die bestimmte Weisung, sich erst ganz heilen zu lassen. Er reiset morgen ab, um herzukommen, und indem er in den Wagen steigen will, erfährt er seine Ernennung zum Rittmeister." — „Aber, liebe Angelika", fiel Veronika ein,

„das weißt du jetzt schon alles?“ — „Lache mich nicht aus, liebe Freundin“, fuhr Angelika fort, „aber du wirst es nicht, denn könnte nicht dir zur Strafe gleich das kleine graue Männchen dort hinter dem Spiegel hervorgucken? — Genug, ich kann mich von dem Glauben an gewisse geheimnisvolle Dinge nicht losmachen, weil sie oft ganz sichtbarlich und handgreiflich, möcht' ich sagen, in mein Leben getreten. Vorzüglich kommt es mir denn nun gar nicht einmal so wunderbar und unglaublich vor als manchen andern, daß es Leute geben kann, denen eine gewisse Sehergabe eigen, die sie durch ihnen bekannte untrügliche Mittel in Bewegung zu setzen wissen. Es ist hier am Orte eine alte Frau, die diese Gabe ganz besonders besitzt. Nicht so wie andere ihres Gelichters prophezeit sie aus Karten, gegossenem Blei oder aus dem Kaffeesatze, sondern nach gewissen Vorbereitungen, an denen die fragende Person teilnimmt, erscheint in einem hellpolierten Metallspiegel ein wunderliches Gemisch von allerlei Figuren und Gestalten, welche die Alte deutet und aus ihnen die Antwort auf die Frage schöpft. Ich war gestern abend bei ihr und erhielt jene Nachrichten von meinem Viktor, an deren Wahrheit ich nicht einen Augenblick zweifle.“ — Angelikas Erzählung warf einen Funken in Veronikas Gemüt, der schnell den Gedanken entzündete, die Alte über den Anselmus und über ihre Hoffnungen zu befragen. Sie erfuhr, daß die Alte Frau Rauerin hieße, in einer entlegenen Straße vor dem Seethor[1] wohne, durchaus nur Dienstags, Mittwochs und Freitags von sieben Uhr abends, dann aber die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgang zu treffen sei und es gern sähe, wenn man allein komme. — Es war eben Mittwoch, und Veronika beschloß, unter dem Vorwande, die Osters nach Hause zu begleiten, die Alte aufzusuchen, welches sie denn auch in der That ausführte. Kaum hatte sie nämlich von den Freundinnen, die in der Neustadt wohnten, vor der Elbbrücke Abschied genommen, als sie geflügel-

[1] In der Altstadt, nicht weit vom Altmarkt.

ten Schrittes vor das Seethor eilte und sich bald in der beschriebenen abgelegenen engen Straße befand, an deren Ende sie das kleine rote Häuschen erblickte, in welchem die Frau Rauerin wohnen sollte. Sie konnte sich eines gewissen unheimlichen Gefühls, ja eines innern Erbebens nicht erwehren, als sie vor der Hausthür stand. Endlich raffte sie sich, des innern Widerstrebens unerachtet, zusammen und zog an der Klingel, worauf sich die Thür öffnete und sie durch den finstern Gang nach der Treppe tappte, die zum obern Stock führte, wie es Angelika beschrieben. „Wohnt hier nicht die Frau Rauerin?" rief sie in den öden Hausflur hinein, als sich niemand zeigte; da erscholl statt der Antwort ein langes, klares Miau, und ein großer schwarzer Kater schritt mit hochgekrümmtem Rücken, den Schweif in Wellenringeln hin und her drehend, gravitätisch vor ihr her bis an die Stubenthür, die auf ein zweites Miau geöffnet wurde. „Ach, sieh da, Töchterlein, bist schon hier? komm herein — herein!" So rief die heraustretende Gestalt, deren Anblick Veronika an den Boden festbannte. Ein langes, hagres, in schwarze Lumpen gehülltes Weib! — indem sie sprach, wackelte das hervorragende spitze Kinn, verzog sich das zahnlose Maul, von der knöchernen Habichtsnase beschattet, zum grinsenden Lächeln, und leuchtende Katzenaugen flackerten Funken werfend durch die große Brille. Aus dem bunten, um den Kopf gewickelten Tuche starrten schwarze borstige Haare hervor, aber zum Gräßlichen erhoben das ekle Antlitz zwei große Brandflecke, die sich von der linken Backe über die Nase wegzogen. — Veronikas Atem stockte, und der Schrei, der der gepreßten Brust Luft machen sollte, wurde zum tiefen Seufzer, als der Hexe Knochenhand sie ergriff und in das Zimmer hineinzog. Drinnen regte und bewegte sich alles, es war ein Sinne verwirrendes Quieken und Miauen und Gekrächze und Gepiepe durcheinander. Die Alte schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Still da, ihr Gesindel!" Und die Meerkatzen kletterten winselnd auf das hohe Himmelbett, und die Meerschweinchen liefen unter den Ofen, und der Rabe flatterte auf

den runden Spiegel; nur der schwarze Kater, als gingen ihn die Scheltworte nichts an, blieb ruhig auf dem großen Polsterstuhle sitzen, auf den er gleich nach dem Eintritt gesprungen. — Sowie es still wurde, ermutigte sich Veronika; es war ihr nicht so unheimlich als draußen auf der Flur, ja selbst das Weib schien ihr nicht mehr so scheußlich. Jetzt erst blickte sie im Zimmer umher! — Allerhand häßliche ausgestopfte Tiere hingen von der Decke herab, unbekanntes seltsames Geräte lag durcheinander auf dem Boden, und in dem Kamin brannte ein blaues, sparsames Feuer, das nur dann und wann in gelben Funken emporknisterte; aber dann rauschte es von oben herab, und ekelhafte Fledermäuse wie mit verzerrten lachenden Menschengesichtern schwangen sich hin und her, und zuweilen leckte die Flamme herauf an der rußigen Mauer, und dann erklangen schneidende, heulende Jammertöne, daß Veronika von Angst und Grausen ergriffen wurde. „Mit Verlaub, Mamsellchen", sagte die Alte schmunzelnd, erfaßte einen großen Wedel und besprengte, nachdem sie ihn in einen kupfernen Kessel getaucht, den Kamin. Da erlosch das Feuer, und wie von dickem Rauch erfüllt, wurde es stockfinster in der Stube; aber bald trat die Alte, die in ein Kämmerchen gegangen, mit einem angezündeten Lichte wieder herein, und Veronika erblickte nichts mehr von den Tieren, von den Gerätschaften, es war eine gewöhnliche, ärmlich ausstaffierte Stube. Die Alte trat ihr näher und sagte mit schnarrender Stimme: „Ich weiß wohl, was du bei mir willst, mein Töchterchen; was gilt es, du möchtest erfahren, ob du den Anselmus heiraten wirst, wenn er Hofrat worden." — Veronika erstarrte vor Staunen und Schreck, aber die Alte fuhr fort: „Du hast mir ja schon alles gesagt zu Hause beim Papa, als die Kaffeekanne vor dir stand, ich war ja die Kaffeekanne, hast du mich denn nicht gekannt? Töchterchen, höre! Laß ab, laß ab von dem Anselmus, das ist ein garstiger Mensch, der hat meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, meinen lieben Söhnlein, den Äpfelchen mit den roten Backen, die, wenn sie die Leute gekauft haben, ihnen wieder aus den Taschen in

meinen Korb zurückrollen. Er hält's mit dem Alten, er hat mir vorgestern den verdammten Auripigment[1] ins Gesicht gegossen, daß ich beinahe darüber erblindet, du kannst noch die Brandflecken sehen, Töchterchen! Laß ab von ihm, laß ab! — Er liebt dich nicht, denn er liebt die goldgrüne Schlange, er wird niemals Hofrat werden, weil er sich bei den Salamandern anstellen lassen, und er will die grüne Schlange heiraten; laß ab von ihm, laß ab!" — Veronika, die eigentlich ein festes, standhaftes Gemüt hatte und mädchenhaften Schreck bald zu überwinden wußte, trat einen Schritt zurück und sprach mit ernsthaftem gefaßten Ton: „Alte! ich habe von Eurer Gabe, in die Zukunft zu blicken, gehört und wollte darum, vielleicht zu neugierig und voreilig, von Euch wissen, ob wohl Anselmus, den ich liebe und hochschätze, jemals mein werden würde. Wollt Ihr mich daher, statt meinen Wunsch zu erfüllen, mit Eurem tollen, unsinnigen Geschwätze necken, so thut Ihr unrecht, denn ich habe nur gewollt, was Ihr andern, wie ich weiß, gewährtet. Da Ihr, wie es scheint, meine innigsten Gedanken wisset, so wäre es Euch vielleicht ein Leichtes gewesen, mir manches zu enthüllen, was mich quält und ängstigt, aber nach Euern albernen Verleumdungen des guten Anselmus mag ich von Euch weiter nichts erfahren. Gute Nacht!" — Veronika wollte davoneilen, da fiel die Alte weinend und jammernd auf die Knie nieder und rief, das Mädchen am Kleide festhaltend: „Veronikchen, kennst du denn die alte Liese nicht mehr, die dich so oft auf den Armen getragen und gepflegt und gehätschelt?" Veronika traute kaum ihren Augen; denn sie erkannte ihre, freilich nur durch hohes Alter und vorzüglich durch die Brandflecke entstellte ehemalige Wärterin, die vor mehreren Jahren aus des Konrektor Paulmanns Hause verschwand. Die Alte sah auch nun ganz anders aus, sie hatte statt des häßlichen buntgefleckten Tuchs eine ehrbare Haube und statt der schwarzen Lumpen eine großblumichte Jacke an, wie sie sonst wohl ge-

---

[1] Schwefelarsen enthaltendes gelbes Mineral; es ist der „Liquor", den der Archivarius dem Studenten gegeben hat (vgl. S. 38).

kleidet gegangen. Sie stand vom Boden auf und fuhr, Veronika in ihre Arme nehmend, fort: „Es mag dir alles, was ich dir gesagt, wohl recht toll vorkommen, aber es ist leider dem so. Der Anselmus hat mir viel zuleide gethan, doch wider seinen Willen; er ist dem Archivarius Lindhorst in die Hände gefallen, und der will ihn mit seiner Tochter verheiraten. Der Archivarius ist mein größter Feind, und ich könnte dir allerlei Dinge von ihm sagen, die würdest du aber nicht verstehen oder dich doch sehr entsetzen. Er ist der weise Mann, aber ich bin die weise Frau — es mag darum sein! — Ich merke nun wohl, daß du den Anselmus recht lieb hast, und ich will dir mit allen Kräften beistehen, daß du recht glücklich werden und fein ins Ehebette kommen sollst, wie du es wünschest.“ — „Aber sage Sie mir um des Himmels willen, Liese!“ — fiel Veronika ein — „Still, Kind — still!“ unterbrach sie die Alte, „ich weiß, was du sagen willst, ich bin das worden, was ich bin, weil ich es werden mußte, ich konnte nicht anders. Nun also! — ich kenne das Mittel, das den Anselmus von der thörichten Liebe zur grünen Schlange heilt und ihn als den liebenswürdigsten Hofrat in deine Arme führt; aber du mußt helfen.“ — „Sage es nur gerade heraus, Liese! ich will ja alles thun, denn ich liebe den Anselmus sehr!“ lispelte Veronika kaum hörbar. — „Ich kenne dich“, fuhr die Alte fort, „als ein beherztes Kind, vergebens habe ich dich mit dem Wauwau zum Schlaf treiben wollen, denn gerade alsdann öffnetest du die Augen, um den Wauwau zu sehen; du gingst ohne Licht in die hinterste Stube und erschrecktest oft in des Vaters Pudermantel des Nachbars Kinder. Nun also! — ist's dir Ernst, durch meine Kunst den Archivarius Lindhorst und die grüne Schlange zu überwinden; ist's dir Ernst, den Anselmus als Hofrat deinen Mann zu nennen, so schleiche dich in der künftigen Tag- und Nachtgleiche nachts um eilf Uhr aus des Vaters Hause und komme zu mir; ich werde dann mit dir auf den Kreuzweg gehen, der unfern das Feld durchschneidet, wir bereiten das Nötige, und alles Wunderliche, was du vielleicht erblicken wirst,

soll dich nicht anfechten. Und nun, Töchterchen, gute Nacht, der Papa wartet schon mit der Suppe." — Veronika eilte von dannen, fest stand bei ihr der Entschluß, die Nacht des Äquinoktiums nicht zu versäumen; denn, dachte sie, die Liese hat recht, der Anselmus ist verstrickt in wunderliche Bande, aber ich erlöse ihn daraus und nenne ihn mein immerdar und ewiglich, mein ist und bleibt er, der Hofrat Anselmus.

Sechste Vigilie.

Der Garten des Archivarius Lindhorst nebst einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die englische Kursivschrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geisterfürst.

„Es kann aber auch sein", sprach der Student Anselmus zu sich selbst, „daß der superfeine starke Magenlikör, den ich bei dem Monsieur Conradi etwas begierig genossen, alle die tollen Phantasmata geschaffen, die mich vor der Hausthür des Archivarius Lindhorst ängsteten. Deshalb bleibe ich heute ganz nüchtern und will nun wohl allem weitern Ungemach, das mir begegnen könnte, Trotz bieten. — So wie damals, als er sich zum ersten Besuch bei dem Archivarius Lindhorst rüstete, steckte er seine Federzeichnungen und kalligraphischen Kunstwerke, seine Tuschstangen, seine wohlgespitzten Rabenfedern ein, und schon wollte er zur Thür hinausschreiten, als ihm das Fläschchen mit dem gelben Liquor in die Augen fiel, das er von dem Archivarius Lindhorst erhalten. Da gingen ihm wieder all die seltsamen Abenteuer, welche er erlebt, mit glühenden Farben durch den Sinn, und ein namenloses Gefühl von Wonne und Schmerz durchschnitt seine Brust. Unwillkürlich rief er mit recht kläglicher Stimme aus: „Ach, gehe ich denn nicht zum Archivarius, nur um dich zu sehen, du holde, liebliche Serpentina?" — Es war ihm in den Augenblick so, als könne Serpentinas Liebe der Preis einer mühevollen gefährlichen Arbeit sein, die er unternehmen müßte, und diese Arbeit sei keine andere als das Kopieren der

Lindhorstischen Manuskripte. — Daß ihm schon bei dem Eintritt ins Haus, oder vielmehr noch vor demselben allerlei Wunderliches begegnen könne, wie neulich, davon war er überzeugt. Er dachte nicht mehr an Conradis Magenwasser, sondern steckte schnell den Liquor in die Westentasche, um ganz nach des Archivarius Vorschrift zu verfahren, wenn das bronzierte Äpfelweib sich unterstehen sollte, ihn anzugrinsen. — Erhob sich denn nicht auch wirklich gleich die spitze Nase, funkelten nicht die Katzenaugen aus dem Thürdrücker, als er ihn auf den Schlag zwölf Uhr ergreifen wollte? — Da spritzte er, ohne sich weiter zu bedenken, den Liquor in das fatale Gesicht hinein, und es glättete und plättete sich augenblicklich aus zum glänzenden kugelrunden Thürklopfer. — Die Thür ging auf, die Glocken läuteten gar lieblich durch das ganze Haus: klingling — Jüngling — flink — flink — spring — spring — klingling. — Er stieg getrost die schöne breite Treppe hinauf und weidete sich an dem Duft des seltenen Räucherwerks, der durch das Haus floß. Ungewiß blieb er auf dem Flur stehen, denn er wußte nicht, an welche der vielen schönen Thüren er wohl pochen sollte; da trat der Archivarius Lindhorst in einem weiten damastnen Schlafrock heraus und rief: „Nun, es freut mich, Herr Anselmus, daß Sie endlich Wort halten; kommen Sie mir nur nach, denn ich muß Sie ja doch wohl gleich ins Laboratorium führen.“ Damit schritt er schnell den langen Flur hinauf und öffnete eine kleine Seitenthür, die in einen Korridor führte. Anselmus schritt getrost hinter dem Archivarius her; sie kamen aus dem Korridor in einen Saal oder vielmehr in ein herrliches Gewächshaus, denn von beiden Seiten bis an die Decke hinauf standen allerlei seltene, wunderbare Blumen, ja große Bäume mit sonderbar gestalteten Blättern und Blüten. Ein magisches blendendes Licht verbreitete sich überall, ohne daß man bemerken konnte, wo es herkam, da durchaus kein Fenster zu sehen war. Sowie der Student Anselmus in die Büsche und Bäume hineinblickte, schienen lange Gänge sich in weiter Ferne auszudehnen. — Im tiefen Dunkel dicker Cypressenstauden schimmerten Marmor-

becken, aus denen sich wunderliche Figuren erhoben, Kristallenstrahlen hervorspritzend, die plätschernd niederfielen in leuchtende Lilienkelche; seltsame Stimmen rauschten und säuselten durch den Wald der wunderbaren Gewächse, und herrliche Düfte strömten auf und nieder. Der Archivarius war verschwunden, und Anselmus erblickte nur einen riesenhaften Busch glühender Feuerlilien vor sich. Von dem Anblick, von den süßen Düften des Feengartens berauscht, blieb Anselmus festgezaubert stehen. Da fing es überall an zu kickern und zu lachen, und feine Stimmchen neckten und höhnten: „Herr Studiosus, Herr Studiosus! wo kommen Sie denn her? warum haben Sie sich denn so schön geputzt, Herr Anselmus? — Wollen Sie eins mit uns plappern, wie die Großmutter das Ei mit dem Steiß zerdrückte und der Junker einen Klecks auf die Sonntagsweste bekam? Können Sie die neue Arie schon auswendig, die Sie vom Papa Starmatz gelernt, Herr Anselmus? — Sie sehen recht possierlich aus in der gläsernen Perücke[1] und den postpapiernen Stülpstiefeln!" — So rief und kickerte und neckte es aus allen Winkeln hervor — ja dicht neben dem Studenten, der nun erst wahrnahm, wie allerlei bunte Vögel ihn umflatterten und ihn so in vollem Gelächter aushöhnten. — In dem Augenblick schritt der Feuerlilienbusch auf ihn zu, und er sah, daß es der Archivarius Lindhorst war, dessen blumichter, in Gelb und Rot glänzender Schlafrock ihn nur getäuscht hatte. „Verzeihen Sie, werter Herr Anselmus", sagte der Archivarius, „daß ich Sie stehen ließ, aber vorübergehend sah ich nur nach meinem schönen Kaktus, der diese Nacht seine Blüten aufschließen wird — aber wie gefällt Ihnen denn mein kleiner Hausgarten?" — „Ach Gott, über alle Maßen schön ist es hier, geschätztester Herr Archivarius", erwiderte der Student, „aber die bunten Vögel mokieren sich über meine Wenigkeit gar sehr!" — „Was ist denn das für ein Gewäsche?" rief der Archivarius zornig in die Büsche hinein. Da flatterte

[1] Vgl. S. 107.

ein großer grauer Papagei hervor, und sich neben dem Archivarius auf einen Myrtenast setzend und ihn ungemein ernsthaft und gravitätisch durch eine Brille, die auf dem krummen Schnabel saß, anblickend, schnarrte er: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Archivarius, meine mutwilligen Buben sind einmal wieder recht ausgelassen, aber der Herr Studiosus sind selbst daran schuld, denn“ — „Still da, still da!“ unterbrach der Archivarius den Alten, „ich kenne die Schelme, aber Er sollte sie besser in Zucht halten, mein Freund! — Gehen wir weiter, Herr Anselmus!“ — Noch durch manches fremdartig aufgeputzte Gemach schritt der Archivarius, so daß der Student ihm kaum folgen und einen Blick auf all die glänzenden sonderbar geformten Mobilien und andere unbekannte Sachen werfen konnte, womit alles überfüllt war. Endlich traten sie in ein großes Gemach, in dem der Archivarius, den Blick in die Höhe gerichtet, stehen blieb, und Anselmus Zeit gewann, sich an dem herrlichen Anblick, den der einfache Schmuck dieses Saals gewährte, zu weiden. Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmbäume hervor, welche ihre kolossalen, wie funkelnde Smaragden glänzenden Blätter oben zur Decke wölbten; in der Mitte des Zimmers ruhte auf drei aus dunkler Bronze gegossenen ägyptischen Löwen eine Porphyrplatte, auf welcher ein einfacher goldener Topf stand, von dem, als er ihn erblickte, Anselmus nun gar nicht mehr die Augen wegwenden konnte. Es war, als spielten in tausend schimmernden Reflexen allerlei Gestalten auf dem strahlend polierten Golde — manchmal sah er sich selbst mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen — ach! neben dem Holunderbusch — Serpentina schlängelte sich auf und nieder, ihn anblickend mit den holdseligen Augen. Anselmus war außer sich vor wahnsinnigem Entzücken. „Serpentina! — Serpentina!“ schrie er laut auf; da wandte sich der Archivarius Lindhorst schnell um und sprach: „Was meinen Sie, werter Herr Anselmus? — Ich glaube, Sie belieben meine Tochter zu rufen, die ist aber ganz auf der andern Seite meines Hauses in ihrem

Zimmer, und hat soeben Klavierstunde, kommen Sie nur weiter." Anselmus folgte beinahe besinnungslos dem davonschreitenden Archivarius, er sah und hörte nichts mehr, bis ihn der Archivarius heftig bei der Hand ergriff und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle!" Anselmus erwachte wie aus einem Traum und bemerkte nun, daß er sich in einem hohen, rings mit Bücherschränken umstellten Zimmer befand, welches sich in keiner Art von gewöhnlichen Bibliothek- und Studierzimmern unterschied. In der Mitte stand ein großer Arbeitstisch und ein gepolsterter Lehnstuhl vor demselben. „Dieses", sagte der Archivarius Lindhorst, „ist vorderhand Ihr Arbeitszimmer; ob Sie künftig auch in dem andern blauen Bibliotheksaal, in dem Sie so plötzlich meiner Tochter Namen riefen, arbeiten werden, weiß ich noch nicht; — aber nun wünschte ich mich erst von Ihrer Fähigkeit, die Ihnen zugedachte Arbeit wirklich meinem Wunsch und Bedürfnis gemäß auszuführen, zu überzeugen." Der Student Anselmus ermutigte sich nun ganz und gar und zog nicht ohne innere Selbstzufriedenheit und in der Überzeugung, den Archivarius durch sein ungewöhnliches Talent höchlich zu erfreuen, seine Zeichnungen und Schreibereien aus der Tasche. Der Archivarius hatte kaum das erste Blatt, eine Handschrift in der elegantesten englischen Schreibmanier, erblickt, als er recht sonderbar lächelte und mit dem Kopfe schüttelte. Das wiederholte er bei jedem folgenden Blatte, so daß dem Studenten Anselmus das Blut in den Kopf stieg, und er, als das Lächeln zuletzt recht höhnisch und verächtlich wurde, in vollem Unmute losbrach: „Der Herr Archivarius scheinen mit meinen geringen Talenten nicht ganz zufrieden?" — „Lieber Herr Anselmus", sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben für die Kunst des Schönschreibens wirklich treffliche Anlagen, aber vorderhand, sehe ich wohl, muß ich mehr auf Ihren Fleiß, auf Ihren guten Willen rechnen als auf Ihre Fertigkeit. Es mag auch wohl an den schlechten Materialien liegen, die Sie verwandt." — Der Student Anselmus sprach viel von seiner sonst anerkannten Kunst-

fertigkeit, von chinesischer Tusche und ganz auserlesenen Rabenfedern. Da reichte ihm der Archivarius Lindhorst das englische Blatt hin und sprach: „Urteilen Sie selbst!" — Anselmus wurde wie vom Blitz getroffen, als ihm seine Handschrift so höchst miserabel vorkam. Da war keine Ründe in den Zügen, kein Druck richtig, kein Verhältnis der großen und kleinen Buchstaben, ja! schülermäßige schnöde Hahnenfüße verdarben oft die sonst ziemlich geratene Zeile. „Und dann", fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „ist Ihre Tusche auch nicht haltbar." Er tunkte den Finger in ein mit Wasser gefülltes Glas, und indem er nur leicht auf die Buchstaben tupfte, war alles spurlos verschwunden. Dem Studenten Anselmus war es, als schnüre ein Ungetüm ihm die Kehle zusammen — er konnte kein Wort herausbringen. So stand er da, das unglückliche Blatt in der Hand, aber der Archivarius Lindhorst lachte laut auf und sagte: „Lassen Sie sich das nicht anfechten, wertester Herr Anselmus; was Sie bisher nicht vollbringen konnten, wird hier bei mir vielleicht besser sich fügen; ohnedies finden Sie ein besseres Material, als Ihnen sonst wohl zu Gebote stand! — Fangen Sie nur getrost an!" — Der Archivarius Lindhorst holte erst eine flüssige schwarze Masse, die einen ganz eigentümlichen Geruch verbreitete, sonderbar gefärbte, scharf zugespitzte Federn und ein Blatt von besonderer Weiße und Glätte, dann aber ein arabisches Manuskript aus einem verschlossenen Schranke herbei, und sowie Anselmus sich zur Arbeit gesetzt, verließ er das Zimmer. Der Student Anselmus hatte schon öfters arabische Schrift kopiert, die erste Aufgabe schien ihm daher nicht so schwer zu lösen. „Wie die Hahnenfüße in meine schöne englische Kursivschrift gekommen, mag Gott und der Archivarius Lindhorst wissen", sprach er, „aber daß sie nicht von meiner Hand sind, darauf will ich sterben." — Mit jedem Worte, das nun wohlgelungen auf dem Pergamente stand, wuchs sein Mut und mit ihm seine Geschicklichkeit. In der That schrieb es sich mit den Federn auch ganz herrlich, und die geheimnisvolle Tinte floß rabenschwarz und gefügig auf das blendend

weiße Pergament. Als er nun so emsig und mit angestrengter Aufmerksamkeit arbeitete, wurde es ihm immer heimlicher in dem einsamen Zimmer, und er hatte sich schon ganz in das Geschäft, welches er glücklich zu vollenden hoffte, geschickt, als auf den Schlag drei Uhr ihn der Archivarius in das Nebenzimmer zu dem wohlbereiteten Mittagsmahl rief. Bei Tische war der Archivarius Lindhorst bei ganz besonderer heiterer Laune; er erkundigte sich nach des Studenten Anselmus Freunde, dem Konrektor Paulmann und dem Registrator Heerbrand, und wußte vorzüglich von dem letztern recht viel Ergötzliches zu erzählen. Der gute alte Rheinwein schmeckte dem Anselmus gar sehr und machte ihn gesprächiger, als er wohl sonst zu sein pflegte. Auf den Schlag vier Uhr stand er auf, um an seine Arbeit zu gehen, und diese Pünktlichkeit schien dem Archivarius Lindhorst wohl zu gefallen. War ihm schon vor dem Essen das Kopieren der arabischen Zeichen geglückt, so ging die Arbeit jetzt noch viel besser von statten, ja er konnte selbst die Schnelle und Leichtigkeit nicht begreifen, womit er die krausen Züge der fremden Schrift nachzumalen vermochte. — Aber es war, als flüstre aus dem innersten Gemüte eine Stimme in vernehmlichen Worten: „Ach! könntest du denn das vollbringen, wenn du sie nicht in Sinn und Gedanken trügest, wenn du nicht an sie, an ihre Liebe glaubtest?" — Da wehte es wie in leisen, leisen, lispelnden Kristallklängen durch das Zimmer: „Ich bin dir nahe — nahe — nahe! — ich helfe dir — sei mutig — sei standhaft, lieber Anselmus! — ich mühe mich mit dir, damit du mein werdest!" Und sowie er voll innern Entzückens die Töne vernahm, wurden ihm immer verständlicher die unbekannten Zeichen — er durfte kaum mehr hineinblicken in das Original — ja es war, als stünden schon wie in blasser Schrift die Zeichen auf dem Pergament, und er dürfe sie nur mit geübter Hand schwarz überziehen. So arbeitete er fort, von lieblichen tröstenden Klängen, wie vom süßen, zarten Hauch umflossen, bis die Glocke sechs Uhr schlug und der Archivarius Lindhorst in das Zimmer trat. Er

ging sonderbar lächelnd an den Tisch, Anselmus stand schweigend auf, der Archivarius sah ihn noch immer so wie in höhnendem Spott lächelnd an, kaum hatte er aber in die Abschrift geblickt, als das Lächeln in dem tiefen, feierlichen Ernst unterging, zu dem sich alle Muskeln des Gesichts verzogen. — Bald schien er nicht mehr derselbe. Die Augen, welche sonst funkelndes Feuer strahlten, blickten jetzt mit unbeschreiblicher Milde den Anselmus an, eine sanfte Röte färbte die bleichen Wangen, und statt der Ironie, die sonst den Mund zusammenpreßte, schienen die weichgeformten anmutigen Lippen sich zu öffnen zur weisheitvollen, ins Gemüt dringenden Rede. — Die ganze Gestalt war höher, würdevoller; der weite Schlafrock legte sich wie ein Königsmantel in breiten Falten um Brust und Schultern, und durch die weißen Löckchen, welche an der hohen offenen Stirn lagen, schlang sich ein schmaler goldner Reif. „Junger Mensch", fing der Archivarius an im feierlichen Ton, „junger Mensch, ich habe, noch ehe du es ahntest, all die geheimen Beziehungen erkannt, die dich an mein Liebstes, Heiligstes fesseln! — Serpentina liebt dich, und ein seltsames Geschick, dessen verhängnisvollen Faden feindliche Mächte spannen, ist erfüllt, wenn sie dein wird, und wenn du als notwendige Mitgift den goldenen Topf erhältst, der ihr Eigentum ist. Aber nur dem Kampfe entsprießt dein Glück im höheren Leben. Feindliche Prinzipe fallen dich an, und nur die innere Kraft, mit der du den Anfechtungen widerstehst, kann dich retten von Schmach und Verderben. Indem du hier arbeitest, überstehst du deine Lehrzeit; Glauben und Erkenntnis führen dich zum nahen Ziele, wenn du fest hältst an dem, was du beginnen mußtest. Trage sie recht getreulich im Gemüte, sie, die dich liebt, und du wirst die herrlichen Wunder des goldnen Topfes schauen und glücklich sein immerdar. — Gehab dich wohl! der Archivarius Lindhorst erwartet dich morgen um zwölf Uhr in deinem Kabinett! — Gehab dich wohl!" — Der Archivarius schob den Studenten Anselmus sanft zur Thür hinaus, die er dann verschloß, und er befand sich in dem Zimmer,

in welchem er gespeiset, dessen einzige Thür auf den Flur führte. Ganz betäubt von den wunderbaren Erscheinungen, blieb er vor der Hausthür stehen; da wurde über ihm ein Fenster geöffnet, er schaute hinauf, es war der Archivarius Lindhorst; ganz der Alte im weißgrauen Rocke, wie er ihn sonst gesehen. — Er rief ihm zu: „Ei, werter Herr Anselmus, worüber sinnen Sie denn so, was gilt's, das Arabische geht Ihnen nicht aus dem Kopf? Grüßen Sie doch den Herrn Konrektor Paulmann, wenn Sie etwa zu ihm gehen, und kommen Sie morgen Punkt zwölf Uhr wieder. Das Honorar für heute steckt bereits in Ihrer rechten Westentasche." — Der Student Anselmus fand wirklich den blanken Speziesthaler in der bezeichneten Tasche, aber er freute sich gar nicht darüber. — „Was aus dem allen werden wird, weiß ich nicht", sprach er zu sich selbst — „umfängt mich aber auch nur ein toller Wahn und Spuk, so lebt und webt doch in meinem Innern die liebliche Serpentina, und ich will, ehe ich von ihr lasse, lieber untergehen ganz und gar, denn ich weiß doch, daß der Gedanke in mir ewig ist, und kein feindliches Prinzip kann ihn vernichten; aber ist der Gedanke denn was anders als Serpentinas Liebe?"

Siebente Vigilie.

Wie der Konrektor Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel.[1] — Der Zauberspiegel und des Doktors Eckstein Rezept gegen eine unbekannte Krankheit.

Endlich klopfte der Konrektor Paulmann die Pfeife aus, sprechend: „Nun ist es doch wohl Zeit, sich zur Ruhe zu begeben." — „Jawohl", erwiderte die durch des Vaters längeres Aufbleiben beängstete Veronika, denn es schlug längst zehn Uhr. Kaum war nun der Konrektor in sein Studier- und Schlafzim-

[1] Die beiden berühmten niederländischen Maler Rembrandt, eigentlich Rembrandt Harmensz van Ryn (1606—69), und Pieter Brueghel (1565—1625), nach seinen Szenen aus der Hölle und nächtlichen Flammenbildern Höllenbrueghel genannt.

mer gegangen, kaum hatten Fränzchens schwerere Atemzüge kund gethan, daß sie wirklich fest eingeschlafen, als Veronika, die sich zum Schein auch ins Bett gelegt, leise, leise wieder aufstand, sich anzog, den Mantel umwarf und zum Hause hinausschlüpfte. — Seit dem Augenblick, als Veronika die alte Liese verlassen, stand ihr unaufhörlich der Anselmus vor Augen, und sie wußte selbst nicht, welch eine fremde Stimme im Innern ihr immer und ewig wiederholte, daß sein Widerstreben von einer ihr feindlichen Person herrühre, die ihn in Banden halte, welche Veronika durch geheimnisvolle Mittel der magischen Kunst zerreißen könne. Ihr Vertrauen auf die alte Liese wuchs mit jedem Tage, und selbst der Eindruck des Unheimlichen, Grausigen stumpfte sich ab, so daß alles Wunderliche, Seltsame ihres Verhältnisses mit der Alten ihr nur im Schimmer des Ungewöhnlichen, Romanhaften erschien, wovon sie eben recht angezogen wurde. Deshalb stand auch der Vorsatz bei ihr fest, selbst mit Gefahr, vermißt zu werden und in tausend Unannehmlichkeiten zu geraten, das Abenteuer der Tag- und Nachtgleiche zu bestehen. Endlich war nun die verhängnisvolle Nacht des Äquinoktiums, in der ihr die alte Liese Hülfe und Trost verheißen, eingetreten, und Veronika, mit dem Gedanken der nächtlichen Wanderung längst vertraut geworden, fühlte sich ganz ermutigt. Pfeilschnell flog sie durch die einsamen Straßen, des Sturms nicht achtend, der durch die Lüfte brauste und ihr die dicken Regentropfen ins Gesicht warf. — Mit dumpfem dröhnenden Klange schlug die Glocke des Kreuzturms eilf Uhr, als Veronika ganz durchnäßt vor dem Hause der Alten stand. „Ei, Liebchen, Liebchen, schon da! — nun warte, warte!“ — rief es von oben herab — und gleich darauf stand auch die Alte, mit einem Korbe beladen und von ihrem Kater begleitet, vor der Thür. „So wollen wir denn gehen und thun und treiben, was ziemlich ist und gedeiht in der Nacht, die dem Werke günstig“, dies sprechend, ergriff die Alte mit kalter Hand die zitternde Veronika, welcher sie den schweren Korb zu tragen gab, während sie selbst einen Kessel, Dreifuß

und Spaten auspackte. Als sie ins Freie kamen, regnete es nicht mehr, aber der Sturm war stärker geworden; tausendstimmig heulte es in den Lüften. Ein entsetzlicher herzzerschneidender Jammer tönte herab aus den schwarzen Wolken, die sich in schneller Flucht zusammenballten und alles einhüllten in dicke Finsternis. Aber die Alte schritt rasch fort, mit gellender Stimme rufend: „Leuchte — leuchte mein Junge!" Da schlängelten und kreuzten sich blaue Blitze vor ihnen her, und Veronika wurde inne, daß der Kater, knisternde Funken sprühend und leuchtend, vor ihnen herumsprang, und dessen ängstliches grausiges Zetergeschrei sie vernahm, wenn der Sturm nur einen Augenblick schwieg. — Ihr wollte der Atem vergehen, es war, als griffen eiskalte Krallen in ihr Inneres, aber gewaltsam raffte sie sich zusammen, und sich fester an die Alte klammernd, sprach sie: „Nun muß alles vollbracht werden, und es mag geschehen, was da will!" — „Recht so, mein Töchterchen!" erwiderte die Alte, „bleibe fein standhaft, und ich schenke dir was Schönes und den Anselmus obendrein!" Endlich stand die Alte still und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle!" Sie grub ein Loch in die Erde, schüttete Kohlen hinein und stellte den Dreifuß darüber, auf den sie den Kessel setzte. Alles dieses begleitete sie mit seltsamen Gebärden, während der Kater sie umkreiste. Aus seinem Schweif sprühten Funken, die einen Feuerreif bildeten. Bald fingen die Kohlen an zu glühen, und endlich schlugen blaue Flammen unter dem Dreifuß hervor. Veronika mußte Mantel und Schleier ablegen und sich bei der Alten niederkauern, die ihre Hände ergriff und fest drückte, mit den funkelnden Augen das Mädchen anstarrend. Nun fingen die sonderbaren Massen — waren es Blumen — Metalle — Kräuter — Tiere, man konnte es nicht unterscheiden — die die Alte aus dem Korbe genommen und in den Kessel geworfen, an zu sieden und zu brausen. Die Alte ließ Veronika los, sie ergriff einen eisernen Löffel, mit dem sie in die glühende Masse hineinfuhr und darin rührte, während Veronika auf ihr Geheiß festen Blickes in den Kessel

hineinschauen und ihre Gedanken auf den Anselmus richten mußte. Nun warf die Alte aufs neue blinkende Metalle und auch eine Haarlocke, die sich Veronika vom Kopfwirbel geschnitten, sowie einen kleinen Ring, den sie lange getragen, in den Kessel, indem sie unverständliche, durch die Nacht grausig gellende Töne ausstieß und der Kater im unaufhörlichen Rennen winselte und ächzte. — — Ich wollte, daß du, günstiger Leser, am dreiundzwanzigsten September auf der Reise nach Dresden begriffen gewesen wärest; vergebens suchte man, als der späte Abend hereinbrach, dich auf der letzten Station aufzuhalten; der freundliche Wirt stellte dir vor, es stürme und regne doch gar zu sehr, und überhaupt sei es auch nicht geheuer, in der Äquinoktialnacht so ins Dunkle hineinzufahren, aber du achtetest dessen nicht, indem du ganz richtig annahmst: Ich zahle dem Postillon einen ganzen Thaler Trinkgeld und bin spätestens um ein Uhr in Dresden, wo mich im Goldnen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendessen und ein weiches Bett erwartet. Wie du nun so in der Finsternis daherfährst, siehst du plötzlich in der Ferne ein ganz seltsames flackerndes Leuchten. Näher gekommen, erblickst du einen Feuerreif, in dessen Mitte bei einem Kessel, aus dem dicker Qualm und blitzende rote Strahlen und Funken emporschießen, zwei Gestalten sitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg, aber die Pferde prusten und stampfen und bäumen sich — der Postillon flucht und betet — und peitscht auf die Pferde hinein — sie gehen nicht von der Stelle. — Unwillkürlich springst du aus dem Wagen und rennst einige Schritte vorwärts. Nun siehst du deutlich das schlanke holde Mädchen, die im weißen dünnen Nachtgewande bei dem Kessel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöst, und das lange kastanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen steht das engelschöne Gesicht, aber in dem Entsetzen, das seinen Eisstrom darüber goß, ist es erstarrt zur Totenbleiche, und in dem stieren Blick, in den

hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der sich vergebens dem Schrei der Todesangst öffnet, welcher sich nicht entwinden kann der von namenloser Folter gepreßten Brust, siehst du ihr Grausen, ihr Entsetzen; die kleinen Händchen hält sie krampfhaft zusammengefaltet in die Höhe, als riefe sie betend die Schutzengel herbei, sie zu schirmen vor den Ungetümen der Hölle, die, dem mächtigen Zauber gehorchend, nun gleich erscheinen werden! — So kniet sie da, unbeweglich wie ein Marmorbild. Ihr gegenüber sitzt auf dem Boden niedergekauert ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit spitzer Habichtsnase und funkelnden Katzenaugen; aus dem schwarzen Mantel, den sie umgeworfen, starren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllensud lacht und ruft sie mit krächzender Stimme durch den brausenden tosenden Sturm. — Ich glaube wohl, daß dir, günstiger Leser, kenntest du auch sonst keine Furcht und Scheu, sich doch bei dem Anblick dieses Rembrandtschen oder Höllenbreughelschen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grausen die Haare auf dem Kopfe gesträubt hätten. Aber dein Blick konnte nicht loskommen von dem im höllischen Treiben befangenen Mädchen, und der elektrische Schlag, der durch alle deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in dir den mutigen Gedanken, Trotz zu bieten den geheimnisvollen Mächten des Feuerkreises; in ihm ging dein Grausen unter, ja der Gedanke selbst keimte auf in diesem Grausen und Entsetzen als dessen Erzeugnis. Es war dir, als seist du selbst der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängstigte Mädchen flehte, ja als müßtest du nur gleich dein Taschenpistol hervorziehen und die Alte ohne weiteres totschießen! Aber, indem du das lebhaft dachtest, schriest du laut auf: „Heda!" oder: „Was gibt es dorten", oder: „Was treibt ihr da!" — Der Postillon stieß schmetternd in sein Horn, die Alte kugelte um in ihren Sud hinein, und alles war mit einem Mal verschwunden in dickem Qualm. — Ob du das Mädchen, das du nun mit recht innigem Verlangen in der Finsternis suchtest, ge=

funden hättest, mag ich nicht behaupten, aber den Spuk des alten Weibes hattest du zerstört, und den Bann des magischen Kreises, in den sich Veronika leichtsinnig begeben, gelöset. — Weder du, günstiger Leser, noch sonst jemand fuhr oder ging aber am dreiundzwanzigsten September in der stürmischen, den Hexenkünsten günstigen Nacht des Weges, und Veronika mußte ausharren am Kessel in tödlicher Angst, bis das Werk der Vollendung nahe. — Sie vernahm wohl, wie es um sie her heulte und brauste, wie allerlei widrige Stimmen durcheinander blökten und schnatterten, aber sie schlug die Augen nicht auf, denn sie fühlte, wie der Anblick des Gräßlichen, des Entsetzlichen, von dem sie umgeben, sie in unheilbaren zerstörenden Wahnsinn stürzen könne. Die Alte hatte aufgehört, im Kessel zu rühren, immer schwächer und schwächer wurde der Qualm, und zuletzt brannte nur eine leichte Spiritusflamme im Boden des Kessels. Da rief die Alte: „Veronika, mein Kind! mein Liebchen! schau hinein in den Grund! — was siehst du denn — was siehst du denn?“ — Aber Veronika vermochte nicht zu antworten, unerachtet es ihr schien, als drehten sich allerlei verworrene Figuren im Kessel durcheinander; immer deutlicher und deutlicher gingen Gestalten hervor, und mit einem Mal trat, sie freundlich anblickend und die Hand ihr reichend, der Student Anselmus aus der Tiefe des Kessels. Da rief sie laut: „Ach, der Anselmus! — der Anselmus!“ — Rasch öffnete die Alte den am Kessel befindlichen Hahn, und glühendes Metall strömte zischend und prasselnd in eine kleine Form, die sie daneben gestellt. Nun sprang das Weib auf und kreischte, mit wilder, gräßlicher Gebärde sich herumschwingend: „Vollendet ist das Werk — Dank dir, mein Junge! — hast Wache gehalten — Hui — Hui — er kommt! — beiß ihn tot — beiß ihn tot!“ Aber da brauste es mächtig durch die Lüfte, es war, als rausche ein ungeheurer Adler herab, mit den Fittichen um sich schlagend, und es rief mit entsetzlicher Stimme: „Hei, hei! ihr Gesindel! nun ist's aus — nun ist's aus — fort zu Haus!“ Die Alte stürzte heulend nieder, aber

der Veronika vergingen Sinn und Gedanken. — Als sie wieder zu sich selbst kam, war es heller Tag geworden, sie lag in ihrem Bette, und Fränzchen stand mit einer Tasse dampfenden Thees vor ihr, sprechend: „Aber sage mir nur, Schwester, was dir ist, da stehe ich nun schon eine Stunde oder länger vor dir, und du liegst wie in der Fieberhitze besinnungslos da und stöhnst und ächzest, daß uns angst und bange wird. Der Vater ist deinetwegen nicht in die Klasse gegangen und wird gleich mit dem Doktor hereinkommen.“ — Veronika nahm schweigend den Thee; indem sie ihn hinunterschlürfte, traten ihr die gräßlichen Bilder der Nacht lebhaft vor Augen. „So war denn wohl alles nur ein ängstlicher Traum, der mich gequält hat? — Aber ich bin doch gestern abend wirklich zur Alten gegangen, es war ja der dreiundzwanzigste September? — Doch bin ich wohl schon gestern recht krank geworden und habe mir das alles nur eingebildet, und nichts hat mich krank gemacht als das ewige Denken an den Anselmus und an die wunderliche alte Frau, die sich für die Liese ausgab und mich wohl nur damit geneckt hat.“ — Fränzchen, die hinausgegangen, trat wieder herein mit Veronikas ganz durchnäßtem Mantel in der Hand. „Sieh nur, Schwester!“ sagte sie, „wie es deinem Mantel ergangen ist; da hat der Sturm in der Nacht das Fenster aufgerissen und den Stuhl, auf dem der Mantel lag, umgeworfen; da hat es nun wohl hineingeregnet, denn der Mantel ist ganz naß.“ — Das fiel der Veronika schwer aufs Herz, denn sie merkte nun wohl, daß nicht ein Traum sie gequält, sondern daß sie wirklich bei der Alten gewesen. Da ergriff sie Angst und Grausen, und ein Fieberfrost zitterte durch alle Glieder. Im krampfhaften Erbeben zog sie die Bettdecke fest über sich; aber da fühlte sie, daß etwas Hartes ihre Brust drückte, und als sie mit der Hand danach faßte, schien es ein Medaillon zu sein; sie zog es hervor, als Fränzchen mit dem Mantel fortgegangen, und es war ein kleiner runder hell polierter Metallspiegel. „Das ist ein Geschenk der Alten“, rief sie lebhaft, und es war, als schössen feurige

Strahlen aus dem Spiegel, die in ihr Innerstes drangen und es wohlthuend erwärmten. Der Fieberfrost war vorüber, und es durchströmte sie ein unbeschreibliches Gefühl von Behaglichkeit und Wohlsein. — An den Anselmus mußte sie denken, und als sie immer fester und fester den Gedanken auf ihn richtete, da lächelte er ihr freundlich aus dem Spiegel entgegen wie ein lebhaftes Miniaturporträt. Aber bald war es ihr, als sähe sie nicht mehr das Bild — nein! sondern den Studenten Anselmus selbst leibhaftig. Er saß in einem hohen, seltsam ausstaffierten Zimmer und schrieb emsig. Veronika wollte zu ihm hintreten, ihn auf die Schulter klopfen und sprechen: „Herr Anselmus, schauen Sie doch um sich, ich bin ja da!" Aber das ging durchaus nicht an, denn es war, als umgäbe ihn ein leuchtender Feuerstrom, und wenn Veronika recht genau hinsah, waren es doch nur große Bücher mit vergoldetem Schnitt. Aber endlich gelang es der Veronika, den Anselmus ins Auge zu fassen; da war es, als müsse er im Anschauen sich erst auf sie besinnen, doch endlich lächelte er und sprach: „Ach! — sind Sie es, liebe Mademoiselle Paulmann? Aber warum belieben Sie sich denn zuweilen als ein Schlänglein zu gebärden?" Veronika mußte über diese seltsamen Worte laut auflachen; darüber erwachte sie wie aus einem tiefen Traume, und sie verbarg schnell den kleinen Spiegel, als die Thür aufging und der Konrektor Paulmann mit dem Doktor Eckstein ins Zimmer kam. Der Doktor Eckstein ging sogleich ans Bett, faßte, lange in tiefem Nachdenken versunken, Veronikas Puls und sagte dann: „Ei! — Ei!" Hierauf schrieb er ein Rezept, faßte noch einmal den Puls, sagte wiederum: „Ei! Ei!" und verließ die Patientin. Aus diesen Äußerungen des Doktors Eckstein konnte aber der Konrektor Paulmann nicht recht deutlich entnehmen, was der Veronika denn wohl eigentlich fehlen möge.

Achte Vigilie.

Die Bibliothek der Palmbäume. — Schicksale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die schwarze Feder eine Runkelrübe liebkosete und der Registrator Heerbrand sich sehr betrank.

Der Student Anselmus hatte nun schon mehrere Tage bei dem Archivarius Lindhorst gearbeitet; diese Arbeitsstunden waren für ihn die glücklichsten seines Lebens, denn immer von lieblichen Klängen, von Serpentinas tröstenden Worten umflossen, ja oft von einem vorübergleitenden Hauche leise berührt, durchströmte ihn eine nie gefühlte Behaglichkeit, die oft bis zur höchsten Wonne stieg. Jede Not, jede kleinliche Sorge seiner dürftigen Existenz war ihm aus Sinn und Gedanken entschwunden, und in dem neuen Leben, das ihm wie im hellen Sonnenglanze aufgegangen, begriff er alle Wunder einer höheren Welt, die ihn sonst mit Staunen, ja mit Grauen erfüllt hatten. Mit dem Abschreiben ging es sehr schnell, indem es ihn immer mehr dünkte, er schreibe nur längst gekannte Züge auf das Pergament hin und dürfe kaum nach dem Original sehen, um alles mit der größten Genauigkeit nachzumalen. — Außer der Tischzeit ließ sich der Archivarius Lindhorst nur dann und wann sehen, aber jedesmal erschien er genau in dem Augenblick, wenn Anselmus eben die letzten Zeichen einer Handschrift vollendet hatte, und gab ihm dann eine andere, verließ ihn aber gleich wieder schweigend, nachdem er nur mit einem schwarzen Stäbchen die Tinte umgerührt und die gebrauchten Federn mit neuen, schärfer gespitzten vertauscht hatte. Eines Tages, als Anselmus mit dem Glockenschlag Zwölf bereits die Treppe hinaufgestiegen, fand er die Thür, durch die er gewöhnlich hineingegangen, verschlossen, und der Archivarius Lindhorst erschien in seinem wunderlichen, wie mit glänzenden Blumen bestreuten Schlafrock von der andern Seite. Er rief laut: „Heute kommen Sie nur hier herein, werter Anselmus, denn wir müssen in das Zimmer, wo Bhogo=

votgitas[1] Meister unsrer warten." Er schritt durch den Korridor und führte Anselmus durch dieselben Gemächer und Säle wie das erste Mal. — Der Student Anselmus erstaunte aufs neue über die wunderbare Herrlichkeit des Gartens, aber er sah nun deutlich, daß manche seltsame Blüten, die an den dunkeln Büschen hingen, eigentlich in glänzenden Farben prunkende Insekten waren, die mit den Flügeln auf und nieder schlugen und durcheinander tanzend und wirbelnd sich mit ihren Saugrüsseln zu liebkosen schienen. Dagegen waren wieder die rosenfarbnen und himmelblauen Vögel duftende Blumen, und der Geruch, den sie verbreiteten, stieg aus ihren Kelchen empor in leisen, lieblichen Tönen, die sich mit dem Geplätscher der fernen Brunnen, mit dem Säuseln der hohen Stauden und Bäume zu geheimnisvollen Akkorden einer tiefklagenden Sehnsucht vermischten. Die Spottvögel, die ihn das erste Mal so geneckt und gehöhnt, flatterten ihm wieder um den Kopf und schrien mit ihren feinen Stimmchen unaufhörlich: „Herr Studiosus, Herr Studiosus, eilen Sie nicht so — gucken Sie nicht so in die Wolken — Sie könnten auf die Nase fallen. — He, he! Herr Studiosus — nehmen Sie den Pudermantel um — Gevatter Schuhu soll Ihnen den Toupee frisieren." — So ging es fort in allerlei dummem Geschwätz, bis Anselmus den Garten verlassen. Der Archivarius Lindhorst trat endlich in das azurblaue Zimmer; der Porphyr mit dem goldnen Topf war verschwunden, statt dessen stand ein mit violettem Samt behangener Tisch, auf dem die dem Anselmus bekannten Schreibmaterialien befindlich, in der Mitte des Zimmers, und ein ebenso beschlagener Lehnstuhl stand vor demselben. „Lieber Herr Anselmus", sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben nun schon manches Manuskript schnell und richtig zu meiner großen Zufriedenheit kopiert; Sie haben sich mein Zutrauen erworben; das Wichtigste bleibt aber noch

[1] Bhagavad-Gitâ, das „heilige Lied" oder „Gottheitslied", ist der Titel eines religionsphilosophischen indischen Lehrgedichts, das als Episode in das große Epos Mahâbhârata aufgenommen wurde.

zu thun übrig, und das ist das Abschreiben oder vielmehr Nachmalen gewisser in besonderen Zeichen geschriebener Werke, die ich hier in diesem Zimmer aufbewahre, und die nur an Ort und Stelle kopiert werden können. — Sie werden daher künftig hier arbeiten, aber ich muß Ihnen die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit empfehlen; ein falscher Strich, oder, was der Himmel verhüten möge, ein Tintenfleck auf das Original gespritzt, stürzt Sie ins Unglück." — Anselmus bemerkte, daß aus den goldnen Stämmen der Palmbäume kleine smaragdgrüne Blätter herausragten; eins dieser Blätter erfaßte der Archivarius, und Anselmus wurde gewahr, daß das Blatt eigentlich in einer Pergamentrolle bestand, die der Archivarius aufwickelte und vor ihm auf den Tisch breitete. Anselmus wunderte sich nicht wenig über die seltsam verschlungenen Zeichen, und bei dem Anblick der vielen Pünktchen, Striche und Züge und Schnörkel, die bald Pflanzen, bald Moose, bald Tiergestalten darzustellen schienen, wollte ihm beinahe der Mut sinken, alles so genau nachmalen zu können. Er geriet darüber in tiefe Gedanken. „Mut gefaßt, junger Mensch!" rief der Archivarius, „hast du bewährten Glauben und wahre Liebe, so hilft dir Serpentina!" Seine Stimme tönte wie klingendes Metall, und als Anselmus in jähem Schreck aufblickte, stand der Archivarius Lindhorst in der königlichen Gestalt vor ihm, wie er ihm bei dem ersten Besuch im Bibliothekzimmer erschienen. Es war dem Anselmus, als müsse er von Ehrfurcht durchdrungen auf die Knie sinken, aber da stieg der Archivarius Lindhorst an dem Stamm eines Palmbaums in die Höhe und verschwand in den smaragdenen Blättern. — Der Student Anselmus begriff, daß der Geisterfürst mit ihm gesprochen und nun in sein Studierzimmer hinaufgestiegen, um vielleicht mit den Strahlen, die einige Planeten als Gesandte zu ihm geschickt, Rücksprache zu halten, was nun mit ihm und der holden Serpentina geschehen solle. — Auch kann es sein, dachte er ferner, daß ihn Neues von den Quellen des Nils erwartet, oder daß ein Magus aus Lappland ihn besucht — mir geziemt

es nun, emsig an die Arbeit zu gehen. — Und damit fing er an, die fremden Zeichen der Pergamentrolle zu studieren. — Die wunderbare Musik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit süßen, lieblichen Düften, auch hörte er wohl die Spottvögel kickern, doch verstand er ihre Worte nicht, was ihm auch recht lieb war. Zuweilen war es auch, als rauschten die smaragdenen Blätter der Palmbäume, und als strahlten dann die holden Kristallklänge, welche Anselmus an jenem verhängnisvollen Himmelfahrtstage unter dem Holunderbusch hörte, durch das Zimmer. Der Student Anselmus, wunderbar gestärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer fester und fester Sinn und Gedanken auf die Überschrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er, wie aus dem Innersten heraus, daß die Zeichen nichts anders bedeuten könnten als die Worte: „Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange." — Da ertönte ein starker Dreiklang heller Kristallglocken — „Anselmus, lieber Anselmus", wehte es ihm zu aus den Blättern, und o Wunder! an dem Stamm des Palmbaums schlängelte sich die grüne Schlange herab. — „Serpentina! holde Serpentina!" rief Anselmus wie im Wahnsinn des höchsten Entzückens; denn sowie er schärfer hinblickte, da war es ja ein liebliches, herrliches Mädchen, die, mit den dunkelblauen Augen, wie sie in seinem Innern lebten, voll unaussprechlicher Sehnsucht ihn anschauend, ihm entgegenschwebte. Die Blätter schienen sich herabzulassen und auszudehnen, überall sproßten Stacheln aus den Stämmen, aber Serpentina wand und schlängelte sich geschickt durch, indem sie ihr flatterndes, wie in schillernden Farben glänzendes Gewand nach sich zog, so daß es, sich dem schlanken Körper anschmiegend, nirgends hängen blieb an den hervorragenden Spitzen und Stacheln der Palmbäume. Sie setzte sich neben den Anselmus auf denselben Stuhl, ihn mit dem Arm umschlingend und an sich drückend, so daß er den Hauch, der von ihren Lippen strömte, die elektrische Wärme ihres Körpers fühlte. „Lieber Anselmus!" fing Serpentina an, „nun bist

du bald ganz mein, durch deinen Glauben, durch deine Liebe erringst du mich, und ich bringe dir den goldnen Topf, der uns beide beglückt immerdar." — „O du holde, liebe Serpentina", sagte Anselmus, „wenn ich nur dich habe, was kümmert mich sonst alles übrige; wenn du nur mein bist, so will ich gern untergehen in all dem Wunderbaren und Seltsamen, was mich befängt seit dem Augenblick, als ich dich sah." — „Ich weiß wohl", fuhr Serpentina fort, „daß das Unbekannte und Wunderbare, womit mein Vater oft nur zum Spiel seiner Laune dich umfangen, Grausen und Entsetzen in dir erregt hat, aber jetzt soll es, wie ich hoffe, nicht wieder geschehen, denn ich bin in diesem Augenblick nur da, um dir, mein lieber Anselmus, alles und jedes aus tiefem Gemüte, aus tiefer Seele haarklein zu erzählen, was dir zu wissen nötig, um meinen Vater ganz zu kennen und überhaupt recht deutlich einzusehen, was es mit ihm und mit mir für eine Bewandtnis hat." — Dem Anselmus war es, als sei er von der holden, lieblichen Gestalt so ganz und gar umschlungen und umwunden, daß er sich nur mit ihr regen und bewegen könne, und als sei es nur der Schlag ihres Pulses, der durch seine Fibern und Nerven zitterte; er horchte auf jedes ihrer Worte, das bis in sein Innerstes hinein erklang und wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete. Er hatte den Arm um ihren schlanker als schlanken Leib gelegt, aber der schillernde glänzende Stoff ihres Gewandes war so glatt, so schlüpfrig, daß es ihm schien, als könne sie, sich ihm schnell entwindend, unaufhaltsam entschlüpfen, und er erbebte bei dem Gedanken. „Ach, verlaß mich nicht, holde Serpentina", rief er unwillkürlich aus, „nur du bist mein Leben!" — „Nicht eher heute", sagte Serpentina, „als bis ich alles erzählt habe, was du in deiner Liebe zu mir begreifen kannst. — Wisse also, Geliebter, daß mein Vater aus dem wunderbaren Geschlecht der Salamander abstammt, und daß ich mein Dasein seiner Liebe zur grünen Schlange verdanke. In uralter Zeit herrschte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geister-

fürst Phosphorus, dem die Elementargeister dienten. Einst ging der Salamander, den er vor allen liebte (es war mein Vater), in dem prächtigen Garten, den des Phosphorus Mutter mit ihren schönsten Gaben auf das herrlichste geschmückt hatte, umher und hörte, wie eine hohe Lilie in leisen Tönen sang: ‚Drücke fest die Äuglein zu, bis, mein Geliebter, der Morgenwind dich weckt.‘ Er trat hinzu; von seinem glühenden Hauch berührt, erschloß die Lilie ihre Blätter, und er erblickte der Lilie Tochter, die grüne Schlange, welche in dem Kelch schlummerte. Da wurde der Salamander von heißer Liebe zu der schönen Schlange ergriffen, und er raubte sie der Lilie, deren Düfte in namenloser Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen. Denn der Salamander hatte sie in das Schloß des Phosphorus getragen und bat ihn: ‚Vermähle mich mit der Geliebten, denn sie soll mein eigen sein immerdar.‘ — ‚Thörichter, was verlangst du!‘ sprach der Geisterfürst, ‚wisse, daß einst die Lilie meine Geliebte war und mit mir herrschte, aber der Funke, den ich in sie warf, drohte sie zu vernichten, und nur der Sieg über den schwarzen Drachen, den jetzt die Erdgeister in Ketten gebunden halten, erhielt die Lilie, daß ihre Blätter stark genug blieben, den Funken in sich zu schließen und zu bewahren. Aber, wenn du die grüne Schlange umarmst, wird deine Glut den Körper verzehren und ein neues Wesen schnell emporkeimend sich dir entschwingen.‘ Der Salamander achtete der Warnung des Geisterfürsten nicht; voll glühenden Verlangens schloß er die grüne Schlange in seine Arme, sie zerfiel in Asche, und ein geflügeltes Wesen, aus der Asche geboren, rauschte fort durch die Lüfte. Da ergriff den Salamander der Wahnsinn der Verzweiflung, und er rannte, Feuer und Flammen sprühend, durch den Garten und verheerte ihn in wilder Wut, daß die schönsten Blumen und Blüten verbrannt niedersanken und ihr Jammer die Luft erfüllte. Der hocherzürnte Geisterfürst erfaßte im Grimm den Salamander und sprach: ‚Ausgeraset hat dein Feuer — erloschen sind deine Flammen,

erblindet deine Strahlen — sinke hinab zu den Erdgeistern, die mögen dich necken und höhnen und gefangen halten, bis der Feuerstoff sich wieder entzündet und mit dir als einem neuen Wesen aus der Erde emporstrahlt.‘ Der arme Salamander sank erloschen hinab, aber da trat der alte mürrische Erdgeist, der des Phosphorus Gärtner war, hinzu und sprach: ‚Herr! wer sollte mehr über den Salamander klagen als ich! — Habe ich nicht all die schönen Blumen, die er verbrannt, mit meinen schönsten Metallen geputzt, habe ich nicht ihre Keime wacker gehegt und gepflegt und an ihnen manche schöne Farbe verschwendet? — und doch nehme ich mich des armen Salamanders an, den nur die Liebe, von der du selbst schon oft, o Herr! befangen, zur Verzweiflung getrieben, in der er den Garten verwüstet. — Erlasse ihm die zu harte Strafe!‘ — ‚Sein Feuer ist für jetzt erloschen‘, sprach der Geisterfürst, ‚in der unglücklichen Zeit, wenn die Sprache der Natur dem entarteten Geschlecht der Menschen nicht mehr verständlich sein, wenn die Elementargeister, in ihre Regionen gebannt, nur aus weiter Ferne in dumpfen Anklängen zu den Menschen sprechen werden, wenn, dem harmonischen Kreise entrückt, nur ein unendliches Sehnen ihm die dunkle Kunde von dem wundervollen Reiche geben wird, das er sonst bewohnen durfte, als noch Glaube und Liebe in seinem Gemüte wohnten, — in dieser unglücklichen Zeit entzündet sich der Feuerstoff des Salamanders aufs neue, doch nur zum Menschen keimt er empor und muß, ganz eingehend in das dürftige Leben, dessen Bedrängnisse ertragen. Aber nicht allein die Erinnerung an seinen Urzustand soll ihm bleiben, sondern er lebt auch wieder auf in der heiligen Harmonie mit der ganzen Natur, er versteht ihre Wunder, und die Macht der verbrüderten Geister steht ihm zu Gebote. In einem Lilienbusch findet er dann die grüne Schlange wieder, und die Frucht seiner Vermählung mit ihr sind drei Töchter, die den Menschen in der Gestalt der Mutter erscheinen. Zur Frühlingszeit sollen sie sich in den dunklen Holunderbusch hängen und ihre lieblichen Kri-

stallstimmen ertönen lassen. Findet sich dann in der dürftigen armseligen Zeit der innern Verstocktheit ein Jüngling, der ihren Gesang vernimmt, ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdseligen Augen an, entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er sich mutig emporschwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen, keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja an seine eigne Existenz in diesen Wundern glutvoll und lebendig auf, so wird die Schlange sein. Aber nicht eher, bis drei Jünglinge dieser Art erfunden und mit den drei Töchtern vermählt werden, darf der Salamander seine lästige Bürde abwerfen und zu seinen Brüdern gehen.' — ,Erlaube, Herr', sagte der Erdgeist, ,daß ich diesen drei Töchtern ein Geschenk mache, das ihr Leben mit dem gefundenen Gemahl verherrlicht. Jede erhält von mir einen Topf vom schönsten Metall, das ich besitze, den poliere ich mit Strahlen, die ich dem Diamant entnommen; in seinem Glanze soll sich unser wundervolles Reich, wie es jetzt im Einklang mit der ganzen Natur besteht, in blendendem herrlichen Wiederschein abspiegeln, aus seinem Innern aber in dem Augenblick der Vermählung eine Feuerlilie entsprießen, deren ewige Blüte den bewährt befundenen Jüngling süß duftend umfängt. Bald wird er dann ihre Sprache, die Wunder unseres Reiches verstehen und selbst mit der Geliebten in Atlantis wohnen.' — Du weißt nun wohl, lieber Anselmus! daß mein Vater eben der Salamander ist, von dem ich dir erzählt. Er mußte, seiner höheren Natur unerachtet, sich den kleinlichsten Bedrängnissen des gemeinen Lebens unterwerfen, und daher kommt wohl oft die schadenfrohe Laune, mit der er manche neckt. Er hat mir oft gesagt, daß für die innere Geistesbeschaffenheit, wie sie der Geisterfürst Phosphorus damals als Bedingnis der Vermählung mit mir und meinen Schwestern aufgestellt, man jetzt einen Ausdruck habe, der aber nur zu oft unschicklicherweise gemißbraucht werde; man nenne das nämlich ein kindliches poetisches Gemüt. — Oft finde man

dieses Gemüt bei Jünglingen, die der hohen Einfachheit ihrer Sitten wegen und weil es ihnen ganz an der sogenannten Weltbildung fehle, von dem Pöbel verspottet würden. Ach, lieber Anselmus! — Du verstandest ja unter dem Holunderbusch meinen Gesang — meinen Blick — du liebst die grüne Schlange, du glaubst an mich und willst mein sein immerdar! — Die schöne Lilie wird emporblühen aus dem goldnen Topf, und wir werden vereint glücklich und selig in Atlantis wohnen! — Aber nicht verhehlen kann ich dir, daß im gräßlichen Kampf mit den Salamandern und Erdgeistern sich der schwarze Drache loswand und durch die Lüfte davonbrauste. Phosphorus hält ihn zwar wieder in Banden, aber aus den schwarzen Federn, die im Kampfe auf die Erde stäubten, keimten feindliche Geister empor, die überall den Salamandern und Erdgeistern widerstreben. Jenes Weib, das dir so feindlich ist, lieber Anselmus! und die, wie mein Vater recht gut weiß, nach dem Besitz des goldnen Topfes strebt, hat ihr Dasein der Liebe einer solchen aus dem Fittich des Drachen herabgestäubten Feder zu einer Runkelrübe zu verdanken. Sie erkennt ihren Ursprung und ihre Gewalt, denn in dem Stöhnen, in den Zuckungen des gefangenen Drachen werden ihr die Geheimnisse mancher wundervollen Konstellation offenbar, und sie bietet alle Mittel auf, von außen hinein ins Innere zu wirken, wogegen sie mein Vater mit den Blitzen, die aus dem Innern des Salamanders hervorschießen, bekämpft. Alle die feindlichen Prinzipe, die in schädlichen Kräutern und giftigen Tieren wohnen, sammelt sie und erregt, sie mischend in günstiger Konstellation, manchen bösen Spuk, der des Menschen Sinne mit Grauen und Entsetzen befängt und ihn der Macht jener Dämonen, die der Drache im Kampfe unterliegend erzeugte, unterwirft. Nimm dich vor der Alten in acht, lieber Anselmus, sie ist dir feind, weil dein kindlich frommes Gemüt schon manchen ihrer bösen Zauber vernichtet. — Halte treu — treu — an mir, bald bist du am Ziel!" — „O meine — meine Serpentina!" — rief der Student Anselmus, „wie sollte ich denn

nur von dir lassen können, wie sollte ich dich nicht lieben ewiglich!" — Ein Kuß brannte auf seinem Munde, er erwachte wie aus einem tiefen Traume, Serpentina war verschwunden, es schlug sechs Uhr, da fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er nicht das mindeste kopiert habe; er blickte voll Besorgnis, was der Archivarius wohl sagen werde, auf das Blatt, und o Wunder! die Kopie des geheimnisvollen Manuskripts war glücklich beendigt, und er glaubte, schärfer die Züge betrachtend, Serpentinas Erzählung von ihrem Vater, dem Liebling des Geisterfürsten Phosphorus im Wunderlande Atlantis, abgeschrieben zu haben. Jetzt trat der Archivarius Lindhorst in seinem weißgrauen Überrock, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, herein; er sah in das von dem Anselmus beschriebene Pergament, nahm eine große Prise und sagte lächelnd: „Das dacht' ich wohl! — Nun! hier ist der Speziesthaler, Herr Anselmus, jetzt wollen wir noch nach dem Linkeschen Bade gehen — nur mir nach!" — Der Archivarius schritt rasch durch den Garten, in dem ein solcher Lärm von Singen, Pfeifen, Sprechen durcheinander war, daß der Student Anselmus ganz betäubt wurde und dem Himmel dankte, als er sich auf der Straße befand. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie dem Registrator Heerbrand begegneten, der freundlich sich anschloß. Vor dem Thore stopften sie die mitgenommenen Pfeifen; der Registrator Heerbrand beklagte, kein Feuerzeug bei sich zu tragen, da rief der Archivarius Lindhorst ganz unwillig: „Was Feuerzeug! hier ist Feuer, soviel Sie wollen!" Und damit schnippte er mit den Fingern, aus denen große Funken strömten, die die Pfeifen schnell entzündeten. „Sehen Sie das chemische Kunststückchen!" sagte der Registrator Heerbrand, aber der Student Anselmus dachte nicht ohne inneres Erbeben an den Salamander. — Im Linkeschen Bade trank der Registrator Heerbrand so viel starkes Doppelbier, daß er, sonst ein gutmütiger stiller Mann, anfing, in einem quäkenden Tenor Burschenlieder zu singen, jeden hitzig fragte: ob er sein Freund sei oder nicht, und endlich von dem Studenten

Anselmus zu Hause gebracht werden mußte, als der Archivarius Lindhorst schon längst auf und davon war.

Neunte Vigilie.

Wie der Student Anselmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punschgesellschaft. — Wie der Student Anselmus den Konrektor Paulmann für einen Schuhu hielt und dieser sich darob sehr erzürnte. — Der Tintenklecks und seine Folgen.

Alles das Seltsame und Wundervolle, welches dem Studenten Anselmus täglich begegnet war, hatte ihn ganz dem gewöhnlichen Leben entrückt. Er sah keinen seiner Freunde mehr und harrte jeden Morgen mit Ungeduld auf die zwölfte Stunde, die ihm sein Paradies aufschloß. Und doch, indem sein ganzes Gemüt der holden Serpentina und den Wundern des Feenreichs bei dem Archivarius Lindhorst zugewandt war, mußte er zuweilen unwillkürlich an Veronika denken, ja manchmal schien es ihm, als träte sie zu ihm hin und gestehe errötend, wie herzlich sie ihn liebe und wie sie danach trachte, ihn den Phantomen, von denen er nur geneckt und verhöhnt werde, zu entreißen. Zuweilen war es, als risse eine fremde, plötzlich auf ihn einbrechende Macht ihn unwiderstehlich hin zur vergessenen Veronika, und er müsse ihr folgen, wohin sie nur wolle, als sei er festgekettet an das Mädchen. Gerade in der Nacht darauf, als er Serpentina zum erstenmal in der Gestalt einer wunderbar holdseligen Jungfrau geschaut, als ihm das wunderbare Geheimnis der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange offenbar worden, trat ihm Veronika lebhafter vor Augen als jemals. — Ja! — erst als er erwachte, wurde er deutlich gewahr, daß er nur geträumt habe, da er überzeugt gewesen, Veronika sei wirklich bei ihm und klage mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes, der sein Innerstes durchdrang, daß er ihre innige Liebe den phantastischen Erscheinungen, die nur seine innere Zerrüttung hervorrufe, aufopfern und noch darüber in

Unglück und Verderben geraten werde. Veronika war liebenswürdiger, als er sie je gesehen; er konnte sie kaum aus den Gedanken bringen, und dieser Zustand verursachte ihm eine Qual, der er bei einem Morgenspaziergang zu entrinnen hoffte. Eine geheime magische Gewalt zog ihn vor das Pirnaer Thor, und eben wollte er in eine Nebenstraße einbiegen, als der Konrektor Paulmann, hinter ihm her kommend, laut rief: „Ei, ei! — wertester Herr Anselmus! — Amice![1] — Amice! wo um des Himmels willen stecken Sie denn? Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen — wissen Sie wohl, daß sich Veronika recht sehnt, wieder einmal eins mit Ihnen zu singen? — Nun kommen Sie nur, Sie wollten ja doch zu mir!" Der Student Anselmus ging notgedrungen mit dem Konrektor. Als sie in das Haus traten, kam ihnen Veronika sehr sauber und sorgfältig gekleidet entgegen, so daß der Konrektor Paulmann voll Erstaunen fragte: „Nun, warum so geputzt, hat man denn Besuch erwartet? — Aber hier bringe ich den Herrn Anselmus!" — Als der Student Anselmus sittig und artig der Veronika die Hand küßte, fühlte er einen leisen Druck, der wie ein Glutstrom durch alle Fibern und Nerven zuckte. Veronika war die Heiterkeit, die Anmut selbst, und als Paulmann nach seinem Studierzimmer gegangen, wußte sie durch allerhand Neckerei und Schalkheit den Anselmus so hinauf zu schrauben, daß er alle Blödigkeit vergaß und sich zuletzt mit dem ausgelassenen Mädchen im Zimmer herumjagte. Da kam ihm aber wieder einmal der Dämon des Ungeschicks über den Hals, er stieß an den Tisch, und Veronikas niedliches Nähkästchen fiel herab. Anselmus hob es auf, der Deckel war aufgesprungen, und es blinkte ihm ein kleiner runder Metallspiegel entgegen, in den er mit ganz eigner Lust hineinschaute. Veronika schlich sich leise hinter ihn, legte die Hand auf seinen Arm und schaute, sich fest an ihn schmiegend, ihm über die Schulter auch in den Spiegel. Da war es dem Anselmus, als beginne ein Kampf in seinem

[1] Freund.

Innern — Gedanken — Bilder — blitzten hervor und vergingen wieder — der Archivarius Lindhorst — Serpentina — die grüne Schlange — endlich wurde es ruhiger, und alles Verworrene fügte und gestaltete sich zum deutlichen Bewußtsein. Ihm wurde nun klar, daß er nur beständig an Veronika gedacht, ja daß die Gestalt, welche ihm gestern in dem blauen Zimmer erschienen, auch eben Veronika gewesen, und daß die phantastische Sage von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange ja nur von ihm geschrieben, keinesweges ihm aber erzählt worden sei. Er wunderte sich selbst über seine Träumereien und schrieb sie lediglich seinem durch die Liebe zu Veronika exaltierten Seelenzustande sowie der Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst zu, in dessen Zimmern es noch überdem so sonderbar bedeutend dufte. Er mußte herzlich über die tolle Einbildung lachen, in eine kleine Schlange verliebt zu sein und einen wohlbestallten geheimen Archivarius für einen Salamander zu halten. „Ja, ja! — es ist Veronika!" rief er laut; aber indem er den Kopf umwandte, schaute er gerade in Veronikas blaue Augen hinein, in denen Liebe und Sehnsucht strahlten. Ein dumpfes Ach! entfloh ihren Lippen, die in dem Augenblick auf den seinigen brannten. „O ich Glücklicher", seufzte der entzückte Student, „was ich gestern nur träumte, wird mir heute wirklich und in der That zu teil." — „Und willst du mich denn wirklich heiraten, wenn du Hofrat worden?" fragte Veronika. „Allerdings!" antwortete der Student Anselmus; indem knarrte die Thür, und der Konrektor Paulmann trat mit den Worten herein: „Nun, wertester Herr Anselmus, lasse ich Sie heute nicht fort, Sie nehmen vorlieb bei mir mit einer Suppe, und nachher bereitet uns Veronika einen köstlichen Kaffee, den wir mit dem Registrator Heerbrand, welcher herzukommen versprochen, genießen." — „Ach, bester Herr Konrektor", erwiderte der Student Anselmus, „wissen Sie denn nicht, daß ich zum Archivarius Lindhorst muß, des Abschreibens wegen?" — „Schauen Sie, Amice!" sagte der Konrektor Paulmann, indem er ihm die Taschenuhr hinhielt, welche

auf halb eins wies. Der Student Anselmus sah nun wohl ein, daß es viel zu spät sei, zu dem Archivarius Lindhorst zu wandern, und fügte sich den Wünschen des Konrektors um so lieber, als er nun die Veronika den ganzen Tag über schauen und wohl manchen verstohlnen Blick, manchen zärtlichen Händedruck zu erhalten, ja wohl gar einen Kuß zu erobern hoffte. So hoch verstiegen sich jetzt die Wünsche des Studenten Anselmus, und es wurde ihm immer behaglicher zu Mute, je mehr er sich überzeugte, daß er bald von all den phantastischen Einbildungen befreit sein werde, die ihn wirklich ganz und gar zum wahnwitzigen Narren hätten machen können. Der Registrator Heerbrand fand sich wirklich nach Tische ein, und als der Kaffee genossen und die Dämmerung bereits eingebrochen, gab er schmunzelnd und fröhlich die Hände reibend zu verstehen: er trage etwas mit sich, was, durch Veronikas schöne Hände gemischt und in gehörige Form gebracht, gleichsam foliiert und rubriziert, ihnen allen an dem kühlen Oktoberabende erfreulich sein werde. — „So rücken Sie denn nur heraus mit dem geheimnisvollen Wesen, das Sie bei sich tragen, geschätztester Registrator", rief der Konrektor Paulmann; aber der Registrator Heerbrand griff in die tiefe Tasche seines Matins[1] und brachte in drei Reprisen eine Flasche Arrak, Zitronen und Zucker zum Vorschein. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so dampfte ein köstlicher Punsch auf Paulmanns Tische. Veronika kredenzte das Getränk, und es gab allerlei gemütliche muntre Gespräche unter den Freunden. Aber sowie dem Studenten Anselmus der Geist des Getränks zu Kopfe stieg, kamen auch alle Bilder des Wunderbaren, Seltsamen, was er in kurzer Zeit erlebt, wieder zurück. — Er sah den Archivarius Lindhorst in seinem damastnen Schlafrock, der wie Phosphor erglänzte — er sah das azurblaue Zimmer, die goldnen Palmbäume, ja es wurde ihm wieder so zu Mute, als müsse er doch an die Serpentina glauben — es brauste, es gärte in

---

[1] Eine Art Mantel, eigentlich wohl Morgenmantel.

seinem Inneren. Veronika reichte ihm ein Glas Punsch, und indem er es faßte, berührte er leise ihre Hand. — „Serpentina! Veronika!" — seufzte er in sich hinein. Er versank in tiefe Träume, aber der Registrator Heerbrand rief ganz laut: „Ein wunderlicher alter Mann, aus dem niemand klug wird, bleibt er doch, der Archivarius Lindhorst. — Nun, er soll leben! stoßen Sie an, Herr Anselmus!" — Da fuhr der Student Anselmus auf aus seinen Träumen und sagte, indem er mit dem Registrator Heerbrand anstieß: „Das kommt daher, verehrungswürdiger Herr Registrator, weil der Herr Archivarius Lindhorst eigentlich ein Salamander ist, der den Garten des Geisterfürsten Phosphorus im Zorn verwüstete, weil ihm die grüne Schlange davongeflogen." — „Wie — was?" fragte der Konrektor Paulmann. „Ja", fuhr der Student Anselmus fort, „deshalb muß er nun königlicher Archivarius sein und hier in Dresden mit seinen drei Töchtern wirtschaften, die aber weiter nichts sind als kleine goldgrüne Schlänglein, die sich in Holunderbüschen sonnen, verführerisch singen und die jungen Leute verlocken wie die Sirenen." — „Herr Anselmus — Herr Anselmus", rief der Konrektor Paulmann, „rappelt's Ihnen im Kopfe? — was um des Himmels willen schwatzen Sie für ungewaschenes Zeug?" — „Er hat recht", fiel der Registrator Heerbrand ein, „der Kerl, der Archivarius, ist ein verfluchter Salamander, der mit den Fingern feurige Schnippchen schlägt, die einem Löcher in den Überrock brennen wie feuriger Schwamm. — Ja, ja, du hast recht, Brüderchen Anselmus, und wer es nicht glaubt, ist mein Feind!" Und damit schlug der Registrator Heerbrand mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Registrator! — sind Sie rasend?" schrie der erboste Konrektor. — „Herr Studiosus, — Herr Studiosus, was richten Sie denn nun wieder an?" — „Ach!" sagte der Student, „Sie sind auch weiter nichts als ein Vogel — ein Schuhu, der die Toupees frisiert, Herr Konrektor!" — „Was? — ich ein Vogel — ein Schuhu — ein Friseur?" schrie der Konrektor voller Zorn — „Herr, Sie sind toll — toll!" — „Aber

die Alte kommt ihm über den Hals", rief der Registrator Heerbrand. „Ja, die Alte ist mächtig", fiel der Student Anselmus ein, „unerachtet sie nur von niederer Herkunft, denn ihr Papa ist nichts als ein lumpichter Flederwisch und ihre Mama eine schnöde Runkelrübe, aber ihre meiste Kraft verdankt sie allerlei feindlichen Kreaturen — giftigen Kanaillen, von denen sie umgeben." — „Das ist eine abscheuliche Verleumdung", rief Veronika mit zornglühenden Augen, „die alte Liese ist eine weise Frau, und der schwarze Kater keine feindliche Kreatur, sondern ein gebildeter junger Mann von feinen Sitten und ihr cousin germain.[1]" — „Kann der Salamander fressen, ohne sich den Bart zu versengen und elendiglich daraufzugehn?" sagte der Registrator Heerbrand. „Nein, nein!" schrie der Student Anselmus, „nun und nimmermehr wird er das können; und die grüne Schlange liebt mich, denn ich bin ein kindliches Gemüt und habe Serpentinas Augen geschaut." — „Die wird der Kater auskratzen", rief Veronika. „Salamander — Salamander bezwingt sie alle — alle", brüllte der Konrektor Paulmann in höchster Wut; — „aber bin ich in einem Tollhause? bin ich selbst toll? — was schwatze ich denn für wahnwitziges Zeug? — ja, ich bin auch toll — auch toll!" — Damit sprang der Konrektor Paulmann auf, riß sich die Perücke vom Kopfe und schleuderte sie gegen die Stubendecke, daß die gequetschten Locken ächzten und im gänzlichen Verderben aufgelöst den Puder weit umherstäubten. Da ergriffen der Student Anselmus und der Registrator Heerbrand die Punschterrine, die Gläser und warfen sie jubelnd und jauchzend an die Stubendecke, daß die Scherben klirrend und klingend umhersprangen. „Vivat Salamander — pereat — pereat die Alte — zerbrecht den Metallspiegel, hackt dem Kater die Augen aus! — Vöglein — Vöglein aus den Lüften — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!" — So schrien und brüllten die drei wie Besessene durcheinander. Laut weinend sprang

[1] Vetter im zweiten Grade, entfernter Verwandter.

Fränzchen davon, aber Veronika lag winselnd vor Jammer und Schmerz auf dem Sofa. Da ging die Thür auf, alles war plötzlich still, und es trat ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen herein. Sein Gesicht hatte etwas seltsam Gravitätisches, und vorzüglich zeichnete sich die krummgebogene Nase, auf der eine große Brille saß, vor allen jemals gesehenen aus. Auch trug er solch eine besondere Perücke, daß sie eher eine Federmütze zu schein schien. „Ei, schönen guten Abend", schnarrte das possierliche Männlein, „hier finde ich ja wohl den Studiosum Herrn Anselmus? Gehorsamste Empfehlung vom Herrn Archivarius Lindhorst, und er habe heute vergebens auf den Herrn Anselmus gewartet, aber morgen lasse er schönstens bitten, ja nicht die gewohnte Stunde zu versäumen." Damit schritt er wieder zur Thür hinaus, und alle sahen nun wohl, daß das gravitätische Männlein eigentlich ein grauer Papagei war. Der Konrektor Paulmann und der Registrator Heerbrand schlugen eine Lache auf, die durch das Zimmer dröhnte, und dazwischen winselte und ächzte Veronika wie von namenlosem Jammer zerrissen, aber den Studenten Anselmus durchzuckte der Wahnsinn des innern Entsetzens, und er rannte bewußtlos zur Thür hinaus durch die Straßen. Mechanisch fand er seine Wohnung, sein Stübchen. Bald darauf trat Veronika friedlich und freundlich zu ihm und fragte, warum er sie denn im Rausch so geängstigt habe, und er möge sich nur vor neuen Einbildungen hüten, wenn er bei dem Archivarius Lindhorst arbeite. „Gute Nacht, gute Nacht, mein lieber Freund", lispelte leise Veronika und hauchte einen Kuß auf seine Lippen. Er wollte sie mit seinen Armen umfangen, aber die Traumgestalt war verschwunden, und er erwachte heiter und gestärkt. Nun mußte er selbst recht herzlich über die Wirkungen des Punsches lachen, aber indem er an Veronika dachte, fühlte er sich recht von einem behaglichen Gefühl durchdrungen. „Ihr allein", sprach er zu sich selbst, „habe ich es zu verdanken, daß ich von meinen albernen Grillen zurückgekommen bin. — Wahrhaftig, mir ging es nicht besser als

jenem, welcher glaubte, er sei von Glas, oder dem, der die Stube nicht verließ, aus Furcht, von den Hühnern gefressen zu werden, weil er sich einbildete, ein Gerstenkorn zu sein. Aber, sowie ich Hofrat worden, heirate ich ohne weiteres die Mademoiselle Paulmann und bin glücklich." — Als er nun mittags durch den Garten des Archivarius Lindhorst ging, konnte er sich nicht genug wundern, wie ihm das alles sonst so seltsam und wundervoll habe vorkommen können. Es sah nichts als gewöhnliche Scherbenpflanzen, allerlei Geranien, Myrtenstöcke u. dgl. Statt der glänzenden bunten Vögel, die ihn sonst geneckt, flatterten nur einige Sperlinge hin und her, die ein unverständliches unangenehmes Geschrei erhoben, als sie den Anselmus gewahr wurden. Das blaue Zimmer kam ihm auch ganz anders vor, und er begriff nicht, wie ihm das grelle Blau und die unnatürlichen goldnen Stämme der Palmbäume mit den unförmlichen blinkenden Blättern nur einen Augenblick hatten gefallen können. — Der Archivarius sah ihn mit einem ganz eignen ironischen Lächeln an und fragte: „Nun, wie hat Ihnen gestern der Punsch geschmeckt, werter Anselmus?" — „Ach, gewiß hat Ihnen der Papagei", erwiderte der Student Anselmus ganz beschämt, aber er stockte, denn er dachte nun wieder daran, daß auch die Erscheinung des Papageis wohl nur Blendwerk der befangenen Sinne gewesen. „Ei, ich war ja selbst in der Gesellschaft", fiel der Archivarius Lindhorst ein, „haben Sie mich denn nicht gesehen? Aber bei dem tollen Unwesen, das Ihr triebt, wäre ich beinahe hart beschädigt worden; denn ich saß eben in dem Augenblick noch in der Terrine, als der Registrator Heerbrand danach griff, um sie gegen die Decke zu schleudern, und mußte mich schnell in des Konrektors Pfeifenkopf retirieren. Nun Adieu, Herr Anselmus! — Sein Sie fleißig, auch für den gestrigen versäumten Tag zahle ich den Speziesthaler, da Sie bisher so wacker gearbeitet." — „Wie kann der Archivarius nur solch tolles Zeug faseln", sagte der Student Anselmus zu sich selbst und setzte sich an den Tisch, um die Kopie des Manuskripts zu beginnen, das

der Archivarius wie gewöhnlich vor ihm ausgebreitet. Aber er sah auf der Pergamentrolle so viele sonderbare krause Züge und Schnörkel durcheinander, die, ohne dem Auge einen einzigen Ruhepunkt zu geben, den Blick verwirrten, daß es ihm beinahe unmöglich schien, das alles genau nachzumalen. Ja, bei dem Überblick des Ganzen schien das Pergament nur ein bunt geaderter Marmor oder ein mit Moosen durchsprenkelter Stein. — Er wollte dessenunerachtet das Mögliche versuchen und tunkte getrost die Feder ein, aber die Tinte wollte durchaus nicht fließen, er spritzte die Feder ungeduldig aus, und — o Himmel! ein großer Klecks fiel auf das ausgebreitete Original. Zischend und brausend fuhr ein blauer Blitz aus dem Fleck und schlängelte sich krachend durch das Zimmer bis zur Decke hinauf. Da quoll ein dicker Dampf aus den Wänden, die Blätter fingen an zu rauschen, wie vom Sturme geschüttelt, und aus ihnen schossen blinkende Basilisken im flackernden Feuer herab, den Dampf entzündend, daß die Flammenmassen prasselnd sich um den Anselmus wälzten. Die goldnen Stämme der Palmbäume wurden zu Riesenschlangen, die ihre gräßlichen Häupter in schneidendem Metallklange zusammenstießen und mit den geschuppten Leibern den Anselmus umwanden. „Wahnsinniger! erleide nun die Strafe dafür, was du im frechen Frevel thatest!“ So rief die fürchterliche Stimme des gekrönten Salamanders, der über den Schlangen wie ein blendender Strahl in den Flammen erschien, und nun sprühten ihre aufgesperrten Rachen Feuerkatarakte auf den Anselmus, und es war, als verdichteten sich die Feuerströme um seinen Körper und würden zur festen, eiskalten Masse. Aber indem des Anselmus Glieder enger und enger sich zusammenziehend erstarrten, vergingen ihm die Gedanken. Als er wieder zu sich selbst kam, konnte er sich nicht regen und bewegen, er war wie von einem glänzenden Schein umgeben, an dem er sich, wollte er nur die Hand erheben oder sonst sich rühren, stieß. — Ach! er saß in einer wohlverstopften Kristallflasche auf einem Repositorium im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorst.

Zehnte Vigilie.

Die Leiden des Studenten Anselmus in der gläsernen Flasche. — Glückliches Leben der Kreuzschüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorst. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anselmus.

Mit Recht darf ich zweifeln, daß du, günstiger Leser, jemals in einer gläsernen Flasche verschlossen gewesen sein solltest, es sei denn, daß ein lebendiger neckhafter Traum dich einmal mit solchem feeischen Unwesen befangen hätte. War das der Fall, so wirst du das Elend des armen Studenten Anselmus recht lebhaft fühlen; hast du aber auch dergleichen nie geträumt, so schließt dich deine rege Phantasie mir und dem Anselmus zu Gefallen wohl auf einige Augenblicke in das Kristall ein. — Du bist von blendendem Glanze dicht umflossen, alle Gegenstände ringsumher erscheinen dir von strahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben — alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer — du schwimmst regungs- und bewegungslos wie in einem festgefrornen Äther, der dich einpreßt, so daß der Geist vergebens dem toten Körper gebietet. Immer gewichtiger und gewichtiger drückt die zentnerschwere Last deine Brust — immer mehr und mehr zehrt jeder Atemzug die Lüftchen weg, die im engen Raum noch auf und nieder wallten — deine Pulsadern schwellen auf, und von gräßlicher Angst durchschnitten, zuckt jeder Nerv, im Todeskampfe blutend. — Habe Mitleid, günstiger Leser, mit dem Studenten Anselmus, den diese namenlose Marter in seinem gläsernen Gefängnisse ergriff; aber er fühlte wohl, daß der Tod ihn nicht erlösen könne, denn erwachte er nicht aus der tiefen Ohnmacht, in die er im Übermaß seiner Qual versunken, als die Morgensonne in das Zimmer hell und freundlich hineinschien, und fing seine Marter nicht von neuem an? — Er konnte kein Glied regen, aber seine Gedanken schlugen an das Glas, ihn im mißtönenden Klange betäubend, und er vernahm statt der Worte, die der Geist sonst aus dem Innern gesprochen, nur das dumpfe

Brausen des Wahnsinns. — Da schrie er auf in Verzweiflung: „O Serpentina — Serpentina, rette mich von dieser Höllenqual!“ Und es war, als umwehten ihn leise Seufzer, die legten sich um die Flasche wie grüne durchsichtige Holunderblätter, das Tönen hörte auf, der blendende, verwirrende Schein war verschwunden, und er atmete freier. „Bin ich denn nicht an meinem Elende lediglich selbst schuld, ach! habe ich nicht gegen dich selbst, holde, geliebte Serpentina! gefrevelt? — habe ich nicht schnöde Zweifel gegen dich gehegt? habe ich nicht den Glauben verloren und mit ihm alles, alles, was mich hoch beglücken sollte? — Ach, du wirst nun wohl nimmer mein werden, für mich ist der goldne Topf verloren, ich darf seine Wunder nimmermehr schauen. Ach, nur ein einziges Mal möcht' ich dich sehen, deine holde, süße Stimme hören, liebliche Serpentina!“ — So klagte der Student Anselmus, von tiefem, schneidendem Schmerz ergriffen; da sagte jemand dicht neben ihm: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Herr Studiosus, warum lamentieren Sie so über alle Maßen?“ — Der Student Anselmus wurde gewahr, daß neben ihm auf demselben Repositorium noch fünf Flaschen standen, in welchen er drei Kreuzschüler[1] und zwei Praktikanten[2] erblickte. — „Ach, meine Herren und Gefährten im Unglück“, rief er aus, „wie ist es Ihnen denn möglich, so gelassen, ja so vergnügt zu sein, wie ich es an Ihren heitern Mienen bemerke? — Sie sitzen ja doch ebensogut eingesperrt in gläsernen Flaschen als ich und können sich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal was Vernünftiges denken, ohne daß ein Mordlärm entsteht mit Klingen und Schallen, und ohne daß es Ihnen im Kopfe ganz schrecklich saust und braust. Aber Sie glauben gewiß nicht an den Salamander und an die grüne Schlange.“ — „Sie faseln wohl, mein Herr Studiosus“, erwiderte ein Kreuzschüler, „nie haben wir uns besser befunden als jetzt, denn die Speziesthaler, welche wir von dem tollen Archivarius erhalten für allerlei

[1] Schüler des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz in Dresden.

[2] Rechtspraktikanten.

konfuse Abschriften, thun uns wohl; wir dürfen jetzt keine italienische Chöre mehr auswendig lernen, wir gehen jetzt alle Tage zu Josephs oder sonst in andere Kneipen, lassen uns das Doppelbier wohl schmecken, sehen auch wohl einem hübschen Mädchen in die Augen, singen wie wirkliche Studenten: gaudeamus igitur und sind seelenvergnügt." — „Die Herren haben ganz recht", fiel ein Praktikant ein, „auch ich bin mit Speziesthalern reichlich versehen, wie hier mein teurer Kollege nebenan, und spaziere fleißig auf den Weinberg, statt bei der leidigen Aktenschreiberei zwischen vier Wänden zu sitzen." — „Aber, meine besten, wertesten Herren!" sagte der Student Anselmus, „spüren Sie es denn nicht, daß Sie alle samt und sonders in gläsernen Flaschen sitzen und sich nicht regen und bewegen, viel weniger umherspazieren können?" — Da schlugen die Kreuzschüler und Praktikanten eine helle Lache auf und schrien: „Der Studiosus ist toll, er bildet sich ein, in einer gläsernen Flasche zu sitzen, und steht auf der Elbbrücke und sieht gerade hinein ins Wasser. Gehen wir nur weiter!" — „Ach", seufzte der Student, „die schauten niemals die holde Serpentina, sie wissen nicht, was Freiheit und Leben in Glauben und Liebe ist, deshalb spüren sie nicht den Druck des Gefängnisses, in das sie der Salamander bannte ihrer Thorheit, ihres gemeinen Sinnes wegen, aber ich Unglücklicher werde vergehen in Schmach und Elend, wenn sie, die ich so unaussprechlich liebe, mich nicht rettet." — Da wehte und säuselte Serpentinas Stimme durch das Zimmer: „Anselmus! — glaube, liebe, hoffe!" — Und jeder Laut strahlte in das Gefängnis des Anselmus hinein, und das Kristall mußte seiner Gewalt weichen und sich ausdehnen, daß die Brust des Gefangenen sich regen und erheben konnte! — Immer mehr verringerte sich die Qual seines Zustandes, und er merkte wohl, daß ihn Serpentina noch liebe, und daß nur sie es sei, die ihm den Aufenthalt in dem Kristall erträglich mache. Er bekümmerte sich nicht mehr um seine leichtsinnigen Unglücksgefährten, sondern richtete Sinn und Gedanken nur auf die holde Serpentina. — Aber plötzlich

entstand von der andern Seite her ein dumpfes, widriges Gemurmel. Er konnte bald deutlich bemerken, daß dies Gemurmel von einer alten Kaffeekanne mit halbzerbrochenem Deckel herrührte, die ihm gegenüber auf einem kleinen Schrank hingestellt war. Sowie er schärfer hinschaute, entwickelten sich immer mehr die garstigen Züge eines alten verschrumpften Weibergesichts, und bald stand das Äpfelweib vom Schwarzen Thor vor dem Repositorium. Die grinsete und lachte ihn an und rief mit gellender Stimme: „Ei, ei, Kindchen! — mußt du nun ausharren? — Ins Kristall nun dein Fall! — Hab' ich dir's nicht längst vorausgesagt?" — „Höhne und spotte nur, du verdammtes Hexenweib", sagte der Student Anselmus, „du bist schuld an allem, aber der Salamander wird dich treffen, du schnöde Runkelrübe!" — „Ho, ho!" erwiderte die Alte, „nur nicht so stolz! du hast meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, du hast mir die Nase verbrannt, aber doch bin ich dir gut, du Schelm, weil du sonst ein artiger Mensch warst, und mein Töchterchen ist dir auch gut. Aus dem Kristall kommst du aber nun einmal nicht, wenn ich dir nicht helfe; hinauflangen zu dir kann ich nicht, aber meine Frau Gevatterin, die Ratte, welche gleich über dir auf dem Boden wohnt, die soll das Brett entzweinagen, auf dem du stehst, dann purzelst du hinunter und ich fange dich auf in der Schürze, damit du dir die Nase nicht zerschlägst, sondern fein dein glattes Gesichtlein erhältst, und ich trage dich flugs zur Mamsell Veronika, die mußt du heiraten, wenn du Hofrat worden." — „Laß ab von mir, Satansgeburt", schrie der Student Anselmus voller Grimm, „nur deine höllischen Künste haben mich zu dem Frevel gereizt, den ich nun abbüßen muß. — Aber geduldig ertrage ich alles, denn nur hier kann ich sein, wo die holde Serpentina mich mit Liebe und Trost umfängt! — Hör' es, Alte, und verzweifle! Trotz biete ich deiner Macht, ich liebe ewiglich nur Serpentina — ich will nie Hofrat werden — nie die Veronika schauen, die mich durch dich zum Bösen verlockt! — Kann die grüne Schlange nicht mein werden, so will ich untergehen in Sehnsucht und

Schmerz! — Hebe dich weg — hebe dich weg — du schnöder Wechselbalg!“ — Da lachte die Alte auf, daß es im Zimmer gellte, und rief: „So sitze denn und verderbe, aber nun ist's Zeit, ans Werk zu gehen, denn mein Geschäft hier ist noch von anderer Art.“ — Sie warf den schwarzen Mantel ab und stand da in ekelhafter Nacktheit, dann fuhr sie in Kreisen umher, und große Folianten stürzten herab, aus denen riß sie Pergamentblätter, und diese im künstlichen Gefüge schnell zusammenheftend und auf den Leib ziehend, war sie bald wie in einen seltsamen bunten Schuppenharnisch gekleidet. Feuersprühend sprang der schwarze Kater aus dem Tintenfasse, das auf dem Schreibtische stand, und heulte der Alten entgegen, die laut aufjubelte und mit ihm durch die Thür verschwand. Anselmus merkte, daß sie nach dem blauen Zimmer gegangen, und bald hörte er es in der Ferne zischen und brausen, die Vögel im Garten schrien, der Papagei schnarrte: „Rette — rette — Raub — Raub!“ — In dem Augenblick kam die Alte ins Zimmer zurückgesprungen, den goldnen Topf auf dem Arm tragend und mit gräßlicher Gebärde wild durch die Lüfte schreiend: „Glück auf! — Glück auf! — Söhnlein — töte die grüne Schlange! auf, Söhnlein, auf!“ — Es war dem Anselmus, als höre er ein tiefes Stöhnen, als höre er Serpentinas Stimme. Da ergriff ihn Entsetzen und Verzweiflung. — Er raffte alle seine Kraft zusammen, er stieß mit Gewalt, als sollten Nerven und Adern zerspringen, gegen das Kristall — ein schneidender Klang fuhr durch das Zimmer, und der Archivarius stand in der Thür in seinem glänzenden damastnen Schlafrock: „Hei, hei! Gesindel, toller Spuk — Hexenwerk — hieher — heisa!“ So schrie er. Da richteten sich die schwarzen Haare der Alten wie Borsten empor, ihre glutroten Augen erglänzten von höllischem Feuer, und die spitzigen Zähne des weiten Rachens zusammenbeißend, zischte sie: „Frisch — frisch 'raus — zisch aus, zisch aus“, und lachte und meckerte höhnend und spottend und drückte den goldnen Topf fest an sich und warf daraus Fäuste voll glänzender Erde auf den Archivarius, aber sowie die Erde

den Schlafrock berührte, wurden Blumen daraus, die herabfielen. Da flackerten und flammten die Lilien des Schlafrocks empor, und der Archivarius schleuderte die in knisterndem Feuer brennenden Lilien auf die Hexe, die vor Schmerz heulte; aber indem sie in die Höhe sprang und den pergamentnen Harnisch schüttelte, verlöschten die Lilien und zerfielen in Asche. „Frisch darauf, mein Junge!“ kreischte die Alte, da fuhr der Kater auf in die Luft und brauste fort nach der Thür über den Archivarius, aber der graue Papagei flatterte ihm entgegen und faßte ihn mit dem krummen Schnabel im Genick, daß rotes feuriges Blut ihm aus dem Halse stürzte, und Serpentinas Stimme rief: „Gerettet! — gerettet!“ — Die Alte sprang voller Wut und Verzweiflung auf den Archivarius los, sie warf den Topf hinter sich und wollte, die langen Finger der dürren Fäuste emporspreizend, den Archivarius umkrallen, aber dieser riß schnell den Schlafrock herunter und schleuderte ihn der Alten entgegen. Da zischten und sprühten und brausten blaue knisternde Flammen aus den Pergamentblättern, und die Alte wälzte sich im heulenden Jammer und trachtete, immer mehr Erde aus dem Topfe zu greifen, immer mehr Pergamentblätter aus den Büchern zu erhaschen, um die lodernden Flammen zu ersticken, und wenn ihr es gelang, Erde oder Pergamentblätter auf sich zu stürzen, verlöschte das Feuer. Aber nun fuhren wie aus dem Innern des Archivarius flackernde zischende Strahlen auf die Alte. „Hei, hei! drauf und dran — Sieg dem Salamander!“ dröhnte die Stimme des Archivarius durch das Zimmer, und hundert Blitze schlängelten sich in feurigen Kreisen um die kreischende Alte. Sausend und brausend fuhren in wütendem Kampfe Kater und Papagei umher, aber endlich schlug der Papagei mit den starken Fittichen den Kater zu Boden, und mit den Krallen ihn durchspießend und festhaltend, daß er in der Todesnot gräßlich heulte und ächzte, hackte er ihm mit dem scharfen Schnabel die glühenden Augen aus, daß der brennende Gischt herausspritzte. — Dicker Qualm strömte da empor, wo die Alte zur Erde niedergestürzt unter dem Schlaf-

rock gelegen, ihr Geheul, ihr entsetzliches schneidendes Jammergeschrei verhallte in weiter Ferne. Der Rauch, der sich mit durchdringendem Gestank verbreitet, verdampfte, der Archivarius hob den Schlafrock auf, und unter demselben lag eine garstige Runkelrübe. „Verehrter Herr Archivarius, hier bringe ich den überwundenen Feind", sprach der Papagei, indem er dem Archivarius Lindhorst ein schwarzes Haar im Schnabel darreichte. „Sehr gut, mein Lieber", antwortete der Archivarius, „hier liegt auch meine überwundene Feindin, besorgen Sie gütigst nunmehr das übrige; noch heute erhalten Sie als ein kleines Douceur sechs Kokusnüsse und eine neue Brille, da, wie ich sehe, der Kater Ihnen die Gläser schändlich zerbrochen." — „Lebenslang der Ihrige, verehrungswürdiger Freund und Gönner!" versetzte der Papagei sehr vergnügt, nahm die Runkelrübe in den Schnabel und flatterte damit zum Fenster hinaus, das ihm der Archivarius Lindhorst geöffnet. Dieser ergriff den goldnen Topf und rief stark: „Serpentina, Serpentina!" — Aber wie nun der Student Anselmus, hoch erfreut über den Untergang des schnöden Weibes, das ihn ins Verderben gestürzt, den Archivarius anblickte, da war es wieder die hohe majestätische Gestalt des Geisterfürsten, die mit unbeschreiblicher Anmut und Würde zu ihm hinaufschaute. — „Anselmus", sprach der Geisterfürst, „nicht du, sondern nur ein feindliches Prinzip, das zerstörend in dein Inneres zu dringen und dich mit dir selbst zu entzweien trachtete, war schuld an deinem Unglauben. — Du hast deine Treue bewährt, sei frei und glücklich." Ein Blitz zuckte durch das Innere des Anselmus, der herrliche Dreiklang der Kristallglocken ertönte stärker und mächtiger, als er ihn je vernommen — seine Fibern und Nerven erbebten — aber immer mehr anschwellend, dröhnte der Akkord durch das Zimmer; das Glas, welches den Anselmus umschlossen, zersprang, und er stürzte in die Arme der holden lieblichen Serpentina.

Eilfte Vigilie.

Des Konrektors Paulmann Unwille über die in seiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Registrator Heerbrand Hofrat worden und im stärksten Froste in Schuhen und seidenen Strümpfen einherging. — Veronikas Geständnisse. — Verlobung bei der dampfenden Suppenschüssel.

„Aber sagen Sie mir nur, wertester Registrator! wie uns gestern der vermaledeite Punsch so in den Kopf steigen und zu allerlei Allotriis treiben konnte?" — Dies sprach der Konrektor Paulmann, indem er am andern Morgen in das Zimmer trat, das noch voll zerbrochener Scherben lag, und in dessen Mitte die unglückliche Perücke, in ihre ursprüngliche Bestandteile aufgelöset, im Punsche umherschwamm. Als der Student Anselmus zur Thür hinausgerannt war, kreuzten und wackelten der Konrektor Paulmann und der Registrator Heerbrand durch das Zimmer, schreiend wie Besessene und mit den Köpfen aneinander rennend, bis Fränzchen den schwindlichten Papa mit vieler Mühe ins Bett brachte und der Registrator in höchster Ermattung aufs Sofa sank, welches Veronika, ins Schlafzimmer flüchtend, verlassen. Der Registrator Heerbrand hatte sein blaues Schnupftuch um den Kopf gewickelt, sah ganz blaß und melancholisch aus und stöhnte: „Ach, werter Konrektor, nicht der Punsch, den Mamsell Veronika köstlich bereitet, nein! — sondern lediglich der verdammte Student ist an all dem Unwesen schuld. Merken Sie denn nicht, daß er schon längst mente captus[1] ist? Aber wissen Sie denn nicht auch, daß der Wahnsinn ansteckt? — Ein Narr macht viele; verzeihen Sie, das ist ein altes Sprichwort; vorzüglich, wenn man ein Gläschen getrunken, da gerät man leicht in die Tollheit und manövriert unwillkürlich nach und bricht aus in die Exercitia, die der verrückte Flügelmann vor=

[1] Verrückt.

macht. Glauben Sie denn, Konrektor, daß mir noch ganz schwindlicht ist, wenn ich an den grauen Papagei denke?" — „Ach was", fiel der Konrektor ein, „Possen! — es war ja der alte kleine Famulus des Archivarii, der einen grauen Mantel umgenommen und den Studenten Anselmus suchte." — „Es kann sein", versetzte der Registrator Heerbrand, „aber ich muß gestehen, daß mir ganz miserabel zu Mute ist; die ganze Nacht über hat es so wunderlich georgelt und gepfiffen." — „Das war ich", erwiderte der Konrektor; „denn ich schnarche stark." — „Nun, mag das sein", fuhr der Registrator fort — „aber Konrektor, Konrektor! — nicht ohne Ursache hatte ich gestern dafür gesorgt, uns einige Fröhlichkeit zu bereiten — aber der Anselmus hat mir alles verdorben. — Sie wissen nicht — o Konrektor, Konrektor!" — Der Registrator Heerbrand sprang auf, riß das Tuch vom Kopfe, umarmte den Konrektor, drückte ihm feurig die Hand, rief noch einmal ganz herzbrechend: „O Konrektor, Konrektor!" und rannte, Hut und Stock ergreifend, schnell von dannen. „Der Anselmus soll mir nicht mehr über die Schwelle", sprach der Konrektor Paulmann zu sich selbst, „denn ich sehe nun wohl, daß er mit seinem verstockten innern Wahnsinn die besten Leute um ihr bißchen Vernunft bringt; der Registrator ist nun auch geliefert — ich habe mich bisher noch gehalten, aber der Teufel, der gestern im Rausch stark anklopfte, könnte doch wohl am Ende einbrechen und sein Spiel treiben. — Also apage Satanas![1] — fort mit dem Anselmus!" — Veronika war ganz tiefsinnig geworden, sie sprach kein Wort, lächelte nur zuweilen ganz seltsam und war am liebsten allein. „Die hat der Anselmus auch auf der Seele", sagte der Konrektor voller Bosheit, „aber es ist gut, daß er sich gar nicht sehen läßt, ich weiß, daß er sich vor mir fürchtet — der Anselmus, deshalb kommt er gar nicht her." Das letzte sprach der Konrektor Paulmann ganz laut, da stürzten der Veronika, die eben gegenwärtig, die Thränen aus den Augen,

[1] Hebe dich weg, Satan!

und sie seufzte: „Ach, kann denn der Anselmus herkommen? der ist ja schon längst in die gläserne Flasche eingesperrt.“ — „Wie — was?“ rief der Konrektor Paulmann. „Ach Gott — ach Gott, auch sie faselt schon wie der Registrator, es wird bald zum Ausbruch kommen. — Ach du verdammter, abscheulicher Anselmus!“ Er rannte gleich fort zum Doktor Eckstein, der lächelte und sagte wieder: „Ei, ei!“ — Er verschrieb aber nichts, sondern setzte dem Wenigen, was er geäußert, noch weggehend hinzu: „Nervenzufälle! — wird sich geben von selbst — in die Luft führen — spazieren fahren — sich zerstreuen — Theater — Sonntagskind[1] — Schwestern von Prag[1] — wird sich geben!“ — „So beredt war der Doktor selten“, dachte der Konrektor Paulmann, „ordentlich geschwätzig.“ — Mehrere Tage und Wochen und Monate waren vergangen, der Anselmus war verschwunden, aber auch der Registrator Heerbrand ließ sich nicht sehen, bis am vierten Februar, da trat er in einem neuen modernen Kleide vom besten Tuch, in Schuhen und seidenen Strümpfen, des starken Frostes unerachtet, einen großen Strauß lebendiger Blumen in der Hand, mittags Punkt zwölf Uhr in das Zimmer des Konrektors Paulmann, der nicht wenig über seinen geputzten Freund erstaunte. Feierlich schritt der Registrator Heerbrand auf den Konrektor Paulmann los, umarmte ihn mit feinem Anstande und sprach dann: „Heute, an dem Namenstage Ihrer lieben verehrten Mamsell Tochter Veronika, will ich denn nun alles gerade heraus sagen, was mir längst auf dem Herzen gelegen! Damals, an dem unglücklichen Abend, als ich die Ingredenzien zu dem verderblichen Punsch in der Tasche meines Matins herbeitrug, hatte ich es im Sinn, eine freudige Nachricht Ihnen mitzuteilen und den glückseligen Tag in Fröhlichkeit zu feiern, schon damals hatte ich es erfahren, daß ich Hofrat worden, über welche Standeserhöhung ich jetzt das Patent cum nomine et sigillo principis[2] erhalten und in der Tasche trage.“

---

[1] Singspiele von Wenzel Müller, Text von Perinet (Wien 1793 und 1794).
[2] Mit dem Namenszuge und dem Siegel des Fürsten.

— „Ach, ach! Herr Registr — Herr Hofrat Heerbrand, wollte ich sagen“, stammelte der Konrektor. — „Aber Sie, verehrter Konrektor“, fuhr der nunmehrige Hofrat Heerbrand fort, „Sie können erst mein Glück vollenden. Schon längst habe ich die Mamsell Veronika im stillen geliebt und kann mich manches freundlichen Blickes rühmen, den sie mir zugeworfen, und der mir deutlich gezeigt, daß sie mir wohl nicht abhold sein dürfte. Kurz, verehrter Konrektor! — ich, der Hofrat Heerbrand, bitte um die Hand Ihrer liebenswürdigen Demoiselle Tochter Veronika, die ich, haben Sie nichts dagegen, in kurzer Zeit heimzuführen gedenke.“ — Der Konrektor Paulmann schlug voller Verwunderung die Hände zusammen und rief: „Ei — Ei — Ei — Herr Registr — Herr Hofrat, wollte ich sagen, wer hätte das gedacht! — Nun, wenn Veronika Sie in der That liebt, ich meines Teils habe nichts dagegen; vielleicht ist auch ihre jetzige Schwermut nur eine versteckte Verliebtheit in Sie, verehrter Hofrat! man kennt ja die Possen.“ — In dem Augenblick trat die Veronika herein, blaß und verstört, wie sie jetzt gewöhnlich war. Da schritt der Hofrat Heerbrand auf sie zu, erwähnte in wohlgesetzter Rede ihres Namenstages und überreichte ihr den duftenden Blumenstrauß nebst einem kleinen Päckchen, aus dem ihr, als sie es öffnete, ein Paar glänzende Ohrgehänge entgegenstrahlten. Eine schnelle fliegende Röte färbte ihre Wangen, die Augen blitzten lebhafter, und sie rief: „Ei, mein Gott! das sind ja dieselben Ohrgehänge, die ich schon vor mehreren Wochen trug und mich daran ergötzte!“ — „Wie ist denn das möglich“, fiel der Hofrat Heerbrand etwas bestürzt und empfindlich ein, „da ich dieses Geschmeide erst seit einer Stunde in der Schloßgasse für schmähliches Geld erkauft?“ — Aber die Veronika hörte nicht darauf, sondern stand schon vor dem Spiegel, um die Wirkung des Geschmeides, das sie bereits in die kleinen Öhrchen gehängt, zu erforschen. Der Konrektor Paulmann eröffnete ihr mit gravitätischer Miene und mit ernstem Ton die Standeserhöhung Freund Heerbrands und seinen Antrag. Veronika

schaute den Hofrat mit durchdringendem Blick an und sprach: „Das wußte ich längst, daß Sie mich heiraten wollen. — Nun, es sei! — Ich verspreche Ihnen Herz und Hand, aber ich muß Ihnen nur gleich — Ihnen beiden nämlich, dem Vater und dem Bräutigam, manches entdecken, was mir recht schwer in Sinn und Gedanken liegt — jetzt gleich, und sollte darüber die Suppe kalt werden, die, wie ich sehe, Fränzchen soeben auf den Tisch setzt."

Ohne des Konrektors und des Hofrats Antwort abzuwarten, unerachtet ihnen sichtlich die Worte auf den Lippen schwebten, fuhr Veronika fort: „Sie können es mir glauben, bester Vater, daß ich den Anselmus recht von Herzen liebte, und als der Registrator Heerbrand, der nunmehr selbst Hofrat worden, versicherte, der Anselmus könne es wohl zu so etwas bringen, beschloß ich, er und kein anderer solle mein Mann werden. Da schien es aber, als wenn fremde feindliche Wesen ihn mir entreißen wollten, und ich nahm meine Zuflucht zu der alten Liese, die ehemals meine Wärterin war und jetzt eine weise Frau, eine große Zauberin ist. Die versprach mir, zu helfen und den Anselmus mir ganz in die Hände zu liefern. Wir gingen mitternachts in der Tag- und Nachtgleiche auf den Kreuzweg, sie beschwor die höllischen Geister, und mit Hilfe des schwarzen Katers brachten wir einen kleinen Metallspiegel zu stande, in den ich, meine Gedanken auf den Anselmus richtend, nur blicken durfte, um ihn ganz in Sinn und Gedanken zu beherrschen. — Aber ich bereue jetzt herzlich, das alles gethan zu haben, ich schwöre allen Satanskünsten ab. Der Salamander hat über die Alte gesiegt, ich hörte ihr Jammergeschrei, aber es war keine Hilfe möglich; sowie sie als Runkelrübe vom Papagei verzehrt worden, zerbrach mit schneidendem Klange mein Metallspiegel." Veronika holte die beiden Stücke des zerbrochenen Spiegels und eine Locke aus dem Nähkästchen, und beides dem Hofrat Heerbrand hinreichend, fuhr sie fort: „Hier nehmen Sie, geliebter Hofrat, die Stücke des Spiegels, werfen Sie sie heute nacht um zwölf Uhr von der

Elbbrücke, und zwar von da, wo das Kreuz steht[1], hinab in den Strom, der dort nicht zugefroren, die Locke aber bewahren Sie auf treuer Brust. Ich schwöre nochmals allen Satanskünsten ab und gönne dem Anselmus herzlich sein Glück, da er nunmehr mit der grünen Schlange verbunden, die viel schöner und reicher ist als ich. Ich will Sie, geliebter Hofrat, als eine rechtschaffene Frau lieben und verehren!" — „Ach Gott! — ach Gott", rief der Konrektor Paulmann voller Schmerz, „sie ist wahnsinnig, sie ist wahnsinnig — sie kann nimmermehr Frau Hofrätin werden — sie ist wahnsinnig!" — „Mit nichten", fiel der Hofrat Heerbrand ein, „ich weiß wohl, daß Mamsell Veronika einige Neigung für den vertrackten Anselmus gehegt, und es mag sein, daß sie vielleicht in einer gewissen Überspannung sich an die weise Frau gewendet, die, wie ich merke, wohl niemand anders sein kann als die Kartenlegerin und Kaffeegießerin vor dem Seethor, — kurz, die alte Rauerin. Nun ist auch nicht zu leugnen, daß es wirklich wohl geheime Künste gibt, die auf den Menschen nur gar zu sehr ihren feindlichen Einfluß äußern, man lieset schon davon in den Alten, was aber Mamsell Veronika von dem Sieg des Salamanders und von der Verbindung des Anselmus mit der grünen Schlange gesprochen, ist wohl nur eine poetische Allegorie — gleichsam ein Gedicht, worin sie den gänzlichen Abschied von dem Studenten besungen." — „Halten Sie das, wofür Sie wollen, bester Hofrat!" fiel Veronika ein, „vielleicht für einen recht albernen Traum." — „Keineswegs thue ich das", versetzte der Hofrat Heerbrand, „denn ich weiß ja wohl, daß der Anselmus auch von geheimen Mächten befangen, die ihn zu allen möglichen tollen Streichen necken und treiben." Länger konnte der Konrektor Paulmann nicht an sich halten, er brach los: „Halt, um Gottes willen, halt! haben wir uns denn etwa wieder übernommen im verdammten Punsch, oder

[1] Die Dresdener Augustusbrücke trug früher auf dem fünften Pfeiler ein steinernes Kreuz, das jedoch am 31. März 1845 durch Hochwasser herabgeworfen wurde.

wirkt des Anselmi Wahnsinn auf uns? Herr Hofrat, was sprechen Sie denn auch wieder für Zeug? — Ich will indessen glauben, daß es die Liebe ist, die Euch in dem Gehirn spukt, das gibt sich aber bald in der Ehe, sonst wäre mir bange, daß auch Sie in einigen Wahnsinn verfallen, verehrungswürdiger Hofrat, und würde dann Sorge tragen wegen der Deszendenz, die das malum[1] der Eltern vererben könnte. — Nun, ich gebe meinen väterlichen Segen zu der fröhlichen Verbindung und erlaube, daß ihr euch als Braut und Bräutigam küsset." Dies geschah sofort, und es war, noch ehe die aufgetragene Suppe kalt worden, die förmliche Verlobung geschlossen. Wenige Wochen nachher saß die Frau Hofrätin Heerbrand wirklich, wie sie sich schon früher im Geiste erblickt, in dem Erker eines schönen Hauses auf dem Neumarkt und schaute lächelnd auf die Elegants hinab, die vorübergehend und hinauflorgnettierend sprachen: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofrätin Heerbrand!" — —

Zwölfte Vigilie.

Nachricht von dem Rittergut, das der Anselmus als des Archivarius Lindhorst Schwiegersohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beschluß.

Wie fühlte ich recht in der Tiefe des Gemüts die hohe Seligkeit des Studenten Anselmus, der, mit der holden Serpentina innigst verbunden, nun nach dem geheimnisvollen wunderbaren Reiche gezogen war, das er für die Heimat erkannte, nach der sich seine von seltsamen Ahnungen erfüllte Brust schon so lange gesehnt. Aber vergebens blieb alles Streben, dir, günstiger Leser, all die Herrlichkeiten, von denen der Anselmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten. Mit Widerwillen gewahrte ich die Mattigkeit jedes Ausdrucks. Ich fühlte mich befangen in den Armseligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich schlich umher wie ein

[1] Die Krankheit.

Träumender, kurz, ich geriet in jenen Zustand des Studenten Anselmus, den ich dir, günstiger Leser, in der vierten Vigilie beschrieben. Ich härmte mich recht ab, wenn ich die eilf Vigilien, die ich glücklich zu stande gebracht, durchlief und nun dachte, daß es mir wohl niemals vergönnt sein werde, die zwölfte als Schlußstein hinzuzufügen, denn so oft ich mich zur Nachtzeit hinsetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückische Geister (es mochten wohl Verwandte — vielleicht cousins germains der getöteten Hexe sein) ein glänzend poliertes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übernächtig und melancholisch wie der Registrator Heerbrand nach dem Punschrausch. — Da warf ich denn die Feder hin und eilte ins Bett, um wenigstens von dem glücklichen Anselmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das schon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorst ein Billet erhielt, worin er mir Folgendes schrieb:

„Ew. Wohlgeboren haben, wie mir bekannt worden, die seltsamen Schicksale meines guten Schwiegersohnes, des vormaligen Studenten, jetzigen Dichters Anselmus, in eilf Vigilien beschrieben und quälen sich jetzt sehr ab, in der zwölften und letzten Vigilie einiges von seinem glücklichen Leben in Atlantis zu sagen, wohin er mit meiner Tochter auf das hübsche Rittergut, welches ich dort besitze, gezogen. Unerachtet ich nun nicht eben gern sehe, daß Sie mein eigentliches Wesen der Lesewelt kundgethan, da es mich vielleicht in meinem Dienst als Geheimer Archivarius tausend Unannehmlichkeiten aussetzen, ja wohl gar im Collegio die zu ventilierende Frage veranlassen wird, inwiefern wohl ein Salamander sich rechtlich und mit verbindenden Fragen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und inwiefern ihm überhaupt solide Geschäfte anzuvertrauen, da nach Gabalis[1] und Sweden-

[1] Der Held eines kabbalistischen Buches: „Le Comte de Gabalis ou Entretiens sur les sciences secrètes par N. de Montfaucon, abbé de Villars", das zuerst 1670 in Paris, 1715 in Amsterdam und 1742 in London erschienen war.

borg[1] den Elementargeistern durchaus nicht zu trauen — unerachtet nun meine besten Freunde meine Umarmung scheuen werden, aus Furcht, ich könnte in plötzlichem Übermut was Weniges blitzen und ihnen Frisur und Sonntagsfrack verderben — unerachtet alles dessen, sage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch in der Vollendung des Werks behülflich sein, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheirateten Tochter (ich wollte, ich wäre die beiden übrigen auch schon los) enthalten. Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie schreiben, so steigen Sie Ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlassen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir. Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen schon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien, und Sie können dann mit wenigen Worten den Lesern kundthun, was Sie geschaut, das wird Ihnen besser sein als eine weitläufige Beschreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur von Hörensagen kennen. Mit Achtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster
der Salamander Lindhorst,
p. t.[2] Königl. geh. Archivarius."

Dies freilich etwas rauhe, aber doch freundschaftliche Billet des Archivarius Lindhorst war mir höchst angenehm. Zwar schien es gewiß, daß der wunderliche Alte von der seltsamen Art, wie mir die Schicksale seines Schwiegersohnes bekannt worden, die ich, zum Geheimnis verpflichtet, dir selbst, günstiger Leser, verschweigen mußte, wohl unterrichtet sei, aber er hatte das nicht so übel vermerkt, als ich wohl befürchten konnte. Er bot ja selbst hülfreiche Hand, mein Werk zu vollenden, und daraus konnte ich mit Recht schließen, wie er im Grunde genommen damit einverstanden sei, daß seine wunderliche Existenz in der

---

[1] Der Theosoph Emanuel von Swedenborg (1688—1772), der sich wirklicher Visionen und göttlicher Offenbarungen rühmte und der Begründer eines phantastischen Rationalismus wurde.

[2] Pro tempore, zur Zeit.

Geisterwelt durch den Druck bekannt werde. Es kann sein, dachte ich, daß er selbst die Hoffnung daraus schöpft, desto eher seine beiden noch übrigen Töchter an den Mann zu bringen, denn vielleicht fällt doch ein Funke in dieses oder jenes Jünglings Brust, der die Sehnsucht nach der grünen Schlange entzündet, welche er dann in dem Holunderbusch am Himmelfahrtstage sucht und findet. Aus dem Unglück, das den Anselmus betroffen, als er in die gläserne Flasche gebannt wurde, wird er die Warnung entnehmen, sich vor jedem Zweifel, vor jedem Unglauben recht ernstlich zu hüten. Punkt eilf Uhr löschte ich meine Studierlampe aus und schlich zum Archivarius Lindhorst, der mich schon auf dem Flur erwartete. „Sind Sie da — Hochverehrter! — nun, das ist mir lieb, daß Sie meine guten Absichten nicht verkennen — kommen Sie nur!" — Und damit führte er mich durch den von blendendem Glanze erfüllten Garten in das azurblaue Zimmer, in welchem ich den violetten Schreibtisch erblickte, an welchem der Anselmus gearbeitet. — Der Archivarius Lindhorst verschwand, erschien aber gleich wieder mit einem schönen goldnen Pokal in der Hand, aus dem eine blaue Flamme hoch emporknisterte. „Hier", sprach er, „bringe ich Ihnen das Lieblingsgetränk Ihres Freundes, des Kapellmeisters Johannes Kreisler. — Es ist angezündeter Arrak, in den ich einigen Zucker geworfen. Nippen Sie was Weniges davon, ich will gleich meinen Schlafrock abwerfen und, zu meiner Lust und um, während Sie sitzen und schauen und schreiben, Ihrer werten Gesellschaft zu genießen, in dem Pokale auf und nieder steigen." — „Wie es Ihnen gefällig ist, verehrter Herr Archivarius", versetzte ich, „aber wenn ich nun von dem Getränk genießen will, werden Sie nicht" — „Tragen Sie keine Sorge, mein Bester", rief der Archivarius, warf den Schlafrock schnell ab, stieg zu meinem nicht geringen Erstaunen in den Pokal und verschwand in den Flammen. — Ohne Scheu kostete ich, die Flamme leise weghauchend, von dem Getränk, es war köstlich!

Rühren sich nicht in sanftem Säuseln und Rauschen die smaragdenen Blätter der Palmbäume, wie vom Hauch des Morgenwindes geliebkost? — Erwacht aus dem Schlafe, heben und regen sie sich und flüstern geheimnisvoll von den Wundern, die wie aus weiter Ferne holdselige Harfentöne verkünden! — Das Azur löst sich von den Wänden und wallt wie duftiger Nebel auf und nieder, aber blendende Strahlen schießen durch den Duft, der sich wie in jauchzender kindischer Lust wirbelt und dreht und aufsteigt bis zur unermeßlichen Höhe, die sich über den Palmbäumen wölbt. — Aber immer blendender häuft sich Strahl auf Strahl, bis in hellem Sonnenglanze sich der unabsehbare Hain aufschließt, in dem ich den Anselmus erblicke. — Glühende Hyacinthen und Tulipanen und Rosen erheben ihre schönen Häupter, und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: „Wandle unter uns, Geliebter, der du uns verstehst — unser Duft ist die Sehnsucht der Liebe — wir lieben dich und sind dein immerdar! — Die goldnen Strahlen brennen in glühenden Tönen: wir sind Feuer, von der Liebe entzündet. — Der Duft ist die Sehnsucht, aber Feuer das Verlangen, und wohnen wir nicht in deiner Brust? wir sind ja dein eigen!" Es rischeln und rauschen die dunklen Büsche — die hohen Bäume: „Komme zu uns! Glücklicher — Geliebter! — Feuer ist das Verlangen, aber Hoffnung unser kühler Schatten! wir umsäuseln liebend dein Haupt, denn du verstehst uns, weil die Liebe in deiner Brust wohnet." Die Quellen und Bäche plätschern und sprudeln: „Geliebter, wandle nicht so schnell vorüber, schaue in unser Kristall — dein Bild wohnt in uns, das wir liebend bewahren, denn du hast uns verstanden!" — Im Jubelchor zwitschern und singen bunte Vögelein: „Höre uns, höre uns, wir sind die Freude, die Wonne, das Entzücken der Liebe!" — Aber sehnsuchtsvoll schaut Anselmus nach dem herrlichen Tempel, der sich in weiter Ferne erhebt. Die künstlichen Säulen scheinen Bäume und die Kapitäler und Gesimse Akanthusblätter, die in wundervollen Gewinden und Figuren

herrliche Verzierungen bilden. Anselmus schreitet dem Tempel zu, er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemoosten Stufen. „Ach nein“, ruft er wie im Übermaß des Entzückens, „sie ist nicht mehr fern!“ Da tritt in hoher Schönheit und Anmut Serpentina aus dem Innern des Tempels, sie trägt den goldnen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entsprossen. Die namenlose Wonne der unendlichen Sehnsucht glüht in den holdseligen Augen, so blickt sie den Anselmus an, sprechend: „Ach, Geliebter! die Lilie hat ihren Kelch erschlossen — das Höchste ist erfüllt, gibt es denn eine Seligkeit, die der unsrigen gleicht?“ Anselmus umschlingt sie mit der Inbrunst des glühendsten Verlangens — die Lilie brennt in flammenden Strahlen über seinem Haupte. Und lauter regen sich die Bäume und die Büsche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Insekten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel in der Luft — in den Wässern — auf der Erde feiert das Fest der Liebe! — Da zucken Blitze überall leuchtend durch die Büsche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde! — hohe Springbäche strahlen aus den Quellen — seltsame Düfte wehen mit rauschendem Flügelschlag daher — es sind die Elementargeister, die der Lilie huldigen und des Anselmus Glück verkünden. — Da erhebt Anselmus das Haupt wie vom Strahlenglanz der Verklärung umflossen. — Sind es Blicke? — sind es Worte? — ist es Gesang? — Vernehmlich klingt es: „Serpentina! — der Glaube an dich, die Liebe hat mir das Innerste der Natur erschlossen! — Du brachtest mir die Lilie, die aus dem Golde, aus der Urkraft der Erde, noch ehe Phosphorus den Gedanken entzündete, entsproß — sie ist die Erkenntnis des heiligen Einklangs aller Wesen, und in dieser Erkenntnis lebe ich in höchster Seligkeit immerdar. — Ja, ich Hochbeglückter habe das Höchste erkannt — ich muß dich lieben ewiglich, o Serpentina! — nimmer verbleichen die goldnen Strahlen der Lilie, denn wie Glaube und Liebe ist ewig die Erkenntnis.“

Die Vision, in der ich nun den Anselmus leibhaftig auf seinem Rittergute in Atlantis gesehen, verdankte ich wohl den Künsten des Salamanders, und herrlich war es, daß ich sie, als alles wie im Nebel verloschen, auf dem Papier, das auf dem violetten Tische lag, recht sauber und augenscheinlich von mir selbst aufgeschrieben fand. — Aber nun fühlte ich mich von jähem Schmerz durchbohrt und zerrissen. „Ach, glücklicher Anselmus, der du die Bürde des alltäglichen Lebens abgeworfen, der du in der Liebe zu der holden Serpentina die Schwingen rüstig rührtest und nun lebst in Wonne und Freude auf deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich selbst aus diesem schönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis ist, versetzt in mein Dachstübchen, und die Armseligkeiten des bedürftigen Lebens befangen meinen Sinn, und mein Blick ist von tausend Unheil wie von dickem Nebel umhüllt, daß ich wohl niemals die Lilie schauen werde." — Da klopfte mir der Archivarius Lindhorst leise auf die Achsel und sprach: „Still, still, Verehrter! klagen Sie nicht so! — Waren Sie nicht soeben selbst in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitztum Ihres innern Sinns? — Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur offenbaret?"

Nußknacker und Mausekönig.

Der Weihnachtsabend.

Am 24. Dezember durften die Kinder des Medizinalrats Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daran stoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert saßen Fritz und Marie; die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, und es wurde ihnen recht schaurig zu Mute, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geschah, kein Licht hereinbrachte. Fritz entdeckte, ganz insgeheim wispernd, der jüngeren Schwester (sie war eben erst sieben Jahr alt worden), wie er schon seit frühmorgens es habe in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln und leise pochen hören. Auch sei nicht längst ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über die Flur geschlichen; er wisse aber wohl, daß es niemand anders gewesen als Pate Drosselmeier. Da schlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zusammen und rief: „Ach, was wird nur Pate Drosselmeier für uns Schönes gemacht haben!"

Der Obergerichtsrat Drosselmeier war kein hübscher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Gesicht, statt des rechten Auges ein großes schwarzes Pflaster und auch gar keine Haare, weshalb er eine sehr schöne weiße Perücke trug; die aber war von Glas[1] und ein künstliches Stück Arbeit. Überhaupt war der Pate selbst auch ein sehr künstlicher Mann, der sich sogar auf Uhren verstand und selbst welche machen konnte. Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbaums Hause krank war

---

[1] Perücken von feinen Glasfäden wurden damals thatsächlich angefertigt.

und nicht singen konnte, dann kam Pate Drosselmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe that; aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an, recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was Hübsches für die Kinder in der Tasche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Komplimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was andres. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein schönes künstliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekostet, weshalb es auch, nachdem es einbeschert worden, sehr sorglich von den Eltern aufbewahrt wurde. — „Ach, was wird nur Pate Drosselmeier für uns Schönes gemacht haben!" rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts andres sein als eine Festung, in der allerlei sehr hübsche Soldaten auf und ab marschierten und exerzierten, und dann müßten andre Soldaten kommen, die in die Festung hinein wollten, aber nun schössen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauste und knallte. — „Nein, nein", unterbrach Marie den Fritz, „Pate Drosselmeier hat mir von einem schönen Garten erzählt, darin ist ein großer See, auf dem schwimmen sehr herrliche Schwäne mit goldenen Halsbändern herum und singen die hübschesten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran und füttert sie mit süßem Marzipan." — „Schwäne fressen keinen Marzipan", fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pate Drosselmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von seinen Spielsachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen; da ist mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbescheren; wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen."

Nun rieten die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamsell Trudchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere; denn ungeschickter als jemals fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge, und dann sei an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausschelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als sie sich über Gretchens kleinen Sonnenschirm so gefreut. Fritz versicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle seinem Marstall durchaus, sowie seinen Truppen gänzlich an Kavallerie; das sei dem Papa recht gut bekannt. — So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei schöne Gaben eingekauft hatten, die sie nun aufstellten; es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe heilige Christ mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte und daß, wie von segensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Lust bereite wie keine andre. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geschenken wisperten, ihre ältere Schwester Luise, hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Christ sei, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das beschere, was ihnen wahre Freude und Lust bereiten könne. Das wisse er viel besser als die Kinder selbst; die müßten daher nicht allerlei wünschen und hoffen, sondern still und fromm erwarten, was ihnen beschert werde. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich; aber Fritz murmelte vor sich hin: „Einen Fuchs und Husaren hätte ich nun einmal gern.“

Es war ganz finster geworden. Fritz und Marie, fest aneinander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden; es war ihnen, als rausche es mit linden Flügeln um sie her und als ließe sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen. Ein heller Schein streifte an der Wand hin; da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: „Klingling, klingling!“ Die Thüren sprangen auf, und

solch ein Glanz strahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: „Ach! — Ach!“ wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben. Aber Papa und Mama traten in die Thüre, faßten die Kinder bei der Hand und sprachen: „Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder, und seht, was euch der heilige Christ beschert hat!“

Die Gaben.

Ich wende mich an dich selbst, sehr geneigter Leser oder Zuhörer Fritz — Theodor — Ernst — oder wie du sonst heißen magst, und bitte dich, daß du dir deinen letzten mit schönen bunten Gaben reich geschmückten Weihnachtstisch recht lebhaft vor Augen bringen mögest; dann wirst du es dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verstummt stehen blieben, wie erst nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: „Ach, wie schön — ach, wie schön!“ und Fritz einige Luftsprünge versuchte, die ihm überaus wohl gerieten. Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über besonders artig und fromm gewesen sein; denn nie war ihnen so viel Schönes, Herrliches einbeschert worden als dieses Mal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons, und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, aus allen Ästen. Als das Schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunklen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst, in sich hinein- und herausleuchtend, die Kinder freundlich einlud, seine Blüten und Früchte zu pflücken. Um den Baum umher glänzte alles sehr bunt und herrlich — was es da alles für schöne Sachen gab — ja, wer das zu beschreiben vermöchte! Marie erblickte die zierlichsten Puppen, allerlei saubere kleine Gerätschaften und, was vor allem schön anzusehen war, ein seidenes Kleidchen, mit bunten Bändern zierlich ge-

schmückt, hing an einem Gestell so der kleinen Marie vor Augen, daß sie es von allen Seiten betrachten konnte, und das that sie denn auch, indem sie ein Mal über das andre ausrief: „Ach, das schöne, ach, das liebe — liebe Kleidchen! Und das werde ich — ganz gewiß — das werde ich wirklich anziehen dürfen!" — Fritz hatte indessen schon drei- oder viermal, um den Tisch herum galoppierend und trabend, den neuen Fuchs versucht, den er in der That am Tische angezäumt gefunden. Wieder absteigend, meinte er, es sei eine wilde Bestie, das thäte aber nichts, er wolle ihn schon kriegen, und musterte die neue Schwadron Husaren, die sehr prächtig in Rot und Gold gekleidet waren, lauter silberne Waffen trugen und auf solchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben sollen, auch diese seien von purem Silber.

Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeschlagen waren, daß man allerlei sehr schöne Blumen und bunte Menschen, ja auch allerliebste spielende Kinder, so natürlich gemalt, als lebten und sprächen sie wirklich, gleich anschauen konnte — ja, eben wollten die Kinder über diese wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde. Sie wußten, daß nun der Pate Drosselmeier einbescheren würde, und liefen nach dem an der Wand stehenden Tisch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er so lange versteckt gewesen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder! — Auf einem grünen mit bunten Blumen geschmückten Rasenplatz stand ein sehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenstern und goldenen Türmen. Ein Glockenspiel ließ sich hören, Thüren und Fenster gingen auf, und man sah, wie sehr kleine, aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumspazierten. In dem Mittelsaal, der ganz in Feuer zu stehen schien — so viel Lichterchen brannten an silbernen Kronleuchtern — tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenspiel. Ein Herr in einem smaragdenen Mantel sah oft durch ein Fenster, winkte heraus und verschwand wieder, sowie

auch Pate Drosselmeier selbst, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Thür des Schlosses stand und wieder hineinging. Fritz hatte mit auf den Tisch gestemmten Armen das schöne Schloß und die tanzenden und spazierenden Figürchen angesehen; dann sprach er: „Pate Drosselmeier! Laß mich mal hineingehen in dein Schloß!" — Der Obergerichtsrat bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch recht; denn es war thöricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mitsamt seinen goldenen Türmen nicht so hoch war als er selbst. Fritz sah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herren und Damen hin und her spazierten, die Kinder tanzten, der smaragdene Mann zu demselben Fenster heraussah, Pate Drosselmeier vor die Thür trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pate Drosselmeier, nun komm mal zu der andern Thür da drüben heraus!" — „Das geht nicht, liebes Fritzchen", erwiderte der Obergerichtsrat. — „Nun, so laß mal", sprach Fritz weiter, „den grünen Mann, der so oft herausguckt, mit den andern herumspazieren!" — „Das geht auch nicht", erwiderte der Obergerichtsrat aufs neue. — „So sollen die Kinder herunterkommen", rief Fritz; „ich will sie näher besehen." — „Ei, das geht alles nicht", sprach der Obergerichtsrat verdrießlich; „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, muß sie bleiben." — „So—o?" fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht alles nicht? Hör' mal, Pate Drosselmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Husaren, die müssen manövrieren vorwärts, rückwärts, wie ich's haben will, und sind in kein Haus gesperrt." Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Eskadron auf den silbernen Pferden hin und her trottieren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust. Auch Marie hatte sich sachte fortgeschlichen; denn auch sie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schlosse bald

überdrüssig und mochte es, da sie sehr artig und gut war, nur nicht so merken lassen wie Bruder Fritz. Der Obergerichtsrat Drosselmeier sprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: „Für unverständige Kinder ist solch künstliches Werk nicht; ich will nur mein Schloß wieder einpacken." Doch die Mutter trat hinzu und ließ sich den innern Bau und das wunderbare, sehr künstliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung gesetzt wurden. Der Rat nahm alles auseinander und setzte es wieder zusammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden und schenkte den Kindern noch einige schöne braune Männer und Frauen mit goldenen Gesichtern, Händen und Beinen. Sie waren sämtlich aus Thorn[1] und rochen so süß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie sich sehr erfreuten. Schwester Luise hatte, wie es die Mutter gewollt, das schöne Kleid angezogen, welches ihr einbeschert worden, und sah wunderhübsch aus; aber Marie meinte, als sie auch ihr Kleid anziehen sollte, sie möchte es lieber noch ein bißchen so ansehen. Man erlaubte ihr das gern.

Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie sich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstisch trennen, weil sie eben etwas noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Husaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein sehr vortrefflicher kleiner Mann sichtbar geworden, der still und bescheiden dastand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde. Gegen seinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden gewesen; denn abgesehen davon, daß der etwas lange, starke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen passen wollte, so schien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geschmack und Bildung schließen ließ. Er trug nämlich

[1] Die preußische Stadt Thorn war berühmt wegen ihrer Pfefferkuchen.

ein sehr schönes violettglänzendes Husarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpfchen, eben solche Beinkleider und die schönsten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl gar eines Offiziers gekommen sind. Sie saßen an den zierlichen Beinchen so knapp angegossen, als wären sie darauf gemalt. Komisch war es zwar, daß er zu dieser Kleidung sich hinten einen schmalen, unbeholfenen Mantel, der recht aussah wie von Holz, angehängt und ein Bergmannsmützchen aufgesetzt hatte; indessen dachte Marie daran, daß Pate Drosselmeier ja auch einen sehr schlechten Matin[1] umhänge und eine fatale Mütze aufsetze, dabei aber doch ein gar lieber Pate sei. Auch stellte Marie die Betrachtung an, daß Pate Drosselmeier, trüge er sich auch übrigens so zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal so hübsch als er aussehen werde. Indem Marie den netten Mann, den sie auf den ersten Blick liebgewonnen, immer mehr und mehr ansah, da wurde sie erst recht inne, welche Gutmütigkeit auf seinem Gesichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorstehenden Augen sprach nichts als Freundschaft und Wohlwollen. Es stand dem Manne gut, daß sich um sein Kinn ein wohlfrisierter Bart von weißer Baumwolle legte; denn um so mehr konnte man das süße Lächeln des hochroten Mundes bemerken.

„Ach!" rief Marie endlich aus, „ach, lieber Vater, wem gehört denn der allerliebste kleine Mann dort am Baum?" — „Der", antwortete der Vater, „liebes Kind, soll für euch alle tüchtig arbeiten; er soll euch fein die harten Nüsse aufbeißen, und er gehört Luisen ebensogut als dir und dem Fritz." Damit nahm ihn der Vater behutsam vom Tische, und indem er den hölzernen Mantel in die Höhe hob, sperrte das Männlein den Mund weit, weit auf und zeigte zwei Reihen sehr weißer, spitzer Zähnchen. Marie schob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und — knack! — hatte sie der Mann zerbissen, daß die Schalen abfielen und Marie den süßen Kern in die Hand bekam. Nun

[1] Vgl. S 78.

mußte wohl jeder und auch Marie wissen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geschlecht der Nußknacker abstammte und die Profession seiner Vorfahren trieb. Sie jauchzte auf vor Freude; da sprach der Vater: „Da dir, liebe Marie, Freund Nußknacker so sehr gefällt, so sollst du ihn auch besonders hüten und schützen, unerachtet, wie ich gesagt, Luise und Fritz ihn mit ebenso vielem Recht brauchen können als du!“

Marie nahm ihn sogleich in den Arm und ließ ihn Nüsse aufknacken; doch suchte sie die kleinsten aus, damit das Männlein nicht so weit den Mund aufsperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut stand. Luise gesellte sich zu ihr, und auch für sie mußte Freund Nußknacker seine Dienste verrichten, welches er gern zu thun schien, da er immerfort sehr freundlich lächelte. Fritz war unterdessen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er so lustig Nüsse knacken hörte, sprang er hin zu den Schwestern und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüsse essen wollte, von Hand zu Hand ging und gar nicht aufhören konnte mit Auf- und Zuschnappen. Fritz schob immer die größten und härtesten Nüsse hinein; aber mit einem Male ging es — krack — krack — und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und sein ganzes Unterkinn war lose und wacklig. — „Ach, mein armer, lieber Nußknacker!“ schrie Marie laut und nahm ihn dem Fritz aus den Händen. — „Das ist ein einfältiger dummer Bursche“, sprach Fritz. „Will Nußknacker sein und hat kein ordentliches Gebiß — mag wohl auch sein Handwerk gar nicht verstehen. Gib ihn nur her, Marie! Er soll mir Nüsse zerbeißen; verliert er auch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was ist an dem Taugenichts gelegen!“ — „Nein, nein“, rief Marie weinend, „du bekommst ihn nicht, meinen lieben Nußknacker; sieh nur her, wie er mich so wehmütig anschaut und mir sein wundes Mündchen zeigt! Aber du bist ein hartherziger Mensch — du schlägst deine Pferde und läßt wohl gar einen Soldaten totschießen.“ — „Das muß so sein, das ver-

stehst du nicht", rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört ebensogut mir als dir; gib ihn nur her!" — Marie fing an, heftig zu weinen und wickelte den kranken Nußknacker schnell in ihr kleines Taschentuch ein. Die Eltern kamen mit dem Paten Drosselmeier herbei. Dieser nahm zu Mariens Leidwesen Fritzens Partie. Der Vater sagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz gestellt, und da, wie ich sehe, er dessen eben jetzt bedarf, so hat sie volle Macht über ihn, ohne daß jemand drein zu reden hat. Übrigens wundert es mich sehr von Fritzen, daß er von einem im Dienst Erkrankten noch fernere Dienste verlangt. Als guter Militär sollte er doch wohl wissen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied stellt!"

Fritz war sehr beschämt und schlich, ohne sich weiter um Nüsse und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andre Seite des Tisches, wo seine Husaren, nachdem sie gehörige Vorposten ausgestellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren. Marie suchte Nußknackers verlorene Zähnchen zusammen; um das kranke Kinn hatte sie ein hübsches weißes Band, das sie von ihrem Kleidchen abgelöst, gebunden und dann den armen Kleinen, der sehr blaß und erschrocken aussah, noch sorgfältiger als vorher in ihr Tuch eingewickelt. So hielt sie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen und besah die schönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag. Sie wurde, wie es sonst gar nicht ihre Art war, recht böse, als Pate Drosselmeier so sehr lachte und immerfort fragte, wie sie denn mit solch einem grundhäßlichen kleinen Kerl so schön thun könne! — Jener sonderbare Vergleich mit Drosselmeier, den sie anstellte, als der Kleine ihr zuerst in die Augen fiel, kam ihr in den Sinn, und sie sprach sehr ernst: „Wer weiß, lieber Pate, ob du denn, putzest du dich auch so heraus wie mein lieber Nußknacker und hättest du auch solche schöne blanke Stiefelchen an, wer weiß, ob du denn doch so hübsch aussehen würdest als er!" — Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern so laut auflachten, und warum der Obergerichtsrat solch eine rote Nase

bekam und gar nicht so hell mitlachte wie zuvor. Es mochte wohl seine besondere Ursache haben.

Wunderdinge.

Bei Medizinalrats in der Wohnstube, wenn man zur Thür hineintritt, gleich links an der breiten Wand steht ein hoher Glasschrank, in welchem die Kinder all die schönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbeschert worden, aufbewahren. Die Luise war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem sehr geschickten Tischler machen ließ, der so himmelhelle Scheiben einsetzte und überhaupt das Ganze so geschickt einzurichten wußte, daß alles darin sich beinahe blanker und hübscher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im obersten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, standen des Paten Drosselmeier Kunstwerke; gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher; die beiden untersten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen, wie sie wollten; jedoch geschah es immer, daß Marie das unterste Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache darüber seine Truppen Kantonierungsquartiere beziehen ließ.

So war es auch heute gekommen; denn indem Fritz seine Husaren oben aufgestellt, hatte Marie unten Mamsell Trudchen beiseite gelegt, die neue, schön geputzte Puppe in das sehr gut möblierte Zimmer hineingesetzt und sich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen. Sehr gut möbliert war das Zimmer, habe ich gesagt, und das ist auch wahr; denn ich weiß nicht, ob du, meine aufmerksame Zuhörerin Marie, ebenso wie die kleine Stahlbaum — es ist dir schon bekannt worden, daß sie auch Marie heißt — ja, ich meine, ob du ebenso wie diese ein kleines, schön geblümtes Sofa, mehrere allerliebste Stühlchen, einen niedlichen Theetisch, vor allen Dingen aber ein sehr nettes blankes Bettchen besitzest, worin die schönsten Puppen ausruhen. Alles dieses stand in der Ecke des Schranks, dessen Wände hier sogar mit bunten

Bilderchen tapeziert waren, und du kannst dir wohl denken, daß in diesem Zimmer die neue Puppe, welche, wie Marie noch denselben Abend erfuhr, Mamsell Klärchen hieß, sich sehr wohl befinden mußte.

Es war später Abend geworden, ja Mitternacht im Anzuge und Pate Drosselmeier längst fortgegangen, als die Kinder noch gar nicht wegkommen konnten von dem Glasschrank, so sehr auch die Mutter mahnte, daß sie doch endlich nun zu Bette gehen möchten. — „Es ist wahr", rief endlich Fritz, „die armen Kerls (seine Husaren meinend) wollen auch nun Ruhe haben, und solange ich da bin, wagt's keiner, ein bißchen zu nicken, das weiß ich schon!" Damit ging er ab. Marie aber bat gar sehr: „Nur noch ein Weilchen, ein einziges kleines Weilchen laß mich hier, liebe Mutter! Hab' ich ja doch manches zu besorgen, und ist das geschehen, so will ich ja gleich zu Bette gehen." Marie war gar ein frommes, vernünftiges Kind, und so konnte die gute Mutter wohl ohne Sorgen sie noch bei den Spielsachen allein lassen. Damit aber Marie nicht etwa gar zu sehr verlockt werde von der neuen Puppe und den schönen Spielsachen überhaupt, so aber die Lichter vergäße, die rings um den Wandschrank brannten, löschte die Mutter sie sämtlich aus, so daß nur die Lampe, die in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing, ein sanftes anmutiges Licht verbreitete. „Komm bald herein, liebe Marie! sonst kannst du ja morgen nicht zu rechter Zeit aufstehen", rief die Mutter, indem sie sich in das Schlafzimmer entfernte.

Sobald sich Marie allein befand, schritt sie schnell dazu, was ihr zu thun recht auf dem Herzen lag, und was sie doch nicht, selbst wußte sie nicht warum, der Mutter zu entdecken vermochte. Noch immer hatte sie den kranken Nußknacker eingewickelt in ihr Taschentuch auf dem Arm getragen. Jetzt legte sie ihn behutsam auf den Tisch, wickelte leise das Tuch ab und sah nach den Wunden. Nußknacker war sehr bleich, aber dabei lächelte er so sehr wehmütig freundlich, daß es Marien recht

durch das Herz ging. „Ach, Nußknackerchen", sprach sie sehr leise, „sei nur nicht böse, daß Bruder Fritz dir so wehe gethan hat; er hat es auch nicht so schlimm gemeint, er ist nur ein bißchen hartherzig geworden durch das wilde Soldatenwesen, aber sonst ein recht guter Junge; das kann ich dich versichern! Nun will ich dich aber auch recht sorglich so lange pflegen, bis du wieder ganz gesund und fröhlich geworden; dir deine Zähnchen recht fest einsetzen, dir die Schultern einrenken, das soll Pate Drosselmeier, der sich auf solche Dinge versteht."

Aber nicht ausreden konnte Marie, denn indem sie den Namen Drosselmeier nannte, machte Freund Nußknacker ein ganz verdammt schiefes Maul, und aus seinen Augen fuhr es heraus wie grünfunkelnde Stacheln. In dem Augenblick aber, daß Marie sich recht entsetzen wollte, war es ja wieder des ehrlichen Nußknackers wehmütig lächelndes Gesicht, welches sie anblickte, und sie wußte nun wohl, daß der von der Zugluft berührte, schnell auflodernde Strahl der Lampe im Zimmer Nußknackers Gesicht so entstellt hatte. „Bin ich nicht ein thöricht Mädchen, daß ich so leicht erschrecke, so daß ich sogar glaube, das Holzpüppchen da könne mir Gesichter schneiden! Aber lieb ist mir doch Nußknacker gar zu sehr, weil er so komisch ist, und doch so gutmütig, und darum muß er gepflegt werden, wie sich's gehört!" Damit nahm Marie den Freund Nußknacker in den Arm, näherte sich dem Glasschrank, kauerte vor demselben und sprach also zur neuen Puppe: „Ich bitte dich recht sehr, Mamsell Klärchen, tritt dein Bettchen dem kranken wunden Nußknacker ab und behelfe dich, so gut wie es geht, mit dem Sofa! Bedenke, daß du sehr gesund und recht bei Kräften bist — denn sonst würdest du nicht solche dicke, dunkelrote Backen haben — und daß sehr wenige der allerschönsten Puppen solche weiche Sofas besitzen!"

Mamsell Klärchen sah in vollem glänzenden Weihnachtsputz sehr vornehm und verdrießlich aus und sagte nicht „Muck!" — „Was mache ich aber auch für Umstände", sprach Marie,

nahm das Bette hervor, legte sehr leise und sanft Nußknackerchen hinein, wickelte noch ein gar schönes Bändchen, das sie sonst um den Leib getragen, um die wunden Schultern und bedeckte ihn bis unter die Nase. „Bei der unartigen Kläre darf er aber nicht bleiben“, sprach sie weiter und hob das Bettchen samt dem darin liegenden Nußknacker heraus in das obere Fach, so daß es dicht neben dem schönen Dorf zu stehen kam, wo Fritzens Husaren kantonierten. Sie verschloß den Schrank und wollte ins Schlafzimmer, da — horcht auf, Kinder! — da fing es an, leise — leise zu wispern und zu flüstern und zu rascheln ringsherum, hinter dem Ofen, hinter den Stühlen, hinter den Schränken. — Die Wanduhr schnurrte dazwischen lauter und lauter, aber sie konnte nicht schlagen. Marie blickte hin; da hatte die große vergoldete Eule, die darauf saß, ihre Flügel herabgesenkt, so daß sie die ganze Uhr überdeckten, und den häßlichen Katzenkopf mit krummem Schnabel weit vorgestreckt. Und stärker schnurrte es mit vernehmlichen Worten: Uhr, Uhre, Uhre, Uhren, müßt alle nur leise schnurren — leise schnurren. — Mausekönig hat ja wohl ein feines Ohr — purr, purr — pum, pum! singt nur, singt ihm altes Liedlein vor! — Purr, purr — pum, pum! schlag an, Glöcklein, schlag an, bald ist es um ihn gethan! Und pum, pum! ging es ganz dumpf und heiser zwölfmal.

Marien fing an, sehr zu grauen, und entsetzt wäre sie beinahe davongelaufen, als sie Pate Drosselmeier erblickte, der statt der Eule auf der Wanduhr saß und seine gelben Rockschöße von beiden Seiten wie Flügel herabgehängt hatte; aber sie ermannte sich und rief laut und weinerlich: „Pate Drosselmeier, Pate Drosselmeier, was willst du da oben? Komm herunter zu mir und erschrecke mich nicht so, du böser Pate Drosselmeier!“ — Aber da ging ein tolles Kichern und Gepfeife los rundumher, und bald trottierte und lief es hinter den Wänden wie mit tausend kleinen Füßchen, und tausend kleine Lichterchen blickten aus den Ritzen der Dielen. Aber nicht Lichterchen waren es, nein, kleine funkelnde Augen, und Marie wurde gewahr, daß überall

Mäuse hervorguckten und sich hervorarbeiteten. Bald ging es trott — trott — hopp, hopp! in der Stube umher — immer lichtere und dichtere Haufen Mäuse galoppierten hin und her und stellten sich endlich in Reihe und Glied, so wie Fritz seine Soldaten zu stellen pflegte, wenn es zur Schlacht gehen sollte.

Das kam nun Marien sehr possierlich vor, und da sie nicht wie manche andre Kinder einen natürlichen Abscheu gegen Mäuse hatte, wollte ihr eben alles Grauen vergehen, als es mit einemmal so entsetzlich und so schneidend zu pfeifen begann, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief. — Ach, was erblickte sie jetzt! — Nein, wahrhaftig, geehrter Leser Fritz, ich weiß, daß ebensogut wie dem weisen und mutigen Feldherrn Fritz Stahlbaum dir das Herz auf dem rechten Flecke sitzt; aber hättest du das gesehen, was Marien jetzt vor Augen kam, wahrhaftig, du wärst davongelaufen; ich glaube sogar, du wärst schnell ins Bette gesprungen und hättest die Decke viel weiter über die Ohren gezogen, als gerade nötig. — Ach, das konnte die arme Marie ja nicht einmal thun, denn — hört nur, Kinder! — dicht vor ihren Füßen sprühte es, wie von unterirdischer Gewalt getrieben, Sand und Kalk und zerbröckelte Mauersteine hervor, und sieben Mauseköpfe mit sieben hellfunkelnden Kronen erhoben sich recht gräßlich zischend und pfeifend aus dem Boden. Bald arbeitete sich auch der Mausekörper, an dessen Hals die sieben Köpfe angewachsen waren, vollends hervor, und der großen mit sieben Diademen geschmückten Maus jauchzte in vollem Chorus dreimal laut aufquiekend das ganze Heer entgegen, das sich nun auf einmal in Bewegung setzte und hott, hott — trott, trott! ging es — ach, geradezu auf den Schrank — geradezu auf Marien los, die noch dicht an der Glasthür des Schrankes stand.

Vor Angst und Grauen hatte Marien das Herz schon so gepocht, daß sie glaubte, es müsse nun gleich aus der Brust herausspringen, und dann müßte sie sterben; aber nun war es ihr, als stehe ihr das Blut in den Adern still. Halb ohnmächtig wankte sie zurück; da ging es klirr, klirr — prr! und in Scher-

ben fiel die Glasscheibe des Schranks herab, die sie mit dem Ellbogen eingestoßen. Sie fühlte wohl in dem Augenblick einen recht stechenden Schmerz am linken Arm; aber es war ihr auch plötzlich viel leichter ums Herz: sie hörte kein Quieken und Pfeifen mehr; es war alles ganz still geworden, und obschon sie nicht hinblicken mochte, glaubte sie doch, die Mäuse wären von dem Klirren der Scheibe erschreckt wieder abgezogen in ihre Löcher.

Aber was war denn das wieder? — Dicht hinter Marien fing es an im Schrank auf seltsame Weise zu rumoren und ganz feine Stimmchen fingen an: „Aufgewacht — aufgewacht — woll'n zur Schlacht — noch diese Nacht — aufgewacht — auf zur Schlacht!" — Und dabei klingelte es mit harmonischen Glöcklein gar hübsch und anmutig. „Ach, das ist ja mein kleines Glockenspiel!" rief Marie freudig und sprang schnell zur Seite. Da sah sie, wie es im Schrank gar sonderbar leuchtete und herumwirtschaftete und hantierte. Es waren mehrere Puppen, die durcheinander liefen und mit den kleinen Armen herumfochten.

Mit einemmal erhob sich jetzt Nußknacker, warf die Decke weit von sich und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem er laut rief: „Knack — knack — knack — dummes Mausepack — dummer toller Schnack — Mausepack — knack — knack — Mausepack — krick und krack — wahrer Schnack!" Und damit zog er sein kleines Schwert und schwang es in den Lüften und rief: „Ihr, meine lieben Vasallen, Freunde und Brüder, wollt ihr mir beistehen im harten Kampf?" — Sogleich schrieen heftig drei Skaramuze, ein Pantalon[1], vier Schornsteinfeger, zwei Zitherspielmänner und ein Tambour: „Ja, Herr — wir hängen Euch an in standhafter Treue — mit Euch ziehen wir in Tod, Sieg und Kampf!" und stürzten sich nach dem begeisterten Nußknacker, der den gefährlichen Sprung wagte, vom

[1] Skaramuz wie Pantalon waren komische Charaktermasken der älteren italienischen Komödie. Ersterer, der in schwarzer spanischer Hoftracht erschien und den Aufschneider vorstellte, wurde gewöhnlich am Schlusse der Stücke von seinem lustigen Genossen durchgeprügelt, dessen mit den Strümpfen in eins verlaufende Beinkleider ihm seinen eigentümlichen Namen verschafften.

obern Fach herab. Ja, jene hatten gut sich herabstürzen; denn nicht allein, daß sie reiche Kleider von Tuch und Seide trugen, so war inwendig im Leibe auch nicht viel anders als Baumwolle und Häcksel; daher plumpten sie auch herab wie Wollsäckchen. Aber der arme Nußknacker, der hätte gewiß Arm und Beine gebrochen; denn, denkt euch, es war beinahe zwei Fuß hoch vom Fache, wo er stand, bis zum untersten, und sein Körper war so spröde, als sei er geradezu aus Lindenholz geschnitzt. Ja, Nußknacker hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, wäre im Augenblick, als er sprang, nicht auch Mamsell Klärchen schnell vom Sofa aufgesprungen und hätte den Helden mit dem gezogenen Schwert in ihren weichen Armen aufgefangen. „Ach, du liebes, gutes Klärchen", schluchzte Marie, „wie habe ich dich verkannt! Gewiß gabst du Freund Nußknackern dein Bettchen recht gerne her." Doch Mamsell Klärchen sprach jetzt, indem sie den jungen Helden sanft an ihre seidene Brust drückte: „Wollet Euch, o Herr, krank und wund, wie Ihr seid, doch nicht in Kampf und Gefahr begeben! Seht, wie Eure tapfern Vasallen kampflustig und des Sieges gewiß sich sammeln! Skaramuz, Pantalon, Schornsteinfeger, Zitherspielmann und Tambour sind schon unten, und die Devisenfiguren in meinem Fache rühren und regen sich merklich. Wollet, o Herr, in meinen Armen ausruhen oder von meinem Federhut herab Euren Sieg anschaun!" So sprach Klärchen; doch Nußknacker that ganz ungebärdig und strampelte so sehr mit den Beinen, daß Klärchen ihn schnell herab auf den Boden setzen mußte. In dem Augenblick ließ er sich aber sehr artig auf ein Knie nieder und lispelte: „O Dame, stets werd' ich Eurer mir bewiesenen Gnade und Huld gedenken in Kampf und Streit!" Da bückte sich Klärchen so tief herab, daß sie ihn beim Ärmchen ergreifen konnte, hob ihn sanft auf, löste schnell ihren mit vielen Flittern gezierten Leibgürtel los und wollte ihn dem Kleinen umhängen; doch der wich zwei Schritte zurück, legte die Hand auf die Brust und sprach sehr feierlich: „Nicht so wollet, 'o Dame, Eure Gunst an mir ver-

schwenden; denn" — er stockte, seufzte tief auf, riß dann schnell das Bändchen, womit ihn Marie verbunden hatte, von den Schultern, drückte es an die Lippen, hing es wie eine Feldbinde um und sprang, das blank gezogene Schwertlein mutig schwenkend, schnell und behende wie ein Vögelchen über die Leiste des Schranks auf den Fußboden.

Ihr merkt wohl, höchst geneigte und sehr vortreffliche Zuhörer, daß Nußknacker schon früher, als er wirklich lebendig worden, alles Liebe und Gute, was ihm Marie erzeigte, recht deutlich fühlte, und daß er nur deshalb, weil er Marien so gar gut worden, auch nicht einmal ein Band von Mamsell Klärchen annehmen und tragen wollte, unerachtet es sehr glänzte und sehr hübsch aussah. Der treue gute Nußknacker putzte sich lieber mit Mariens schlichtem Bändchen.

Aber wie wird es nun weiter werden? — Sowie Nußknacker herabspringt, geht auch das Quieken und Piepen wieder los. Ach, unter dem großen Tische halten ja die fatalen Rotten unzähliger Mäuse, und über alle ragt die abscheuliche Maus mit den sieben Köpfen hervor! — Wie wird das nun werden?

Die Schlacht.

„Schlagt den Generalmarsch, getreuer Vasalle Tambour!" schrie Nußknacker sehr laut, und sogleich fing der Tambour an, auf die künstlichste Weise zu wirbeln, daß die Fenster des Glasschranks zitterten und dröhnten. Nun krackte und klapperte es drinnen, und Marie wurde gewahr, daß die Deckel sämtlicher Schachteln, worin Fritzens Armee einquartiert war, mit Gewalt auf- und die Soldaten heraus und herab ins unterste Fach sprangen, dort sich aber in blanken Rotten sammelten. Nußknacker lief auf und nieder, begeisterte Worte zu den Truppen sprechend. „Kein Hund von Trompeter regt und rührt sich!" schrie Nußknacker erbost, wandte sich aber dann schnell zum Pantalon, der, etwas blaß geworden, mit dem langen Kinn sehr

wackelte, und sprach feierlich: „General, ich kenne Ihren Mut und Ihre Erfahrung; hier gilt's schnellen Überblick und Benutzung des Moments — ich vertraue Ihnen das Kommando sämtlicher Kavallerie und Artillerie an — ein Pferd brauchen Sie nicht, Sie haben sehr lange Beine und galoppieren damit leidlich. — Thun Sie jetzt, was Ihres Berufs ist!" Sogleich drückte Pantalon die dürren langen Fingerchen an den Mund und krähte so durchdringend, daß es klang, als würden hundert helle Trompetlein lustig geblasen. Da ging es im Schrank an ein Wiehern und Stampfen, und siehe, Fritzens Kürassiere und Dragoner, vor allen Dingen aber die neuen glänzenden Husaren rückten aus und hielten bald unten auf dem Fußboden. Nun defilierte Regiment auf Regiment mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel bei Nußknacker vorüber und stellte sich in breiter Reihe quer über den Boden des Zimmers. Aber vor ihnen her fuhren rasselnd Fritzens Kanonen auf, von den Kanonieren umgeben, und bald ging es bum — bum, und Marie sah, wie die Zuckererbsen einschlugen in den dicken Haufen der Mäuse, die davon ganz weiß überpudert wurden und sich sehr schämten. Vorzüglich that ihnen aber eine schwere Batterie viel Schaden, die auf Mamas Fußbank aufgefahren war und pum — pum — pum, immer hintereinander fort Pfeffernüsse unter die Mäuse schoß, wovon sie umfielen.

Die Mäuse kamen aber doch immer näher und überrannten sogar einige Kanonen; aber da ging es prr — prr — prr, und vor Rauch und Staub konnte Marie kaum sehen, was nun geschah. Doch so viel war gewiß, daß jedes Korps sich mit der höchsten Erbitterung schlug und der Sieg lange hin und her schwankte. Die Mäuse entwickelten immer mehr und mehr Massen, und ihre kleinen silbernen Pillen, die sie sehr geschickt zu schleudern wußten, schlugen schon bis in den Glasschrank hinein. Verzweiflungsvoll liefen Klärchen und Trudchen umher und rangen sich die Händchen wund. „Soll ich in meiner blühendsten Jugend sterben — ich, die schönste der Puppen?"

schrie Klärchen. — „Hab' ich darum mich so gut konserviert, um hier in meinen vier Wänden umzukommen?“ rief Trudchen. Dann fielen sie sich um den Hals und heulten so sehr, daß man es trotz des tollen Lärms doch hören konnte. Denn von dem Spektakel, der nun losging, habt ihr kaum einen Begriff, werte Zuhörer. — Das ging prr — prr — puff — piff — schnetterdeng — schnetterdeng — bum — burum — bum — burum — bum — durcheinander, und dabei quiekten und schrieen Mauskönig und Mäuse, und dann hörte man wieder des Nußknackers gewaltige Stimme, wie er nützliche Befehle austeilte, und sah ihn, wie er über die im Feuer stehenden Bataillone hinwegschritt!

Pantalon hatte einige sehr glänzende Kavallerieangriffe gemacht und sich mit Ruhm bedeckt; aber Fritzens Husaren wurden von der Mäuseartillerie mit häßlichen, übelriechenden Kugeln beworfen, die ganz fatale Flecke in ihren roten Wämsern machten, weshalb sie nicht recht vor wollten. Pantalon ließ sie links abschwenken, und in der Begeisterung des Kommandierens machte er es ebenso und seine Kürassiere und Dragoner auch, das heißt, sie schwenkten alle links ab und gingen nach Hause. Dadurch geriet die auf der Fußbank postierte Batterie in Gefahr, und es dauerte auch gar nicht lange, so kam ein dicker Haufe sehr häßlicher Mäuse und rannte so stark an, daß die ganze Fußbank mitsamt den Kanonieren und Kanonen umfiel. Nußknacker schien sehr bestürzt und befahl, daß der rechte Flügel eine rückgängige Bewegung machen solle.

Du weißt, o mein kriegserfahrener Zuhörer Fritz, daß eine solche Bewegung machen beinahe so viel heißt als davonlaufen, und betrauerst mit mir schon jetzt das Unglück, was über die Armee des kleinen, von Marie geliebten Nußknackers kommen sollte. — Wende jedoch dein Auge von diesem Unheil ab und beschaue den linken Flügel der nußknackerischen Armee, wo alles noch sehr gut steht und für Feldherrn und Armee viel zu hoffen ist. Während des hitzigsten Gefechts waren leise, leise Mäusekavalleriemassen unter der Kommode herausdebouchiert und

hatten sich unter lautem gräßlichen Gequiek mit Wut auf den linken Flügel der nußknackerischen Armee geworfen; aber welchen Widerstand fanden sie da! — Langsam, wie es die Schwierigkeit des Terrains nur erlaubte, da die Leiste des Schranks zu passieren, war das Devisenkorps unter der Anführung zweier chinesischer Kaiser vorgerückt und hatte sich en quarré plein[1] formiert.

Diese wackern, sehr bunten und herrlichen Truppen, die aus vielen Gärtnern, Tirolern, Tungusen, Friseurs, Harlekins, Kupidos, Löwen, Tigern, Meerkatzen und Affen bestanden, fochten mit Fassung, Mut und Ausdauer. Mit spartanischer Tapferkeit hätte dies Bataillon von Eliten dem Feinde den Sieg entrissen, wenn nicht ein verwegener feindlicher Rittmeister, tollkühn vordringend, einem der chinesischen Kaiser den Kopf abgebissen und dieser im Fallen zwei Tungusen und eine Meerkatze erschlagen hätte. Dadurch entstand eine Lücke, durch die der Feind eindrang, und bald war das ganze Bataillon zerbissen. Doch wenig Vorteil hatte der Feind von dieser Unthat. Sowie ein Mäusekavallerist mordlustig einen der tapfern Gegner mittendurch zerbiß, bekam er einen kleinen gedruckten Zettel in den Hals, wovon er augenblicklich starb. — Half dies aber wohl auch der nußknackerischen Armee, die, einmal rückgängig geworden, immer rückgängiger wurde und immer mehr Leute verlor, so daß der unglückliche Nußknacker nur mit einem gar kleinen Häufchen dicht vor dem Glasschranke hielt? „Die Reserve soll heran! — Pantalon — Skaramuz — Tambour — wo seid ihr?“ so schrie Nußknacker, der noch auf neue Truppen hoffte, die sich aus dem Glasschrank entwickeln sollten. Es kamen auch wirklich einige braune Männer und Frauen aus Thorn mit goldenen Gesichtern, Hüten und Helmen heran; die fochten aber so ungeschickt um sich herum, daß sie keinen der Feinde trafen und bald ihrem Feldherrn Nußknacker selbst die Mütze vom Kopfe

---

[1] In voller Viereckform. Je nach der Größe des im Innern vorhandenen leeren Raums unterschied man volle und hohle Karrees.

heruntergefochten hätten. Die feindlichen Chasseurs bissen ihnen auch bald die Beine ab, so daß sie umstülpten und noch dazu einige von Nußknackers Waffenbrüdern erschlugen.

Nun war Nußknacker, vom Feinde dicht umringt, in der höchsten Angst und Not. Er wollte über die Leiste des Schranks springen; aber die Beine waren zu kurz. Klärchen und Trudchen lagen in Ohnmacht, sie konnten ihm nicht helfen; — Husaren — Dragoner sprangen lustig bei ihm vorbei und hinein. Da schrie er auf in heller Verzweiflung: „Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd!" — In dem Augenblick packten ihn zwei feindliche Tirailleurs bei dem hölzernen Mantel, und im Triumph aus sieben Kehlen aufquiekend sprengte Mausekönig heran. Marie wußte sich nicht mehr zu fassen. „O mein armer Nußknacker!" so rief sie schluchzend, faßte, ohne sich deutlich ihres Thuns bewußt zu sein, nach ihrem linken Schuh und warf ihn mit Gewalt in den dicksten Haufen der Mäuse hinein auf ihren König. In dem Augenblick schien alles verstoben und verflogen; aber Marie empfand am linken Arm einen noch stechenderen Schmerz als vorher und sank ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Krankheit.

Als Marie wie aus tiefem Todesschlaf erwachte, lag sie in ihrem Bettchen, und die Sonne schien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenster in das Zimmer herein. Dicht neben ihr saß ein fremder Mann, den sie aber bald für den Chirurgus Wendelstern erkannte. Der sprach leise: „Nun ist sie aufgewacht!" Da kam die Mutter herbei und sah sie mit recht ängstlich forschenden Blicken an. „Ach, liebe Mutter", lispelte die kleine Marie, „sind denn nun die häßlichen Mäuse alle fort, und ist denn der gute Nußknacker gerettet?" — „Sprich nicht solch albernes Zeug, liebe Marie!" erwiderte die Mutter; „was haben die Mäuse mit dem Nußknacker zu thun? Aber du böses Kind hast uns allen recht viel Angst und Sorge gemacht. Das kommt

davon her, wenn die Kinder eigenwillig sind und den Eltern nicht folgen. Du spieltest gestern bis in die tiefe Nacht hinein mit deinen Puppen. Du wurdest schläfrig, und mag es sein, daß ein hervorspringendes Mäuschen, deren es doch sonst hier nicht gibt, dich erschreckt hat; genug, du stießest mit dem Arm eine Glasscheibe des Schranks ein und schnittest dich so sehr in den Arm, daß Herr Wendelstern, der dir eben die noch in den Wunden steckenden Glasscherbchen herausgenommen hat, meint, du hättest, zerschnitt das Glas eine Ader, einen steifen Arm behalten oder dich gar verbluten können. Gott sei gedankt, daß ich, um Mitternacht erwachend und dich noch so spät vermissend, aufstand und in die Wohnstube ging! Da lagst du dicht neben dem Glasschrank ohnmächtig auf der Erde und blutetest sehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagst du nun, und um dich her zerstreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andre Puppen, zerbrochene Devisen, Pfefferkuchenmänner; Nußknacker lag aber auf deinem blutenden Arme und nicht weit von dir dein linker Schuh."

„Ach, Mütterchen, Mütterchen!" fiel Marie ein, „sehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwischen den Puppen und Mäusen, und nur darüber bin ich so sehr erschrocken, als die Mäuse den armen Nußknacker, der die Puppenarmee kommandierte, gefangen nehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuse, und dann weiß ich weiter nicht, was vorgegangen."

Der Chirurgus Wendelstern winkte der Mutter mit den Augen, und diese sprach sehr sanft zu Marien: „Laß es nur gut sein, mein liebes Kind! Beruhige dich, die Mäuse sind alle fort, und Nußknackerchen steht gesund und lustig im Glasschrank." Nun trat der Medizinalrat ins Zimmer und sprach lange mit dem Chirurgus Wendelstern; dann fühlte er Mariens Puls, und sie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war. Sie mußte im Bette bleiben und Arznei nehmen, und so dauerte es einige Tage, wiewohl sie außer einigem Schmerz am Arm

sich eben nicht krank und unbehaglich fühlte. Sie wußte, daß Nußknackerchen gesund aus der Schlacht sich gerettet hatte, und es kam ihr manchmal wie im Traume vor, daß er ganz vernehmlich, wiewohl mit sehr wehmütiger Stimme, sprach: „Marie, teuerste Dame! Ihnen verdanke ich viel; doch noch mehr können Sie für mich thun." Marie dachte vergebens darüber nach, was das wohl sein könnte; es fiel ihr durchaus nicht ein.

Spielen konnte Marie gar nicht recht wegen des wunden Arms, und wollte sie lesen oder in den Bilderbüchern blättern, so flimmerte es ihr seltsam vor den Augen, und sie mußte davon ablassen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und sie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter sich an ihr Bett setzte und ihr sehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geschichte vom Prinzen Fakardin[1] vollendet, als die Thüre aufging und der Pate Drosselmeier mit den Worten hereintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal selbst sehen, wie es mit der kranken und wunden Marie steht." Sowie Marie den Paten Drosselmeier in seinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuse verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkürlich rief sie laut dem Obergerichtsrat entgegen: „O, Pate Drosselmeier, du bist recht häßlich gewesen; ich habe dich wohl gesehen, wie du auf der Uhr saßest und sie mit deinen Flügeln bedecktest, daß sie nicht laut schlagen sollte, weil sonst die Mäuse verscheucht worden wären; ich habe es wohl gehört, wie du dem Mausekönig riefest! — Warum kamst du dem Nußknacker, warum kamst du mir nicht zu Hülfe, du häßlicher Pate Drosselmeier! Bist du denn nicht allein schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß?" — Die Mutter fragte ganz erschrocken: „Was ist dir denn, liebe Marie?" Aber der Pate Drosselmeier schnitt sehr seltsame

[1] Vielleicht ist an das unglückliche Schicksal des Drusenemirs Fakhr-Eddin, bekannt unter dem Namen Facardin, zu denken, der im 17. Jahrhundert der Eifersucht des Sultans Amurath IV. erlag.

Gesichter und sprach mit schnarrender, eintöniger Stimme: „Perpendikel mußte schnurren; — picken — wollte sich nicht schicken; — Uhren — Uhren — Uhrenperpendikel — müssen schnurren, — leise schnurren, — schlagen Glocken laut kling klang — hink und honk und honk und hank — Puppenmädchen, sei nicht bang! — schlagen Glöcklein — ist geschlagen — Mausekönig fortzujagen — kommt die Eul' im schnellen Flug — pak und pik und pik und puk — Glöcklein bim bim — Uhren schnurr schnurr! — Perpendikel müssen schnurren; — picken — wollte sich nicht schicken; — schnarr und schnurr und pirr und purr!"

Marie sah den Paten Drosselmeier starr mit großen Augen an, weil er ganz anders und noch viel häßlicher aussah als sonst und mit dem rechten Arm hin und her schlug, als würd' er gleich einer Drahtpuppe gezogen. Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Paten, wenn die Mutter nicht zugegen gewesen wäre, und wenn nicht endlich Fritz, der sich unterdessen hereingeschlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte. — „Ei, Pate Drosselmeier", rief Fritz, „du bist heute wieder auch gar zu possierlich; du gebärdest dich ja wie mein Hampelmann, den ich längst hinter den Ofen geworfen." Die Mutter blieb sehr ernsthaft und sprach: „Lieber Herr Obergerichtsrat, das ist ja ein recht seltsamer Spaß; was meinen Sie denn eigentlich?" — „Mein Himmel!" erwiderte Drosselmeier lachend, „kennen Sie denn nicht mehr mein hübsches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich immer zu singen bei solchen Patienten wie Marie." Damit setzte er sich schnell dicht an Mariens Bette und sprach: „Sei nur nicht böse, daß ich nicht gleich dem Mausekönig alle vierzehn Augen ausgehackt; aber es konnte nicht sein. Ich will dir auch statt dessen eine rechte Freude machen."

Der Obergerichtsrat langte mit diesen Worten in die Tasche, und was er nun leise, leise hervorzog, war — der Nußknacker, dem er sehr geschickt die verlorenen Zähnchen fest eingesetzt und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte. Marie jauchzte laut auf vor Freude; aber die Mutter sagte lächelnd: „Siehst du

nun wohl, wie gut es Pate Drosselmeier mit deinem Nußknacker meint?" — „Du mußt es aber doch eingestehen, Marie", unterbrach der Obergerichtsrat die Medizinalrätin, „daß Nußknacker nicht eben zum besten gewachsen und sein Gesicht nicht eben schön zu nennen ist. Wie sothane Häßlichkeit in seine Familie gekommen und vererbt worden ist, das will ich dir wohl erzählen, wenn du es anhören willst. Oder weißt du vielleicht schon die Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Hexe Mauserinks und dem künstlichen Uhrmacher?" — „Hör' mal", fiel hier Fritz unversehens ein, „Pate Drosselmeier, die Zähne hast du dem Nußknacker richtig eingesetzt, und der Kinnbacken ist auch nicht mehr so wackelig; aber warum fehlt ihm das Schwert, warum hast du ihm kein Schwert umgehängt?" — „Ei", erwiderte der Obergerichtsrat ganz unwillig, „du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! — Was geht mich Nußknackers Schwert an? Ich habe ihn am Leibe kuriert, mag er sich nun selbst ein Schwert schaffen, wie er will!" — „Das ist wahr", rief Fritz, „ist's ein tüchtiger Kerl, so wird er schon Waffen zu finden wissen." — „Also, Marie", fuhr der Obergerichtsrat fort, „sage mir, ob du die Geschichte weißt von der Prinzessin Pirlipat!" — „Ach nein", erwiderte Marie, „erzähle, lieber Pate Drosselmeier, erzähle!" — „Ich hoffe", sprach die Medizinalrätin, „lieber Herr Obergerichtsrat, daß Ihre Geschichte nicht so graulich sein wird, wie gewöhnlich alles ist, was Sie erzählen?" — „Mit nichten, teuerste Frau Medizinalrätin!" erwiderte Drosselmeier; „im Gegenteil ist das gar spaßhaft, was ich vorzutragen die Ehre haben werde." — „Erzähle, o erzähle, lieber Pate!" so riefen die Kinder, und der Obergerichtsrat fing also an:

Das Märchen von der harten Nuß.

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, mithin eine Königin, und Pirlipat selbst in demselben Augenblick, als sie geboren wurde, eine geborene Prinzessin. Der König war außer

sich vor Freude über das schöne Töchterchen, das in der Wiege lag; er jubelte laut auf, er tanzte und schwenkte sich auf einem Beine und schrie einmal über das andre: „Heisa! — hat man was Schöneres jemals gesehen als mein Pirlipatchen?“ — Aber alle Minister, Generale und Präsidenten und Stabsoffiziere sprangen wie der Landesvater auf einem Beine herum und schrieen sehr: „Nein, niemals!“ Zu leugnen war es aber auch in der That gar nicht, daß wohl, solange die Welt steht, kein schöneres Kind geboren wurde als eben Prinzessin Pirlipat. Ihr Gesichtchen war wie von zarten, lilienweißen und rosenroten Seidenflocken gewebt, die Äugelein lebendige funkelnde Azure, und es stand hübsch, daß die Löckchen sich in lauter glänzenden Goldfaden kräuselten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit sie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, als er die Lineamente näher untersuchen wollte, so daß er laut aufschrie: „O jemine!“ Andre behaupten, er habe „Au weh!“ geschrieen; die Stimmen sind noch heutzutage darüber sehr geteilt. Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geist, Gemüt und Verstand in Pirlipats kleinem engelschönen Körperchen wohne.

Wie gesagt, alles war vergnügt; nur die Königin war sehr ängstlich und unruhig, niemand wußte warum. Vorzüglich fiel es auf, daß sie Pirlipats Wiege so sorglich bewachen ließ. Außerdem, daß die Thüren von Trabanten besetzt waren, mußten — die beiden Wärterinnen dicht an der Wiege abgerechnet — noch sechs andre Nacht für Nacht ringsumher in der Stube sitzen. Was aber ganz närrisch schien und was niemand begreifen konnte: jede dieser sechs Wärterinnen mußte einen Kater auf den Schoß nehmen und ihn die ganze Nacht streicheln, daß er immerfort zu spinnen genötigt wurde. Es ist unmöglich, daß ihr, liebe Kinder, erraten könnt, warum Pirlipats Mutter all diese Anstalten machte; ich weiß es aber und will es euch gleich sagen.

Es begab sich, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und sehr angenehme Prinzen versammelt waren, weshalb es denn sehr glänzend herging und viel Ritterspiele, Komödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König, um recht zu zeigen, daß es ihm an Gold und Silber gar nicht mangle, wollte nun einmal einen recht tüchtigen Griff in den Kronschatz thun und was Ordentliches daraufgehen lassen. Er ordnete daher, zumal er von dem Oberhofküchenmeister insgeheim erfahren, daß der Hofastronom die Zeit des Einschlachtens angekündigt, einen großen Wurstschmaus an, warf sich in den Wagen und lud selbst sämtliche Könige und Prinzen — nur auf einen Löffel Suppe ein, um sich der Überraschung mit dem Köstlichen zu erfreuen. Nun sprach er sehr freundlich zur Frau Königin: „Dir ist ja schon bekannt, Liebchen, wie ich die Würste gern habe.“ — Die Königin wußte schon, was er damit sagen wollte; es hieß nämlich nichts andres, als sie selbst solle sich, wie sie auch sonst schon gethan, dem sehr nützlichen Geschäft des Wurstmachens unterziehen. Der Oberschatzmeister mußte sogleich den großen goldenen Wurstkessel und die silbernen Kasserollen zur Küche abliefern, es wurde ein großes Feuer von Sandelholz angemacht; die Königin band ihre damastene Küchenschürze um, und bald dampften aus dem Kessel die süßen Wohlgerüche der Wurstsuppe. Bis in den Staatsrat drang der anmutige Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte sich nicht halten. „Mit Erlaubnis, meine Herren!“ rief er, sprang schnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldenen Zepter in dem Kessel und kehrte dann beruhigt in den Staatsrat zurück.

Eben war nun der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geschnitten und auf silbernen Rosten geröstet werden sollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geschäft aus treuer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte. Allein sowie der Speck zu braten anfing, ließ sich ein ganz feines, wisperndes Stimmchen

vernehmen: „Von dem Brätlein gib mir auch, Schwester! — will auch schmausen, bin ja auch Königin, — gib mir von dem Brätlein!" — Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauserinks war, die also sprach. Frau Mauserinks wohnte schon seit vielen Jahren in des Königs Palast. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt und selbst Königin in dem Reiche Mausolien zu sein; deshalb hatte sie auch eine große Hofhaltung unter dem Herde. Die Königin war eine gute, mildthätige Frau; wollte sie daher auch sonst Frau Mauserinks nicht gerade als Königin und als ihre Schwester anerkennen, so gönnte sie ihr doch von Herzen an dem festlichen Tage die Schmauserei und rief: „Kommt nur hervor, Frau Mauserinks! Ihr möget immerhin von meinem Speck genießen." Da kam auch Frau Mauserinks sehr schnell und lustig hervorgehüpft, sprang auf den Herd und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem andern, das ihr die Königin hinlangte. Aber nun kamen alle Gevattern und Muhmen der Frau Mauserinks hervorgesprungen, und auch sogar ihre sieben Söhne, recht unartige Schlingel; die machten sich über den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erschrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeisterin dazu und verjagte die zudringlichen Gäste, so daß noch etwas Speck übrigblieb, welcher nach Anweisung des herbeigerufenen Hofmathematikers sehr künstlich auf alle Würste verteilt wurde.

Pauken und Trompeten erschallten; alle anwesenden Potentaten und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Teil auf weißen Zeltern, zum Teil in kristallenen Kutschen zum Wurstschmause. Der König empfing sie mit herzlicher Freundlichkeit und Huld und setzte sich dann, als Landesherr mit Kron' und Zepter angethan, an die Spitze des Tisches. Schon in der Station der Leberwürste sah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte, wie er die Augen gen Himmel hob — leise Seufzer entflohen seiner Brust — ein gewaltiger Schmerz schien in seinem Innern zu wühlen! Doch in der Station der Blut=

würste sank er laut schluchzend und ächzend in den Lehnsessel zurück; er hielt beide Hände vors Gesicht, er jammerte und stöhnte. — Alles sprang auf von der Tafel; der Leibarzt bemühte sich vergebens, des unglücklichen Königs Puls zu erfassen; ein tiefer, namenloser Jammer schien ihn zu zerreißen. Endlich, endlich, nach vielem Zureden, nach Anwendung starker Mittel, als da sind gebrannte Federposen und dergleichen, schien der König etwas zu sich selbst zu kommen; er stammelte kaum hörbar die Worte: „Zu wenig Speck!“ Da warf sich die Königin trostlos ihm zu Füßen und schluchzte: „O, mein armer, unglücklicher königlicher Gemahl! — O, welchen Schmerz mußten Sie dulden! — Aber sehen Sie hier die Schuldige zu ihren Füßen, — strafen, strafen Sie sie hart! — Ach! — Frau Mauserinks mit ihren sieben Söhnen, Gevattern und Muhmen hat den Speck aufgefressen und . . .“ — damit fiel die Königin rücklings über in Ohnmacht. Aber der König sprang voller Zorn auf und rief laut: „Oberhofmeisterin, wie ging das zu?“ Die Oberhofmeisterin erzählte, so viel sie wußte, und der König beschloß, Rache zu nehmen an der Frau Mauserinks und ihrer Familie, die ihm den Speck aus der Wurst weggefressen hatten.

Der Geheime Staatsrat wurde berufen; man beschloß, der Frau Mauserinks den Prozeß zu machen und ihre sämtlichen Güter einzuziehen; da aber der König meinte, daß sie unterdessen ihm doch noch immer den Speck wegfressen könnte, so wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher und Arkanisten übertragen. Dieser Mann, der ebenso hieß als ich, nämlich Christian Elias Drosselmeier, versprach durch eine ganz besonders staatskluge Operation die Frau Mauserinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Palast zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, sehr künstliche Maschinen, in die an einem Fädchen gebratener Speck gethan wurde, und die Drosselmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfresserin aufstellte. Frau Mauserinks selber war viel zu weise, um nicht Drosselmeiers List einzusehen; aber alle ihre Warnungen, alle ihre Vorstellungen halfen nichts: von dem

süßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle sieben Söhne und viele, viele Gevattern und Muhmen der Frau Mauserinks in Drosselmeiers Maschinen hinein und wurden, als sie eben den Speck wegnaschen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche selbst schmachvoll hingerichtet. Frau Mauserinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Gram, Verzweiflung, Rache erfüllten ihre Brust. Der Hof jubelte sehr; aber die Königin war besorgt, weil sie die Gemütsart der Frau Mauserinks kannte und wohl wußte, daß sie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt hingehen lassen würde. In der That erschien auch Frau Mauserinks, als die Königin eben für den königlichen Gemahl ein Lungenmus bereitete, das er sehr gern aß, und sprach: „Meine Söhne, — meine Gevattern und Muhmen sind erschlagen; gib wohl acht, Frau Königin, daß Mausekönigin dir nicht dein Prinzeßchen entzweibeißt, — gib wohl acht!“ Darauf verschwand sie wieder und ließ sich nicht mehr sehen; aber die Königin war so erschrocken, daß sie das Lungenmus ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauserinks dem Könige eine Lieblingsspeise, worüber er sehr zornig war. — Nun ist's aber genug für heute abend; — künftig das übrige!

So sehr auch Marie, die bei der Geschichte ihre ganz eigenen Gedanken hatte, den Paten Drosselmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, so ließ er sich doch nicht erbitten, sondern sprang auf, sprechend: „Zu viel auf einmal ist ungesund; morgen das übrige!“ Eben als der Obergerichtsrat im Begriff stand, zur Thür hinauszuschreiten, fragte Fritz: „Aber sag mal, Pate Drosselmeier, ist's denn wirklich war, daß du die Mausefallen erfunden hast?“ — „Wie kann man nur so albern fragen?“ rief die Mutter; aber der Obergerichtsrat lächelte sehr seltsam und sprach leise: „Bin ich denn nicht ein künstlicher Uhrmacher, und sollt' nicht einmal Mausefallen erfinden können?“

Fortsetzung des Märchens von der harten Nuß.

Nun wißt ihr wohl, Kinder, — so fuhr der Obergerichtsrat Drosselmeier am nächsten Abende fort, — warum die Königin das wunderschöne Prinzeßchen Pirlipat so sorglich bewachen ließ. Mußte sie nicht fürchten, daß Frau Mauserinks ihre Drohung erfüllen, wiederkommen und das Prinzeßchen totbeißen würde? Drosselmeiers Maschinen halfen gegen die kluge und gewitzigte Frau Mauserinks ganz und gar nichts, und nur der Astronom des Hofes, der zugleich Geheimer Oberzeichen- und Sterndeuter war, wollte wissen, daß die Familie des Katers Schnurr im stande sein werde, die Frau Mauserinks von der Wiege abzuhalten; demnach geschah es also, daß jede der Wärterinnen einen der Söhne jener Familie, die übrigens bei Hofe als Geheime Legationsräte angestellt waren, auf dem Schoße halten und durch schickliches Krauen ihm den beschwerlichen Staatsdienst zu versüßen suchen mußte.

Es war einmal schon Mitternacht, als die eine der beiden Geheimen Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege saßen, wie aus tiefem Schlafe auffuhr. — Alles rundumher lag vom Schlafe befangen — kein Schnurren — tiefe Totenstille, in der man das Picken des Holzwurms vernahm! — Doch wie ward der Geheimen Oberwärterin, als sie dicht vor sich eine große, sehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen aufgerichtet stand und den fatalen Kopf auf das Gesicht der Prinzessin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf, — alles erwachte; aber in dem Augenblick rannte Frau Mauserinks — niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege — schnell nach der Ecke des Zimmers. Die Legationsräte stürzten ihr nach, aber — zu spät! — Durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war sie verschwunden. Pirlipatchen erwachte von dem Rumor und weinte sehr kläglich. „Dank dem Himmel", riefen die Wärterinnen, „sie lebt!" Doch wie groß war ihr Schrecken, als sie hinblickten nach Pirlipatchen und wahrnahmen,

was aus dem schönen, zarten Kinde geworden. Statt des weiß und roten, goldgelockten Engelsköpfchens saß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzig kleinen zusammengekrümmten Leibe; die azurblauen Äugelein hatten sich verwandelt in grüne, hervorstehende, starrblickende Augen, und das Mündchen hatte sich verzogen von einem Ohr zum andern. Die Königin wollte vergehen in Wehklagen und Jammer, und des Königs Studierzimmer mußte mit wattierten Tapeten ausgeschlagen werden, weil er einmal über das andre mit dem Kopf gegen die Wand rannte und dabei mit sehr jämmerlicher Stimme rief: „O, ich unglückseliger Monarch!" — Er konnte zwar nun einsehen, daß es besser gewesen wäre, die Würste ohne Speck zu essen und die Frau Mauserinks mit ihrer Sippschaft unter dem Herde in Ruhe zu lassen; daran dachte aber Pirlipats Vater nicht, sondern er schob einmal alle Schuld auf den Hofuhrmacher und Arkanisten Christian Elias Drosselmeier aus Nürnberg. Deshalb erließ er den weisen Befehl: Drosselmeier habe binnen vier Wochen die Prinzessin Pirlipat in den vorigen Zustand herzustellen oder wenigstens ein bestimmtes untrügliches Mittel anzugeben, wie dies zu bewerkstelligen sei, widrigenfalls er dem schmachvollen Tode unter dem Beil des Henkers verfallen sein solle.

Drosselmeier erschrak nicht wenig; indessen vertraute er bald seiner Kunst und seinem Glück und schritt sogleich zu der ersten Operation, die ihm nützlich schien. Er nahm Prinzeßchen Pirlipat sehr geschickt auseinander, schrob ihr Händchen und Füßchen ab und besah sogleich die innere Struktur; aber da fand er leider, daß die Prinzessin, je größer, desto unförmlicher werden würde, und wußte sich nicht zu raten, nicht zu helfen. Er setzte die Prinzessin behutsam wieder zusammen und versank an ihrer Wiege, die er nie verlassen durfte, in Schwermut. Schon war die vierte Woche angegangen — ja bereits Mittwoch, als der König mit zornfunkelnden Augen hineinblickte und mit dem Zepter drohend rief: „Christian Elias Drosselmeier, kuriere die Prinzessin, oder du mußt sterben!" Drosselmeier fing an bitter-

lich zu weinen; aber Prinzessin Pirlipat knackte vergnügt Nüsse. Zum erstenmal fiel dem Arkanisten Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüssen und der Umstand auf, daß sie mit Zähnchen zur Welt gekommen. In der That hatte sie gleich nach der Verwandlung so lange geschrieen, bis ihr zufällig eine Nuß vorkam, die sie sogleich aufknackte, den Kern aß und dann ruhig wurde. Seit der Zeit fanden die Wärterinnen nichts geraten, als ihr Nüsse zu bringen. „O heiliger Instinkt der Natur, ewig unerforschliche Sympathie aller Wesen!" rief Christian Elias Drosselmeier aus, „du zeigst mir die Pforte zum Geheimnis; ich will anklopfen, und sie wird sich öffnen!" Er bat sogleich um die Erlaubnis, mit dem Hofastronom sprechen zu können, und wurde mit starker Wache hingeführt. Beide Herren umarmten sich unter vielen Thränen, da sie zärtliche Freunde waren, zogen sich dann in ein geheimes Kabinett zurück und schlugen viele Bücher nach, die von dem Instinkt, von den Sympathien und Antipathien und andern geheimnisvollen Dingen handelten. Die Nacht brach herein, der Hofastronom sah nach den Sternen und setzte mit Hilfe des auch hierin sehr geschickten Drosselmeiers das Horoskop der Prinzessin Pirlipat. Das war eine große Mühe; denn die Linien verwirrten sich immer mehr und mehr; endlich aber — welche Freude! — endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzessin Pirlipat, um den Zauber, der sie verhäßlicht, zu lösen, und um wieder so schön zu werden als vorher, nichts zu thun hätte, als den süßen Kern der Nuß Krakatuk zu genießen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine solche harte Schale, daß eine achtundvierzigpfündige Kanone darüber wegfahren konnte, ohne sie zu zerbrechen. Diese harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie rasiert worden und der niemals Stiefeln getragen, vor der Prinzessin aufgebissen und ihr von ihm mit verschlossenen Augen der Kern dargereicht werden. Erst nachdem er sieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu stolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen erschließen. Drei Tage und drei Nächte hatte Drosselmeier mit dem Astronomen ununterbrochen ge-

arbeitet, und es saß gerade des Sonnabends der König bei dem Mittagstisch, als Drosselmeier, der Sonntag in aller Frühe geköpft werden sollte, voller Freude und Jubel hereinstürzte und das gefundene Mittel, der Prinzessin Pirlipat die verlorene Schönheit wiederzugeben, verkündete. Der König umarmte ihn mit heftigem Wohlwollen, versprach ihm einen diamantenen Degen, vier Orden und zwei neue Sonntagsröcke. „Gleich nach Tische“, setzte er freundlich hinzu, „soll es ans Werk gehen; sorgen Sie, teurer Arkanist, daß der junge unrasierte Mann in Schuhen mit der Nuß Krakatuk gehörig bei der Hand sei, und lassen Sie ihn vorher keinen Wein trinken, damit er nicht stolpert, wenn er sieben Schritte rückwärts geht wie ein Krebs; nachher kann er erklecklich saufen!“ Drosselmeier wurde über diese Rede des Königs sehr bestürzt, und nicht ohne Zittern und Zagen brachte er es stammelnd heraus, daß das Mittel zwar gefunden wäre, beides, die Nuß Krakatuk und der junge Mann zum Aufbeißen derselben, aber erst gesucht werden müßten, wobei es noch obenein zweifelhaft bliebe, ob Nuß und Nußknacker jemals gefunden werden dürften. Hoch erzürnt schwang der König den Zepter über das gekrönte Haupt und schrie mit einer Löwenstimme: „So bleibt es bei dem Köpfen!“ Ein Glück war es für den in Angst und Not versetzten Drosselmeier, daß dem Könige das Essen gerade den Tag sehr wohl geschmeckt hatte, er mithin in der guten Laune war, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, an denen es die großmütige und von Drosselmeiers Schicksal gerührte Königin nicht mangeln ließ. Drosselmeier faßte Mut und stellte zuletzt vor, daß er doch eigentlich die Aufgabe, das Mittel, wodurch die Prinzessin geheilt werden könne, zu nennen, gelöst und sein Leben gewonnen habe. Der König nannte das dumme Ausreden und einfältigen Schnickschnack, beschloß aber endlich, nachdem er ein Gläschen Magenwasser zu sich genommen, daß beide, der Uhrmacher und der Astronom, sich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Tasche wiederkehren sollten. Der Mann

zum Aufbeißen derselben sollte, wie es die Königin vermittelte, durch mehrmaliges Einrücken einer Aufforderung in einheimische und auswärtige Zeitungen und Intelligenzblätter herbeigeschafft werden. — Der Obergerichtsrat brach hier wieder ab und versprach, den andern Abend das übrige zu erzählen.

Beschluß des Märchens von der harten Nuß.

Am andern Abende, sowie kaum die Lichter angesteckt worden, fand sich Pate Drosselmeier wirklich wieder ein und erzählte also weiter:

Drosselmeier und der Hofastronom waren schon fünfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu sein. Wo sie überall waren, welche sonderbare seltsame Dinge ihnen widerfuhren, davon könnte ich euch, ihr Kinder, vier Wochen lang erzählen; ich will es aber nicht thun, sondern nur gleich sagen, daß Drosselmeier in seiner tiefen Betrübnis zuletzt eine sehr große Sehnsucht nach seiner lieben Vaterstadt Nürnberg empfand. Ganz besonders überfiel ihn diese Sehnsucht, als er gerade einmal mit seinem Freunde mitten in einem großen Walde in Asien ein Pfeifchen Knaster rauchte. „O schöne, schöne Vaterstadt — Nürnberg, schöne Stadt — wer dich nicht gesehen hat — mag er auch viel gereist sein — nach London, Paris und Peterwardein — ist ihm das Herz doch nicht aufgegangen — muß er doch stets nach dir verlangen — nach dir, o Nürnberg, schöne Stadt — die schöne Häuser mit Fenstern hat!" — Als Drosselmeier so sehr wehmütig klagte, wurde der Astronom von tiefem Mitleiden ergriffen und fing so jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Asien hören konnte. Doch faßte er sich wieder, wischte sich die Thränen aus den Augen und fragte: „Aber, wertgeschätzter Kollege, warum sitzen wir hier und heulen? Warum gehen wir nicht nach Nürnberg? Ist's denn nicht gänzlich egal, wo und wie wir die fatale Nuß Krakatuk suchen?" — „Das ist auch wahr", erwiderte Drossel-

meier getröstet. Beide standen alsbald auf, klopften die Pfeifen aus und gingen schnurgerade in einem Strich fort aus dem Walde mitten in Asien nach Nürnberg.

Kaum waren sie dort angekommen, so lief Drosselmeier schnell zu seinem Vetter, dem Puppendrechsler, Lackierer und Vergolder Christoph Zacharias Drosselmeier, den er in vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen. Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Frau Mauserinks und der Nuß Krakatuk, so daß der ein Mal über das andre die Hände zusammenschlug und voll Erstaunen ausrief: „Ei Vetter, Vetter, was sind das für wunderbare Dinge!" Drosselmeier erzählte weiter von den Abenteuern seiner weiten Reise, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zugebracht, wie er vom Mandelfürsten schnöde abgewiesen, wie er bei der naturforschenden Gesellschaft in Eichhornshausen vergebens angefragt, kurz, wie es ihm überall mißlungen sei, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten. Während dieser Erzählung hatte Christoph Zacharias oftmals mit den Fingern geschnippt — sich auf einem Fuße herumgedreht — mit der Zunge geschnalzt — dann gerufen: „Hm, hm — i — ei — o — das wäre der Teufel!" — Endlich warf er Mütze und Perücke in die Höhe, umhalste den Vetter mit Heftigkeit und rief: „Vetter — Vetter! Ihr seid geborgen, geborgen seid Ihr, sag' ich; denn alles müßte mich trügen, oder ich besitze selbst die Nuß Krakatuk." Er holte alsbald eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittelmäßiger Größe hervorzog.

„Seht", sprach er, indem er die Nuß dem Vetter zeigte, „seht! — Mit dieser Nuß hat es folgende Bewandtnis. Vor vielen Jahren kam einst zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüssen hierher, die er feilbot. Gerade vor meiner Puppenbude geriet er in Streit und setzte den Sack ab, um sich besser gegen den hiesigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüsse verkaufe, und ihn deshalb angriff, zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein schwer beladener Last-

wagen über den Sack; alle Nüsse wurden zerbrochen bis auf eine, die mir der fremde Mann, seltsam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 feilbot. Mir schien das wunderbar; ich fand gerade einen solchen Zwanziger in meiner Tasche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete sie, selbst nicht recht wissend, warum ich die Nuß so teuer bezahlte und dann so wert hielt."

Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die gesuchte Nuß Krakatuk war, wurde augenblicklich gehoben, als der herbeigerufene Hofastronom das Gold sauber abschabte und in der Rinde der Nuß das Wort Krakatuk mit chinesischen Charakteren eingegraben fand. Die Freude der Reisenden war groß, und der Vetter der glücklichste Mensch unter der Sonne, als Drosselmeier ihm versicherte, daß sein Glück gemacht sei, da er außer einer ansehnlichen Pension hinfüro alles Gold zum Vergolden umsonst erhalten werde. Beide, der Arkanist und der Astronom, hatten schon die Schlafmützen aufgesetzt und wollten zu Bette gehen, als letzterer, nämlich der Astronom, also anhob: „Bester Herr Kollege, ein Glück kommt nie allein. Glauben Sie, nicht nur die Nuß Krakatuk, sondern auch den jungen Mann, der sie aufbeißt und den Schönheitskern der Prinzessin darreicht, haben wir gefunden. Ich meine niemand anderes als den Sohn Ihres Herrn Vetters! — Nein, nicht schlafen will ich", fuhr er begeistert fort, „sondern noch in dieser Nacht des Jünglings Horoskop stellen!" — Damit riß er die Nachtmütze vom Kopf und fing gleich an zu observieren.

Des Vetters Sohn war in der That ein netter, wohlgewachsener Junge, der noch nie rasiert worden und niemals Stiefel getragen. In früher Jugend war er zwar ein paar Weihnachten hindurch ein Hampelmann gewesen; das merkte man ihm aber nicht im mindesten an, so war er durch des Vaters Bemühungen ausgebildet worden. An den Weihnachtstagen trug er einen schönen roten Rock mit Gold, einen Degen, den Hut unter dem Arm und eine vorzügliche Frisur mit einem

Haarbeutel. So stand er sehr glänzend in seines Vaters Bude und knackte aus angeborener Galanterie den jungen Mädchen die Nüsse auf, weshalb sie ihn auch Schön-Nußknackerchen nannten.

Den andern Morgen fiel der Astronom dem Arkanisten entzückt um den Hals und rief: „Er ist es — wir haben ihn — er ist gefunden! Nur zwei Dinge, liebster Kollege, dürfen wir nicht außer acht lassen. Fürs erste müssen Sie Ihrem vortrefflichen Neffen einen robusten hölzernen Zopf flechten, der mit dem untern Kinnbacken so in Verbindung steht, daß dieser dadurch fest angezogen werden kann; dann müssen wir aber, kommen wir nach der Residenz, auch sorgfältig verschweigen, daß wir den jungen Mann, der die Nuß Krakatuk aufbeißt, gleich mitgebracht haben; er muß sich vielmehr lange nach uns einfinden. Ich lese in dem Horoskop, daß der König, zerbeißen sich erst einige die Zähne ohne weitern Erfolg, dem, der die Nuß aufbeißt und der Prinzessin die verlorene Schönheit wiedergibt, Prinzessin und Nachfolge im Reich zum Lohn versprechen wird." Der Vetter Puppendrechsler war gar höchlich damit zufrieden, daß sein Söhnchen die Prinzessin Pirlipat heiraten und Prinz und König werden sollte, und überließ ihn daher den Gesandten gänzlich. Der Zopf, den Drosselmeier dem jungen hoffnungsvollen Neffen ansetzte, geriet überaus wohl, so daß er mit dem Aufbeißen der härtesten Pfirsichkerne die glänzendsten Versuche anstellte.

Da Drosselmeier und der Astronom das Auffinden der Nuß Krakatuk sogleich nach der Residenz berichtet, so waren dort auch auf der Stelle die nötigen Aufforderungen erlassen worden, und als die Reisenden mit dem Schönheitsmittel ankamen, hatten sich schon viele hübsche Leute, unter denen es sogar Prinzen gab, eingefunden, die, ihrem gesunden Gebiß vertrauend, die Entzauberung der Prinzessin versuchen wollten. Die Gesandten erschraken nicht wenig, als sie die Prinzessin wiedersahen. Der kleine Körper mit den winzigen Händchen und Füßchen konnte kaum den unförmlichen Kopf tragen. Die Häßlichkeit des Ge-

sichts wurde noch durch einen weißen baumwollenen Bart vermehrt, der sich um Mund und Kinn gelegt hatte. Es kam alles so, wie es der Hofastronom im Horoskop gelesen. Ein Milchbart in Schuhen nach dem andern biß sich an der Nuß Krakatuk Zähne und Kinnbacken wund, ohne der Prinzessin im mindesten zu helfen, und wenn er dann von den dazu bestellten Zahnärzten halb ohnmächtig weggetragen wurde, seufzte er: „Das war eine harte Nuß!“ — Als nun der König in der Angst seines Herzens dem, der die Entzauberung vollenden werde, Tochter und Reich versprochen, meldete sich der artige sanfte Jüngling Drosselmeier und bat, auch den Versuch beginnen zu dürfen. Keiner als der junge Drosselmeier hatte so sehr der Prinzessin Pirlipat gefallen; sie legte die kleinen Händchen auf das Herz und seufzte recht innig: „Ach, wenn es doch der wäre, der die Nuß Krakatuk wirklich aufbeißt und mein Mann wird!“

Nachdem der junge Drosselmeier den König und die Königin, dann aber die Prinzessin Pirlipat sehr höflich gegrüßt, empfing er aus den Händen des Oberzeremonienmeisters die Nuß Krakatuk, nahm sie ohne weiteres zwischen die Zähne, zog stark den Zopf an, und krak — krak! zerbröckelte die Schale in viele Stücke. Geschickt reinigte er den Kern von den noch daranhängenden Fasern und überreichte ihn mit einem unterthänigen Kratzfuß der Prinzessin, worauf er die Augen verschloß und rückwärts zu schreiten begann. Die Prinzessin verschluckte alsbald den Kern, und — o Wunder! — verschwunden war die Mißgestalt, und statt ihr stand ein engelschönes Frauenbild da, das Gesicht wie von lilienweißen und von rosaroten Seidenflocken gewebt, die Augen wie glänzende Azure, die vollen Locken wie von Goldfaden gekräuselt. Trompeten und Pauken mischten sich in den lauten Jubel des Volks. Der König, sein ganzer Hof tanzte wie bei Pirlipats Geburt auf einem Beine, und die Königin mußte mit Eau de Cologne bedient werden, weil sie in Ohnmacht gefallen vor Freude und Entzücken.

Der große Tumult brachte den jungen Drosselmeier, der

noch seine sieben Schritte zu vollenden hatte, nicht wenig aus der Fassung; doch hielt er sich und streckte eben den rechten Fuß aus zum siebenten Schritte; da erhob sich, häßlich piepend und quiekend, Frau Mauserinks aus dem Fußboden, so daß Drosselmeier, als er den Fuß niedersetzen wollte, auf sie trat und dermaßen stolperte, daß er beinahe gefallen wäre. — O Mißgeschick! — urplötzlich war der Jüngling ebenso mißgestaltet, als es vorher Prinzessin Pirlipat gewesen. Der Körper war zusammengeschrumpft und konnte kaum den dicken ungestalteten Kopf mit großen hervorstechenden Augen und dem breiten, entsetzlich aufgähnenden Maule tragen. Statt des Zopfes hing ihm hinten ein schmaler hölzerner Mantel herab, mit dem er den untern Kinnbacken regierte. — Uhrmacher und Astronom waren außer sich vor Schreck und Entsetzen; sie sahen aber, wie Frau Mauserinks sich blutend auf dem Boden wälzte. Ihre Bosheit war nicht ungerächt geblieben; denn der junge Drosselmeier hatte sie mit dem spitzen Absatz seines Schuhes so derb in den Hals getroffen, daß sie sterben mußte. Aber indem Frau Mauserinks von der Todesnot erfaßt wurde, da piepte und quiekte sie ganz erbärmlich: „O Krakatuk, harte Nuß — an der ich nun sterben muß! — hihi! — pipi! — fein Nußknackerlein — wirst auch bald des Todes sein. — Söhnlein mit den sieben Kronen — wird's dem Nußknacker lohnen — wird die Mutter rächen fein — an dir, du klein Nußknackerlein! — O Leben so frisch und rot — von dir scheid' ich, o Todesnot! — Quiek!" — Mit diesem Schrei starb Frau Mauserinks und wurde von dem königlichen Ofenheizer fortgebracht.

Um den jungen Drosselmeier hatte sich niemand bekümmert; die Prinzessin erinnerte aber den König an sein Versprechen, und sogleich befahl er, daß man den jungen Helden herbeischaffe. Als nun aber der Unglückliche in seiner Mißgestalt hervortrat, da hielt die Prinzessin beide Hände vors Gesicht und schrie: „Fort, fort mit dem abscheulichen Nußknacker!" Alsbald ergriff ihn auch der Hofmarschall bei den kleinen Schultern und warf

ihn zur Thür hinaus. Der König war voller Wut, daß man ihm habe einen Nußknacker als Eidam aufdringen wollen, schob alles auf das Ungeschick des Uhrmachers und des Astronomen und verwies beide auf ewige Zeiten aus der Residenz. Das hatte nun nicht in dem Horoskop gestanden, welches der Astronom in Nürnberg gestellt; er ließ sich aber nicht abhalten, aufs neue zu observieren, und da wollte er in den Sternen lesen, daß der junge Drosselmeier sich in seinem neuen Stande so gut nehmen werde, daß er trotz seiner Ungestalt Prinz und König werden würde. Seine Mißgestalt könne aber nur dann verschwinden, wenn der Sohn der Frau Mauserinks, den sie nach dem Tode ihrer sieben Söhne mit sieben Köpfen geboren und welcher Mausekönig geworden, von seiner Hand gefallen sei, und wenn eine Dame ihn trotz seiner Mißgestalt liebgewinnen werde. Man soll denn auch wirklich den jungen Drosselmeier in Nürnberg zur Weihnachtszeit in seines Vaters Bude, zwar als Nußknacker, aber doch als Prinz gesehen haben. — Das ist, ihr Kinder, das Märchen von der harten Nuß, und ihr wißt nun, warum die Leute so oft sagen: Das war eine harte Nuß! und wie es kommt, daß die Nußknacker so häßlich sind.

So schloß der Obergerichtsrat seine Erzählung. Marie meinte, daß die Prinzessin Pirlipat doch eigentlich ein garstiges, undankbares Ding sei; Fritz versicherte dagegen, daß, wenn Nußknacker nur sonst ein braver Kerl sein wolle, er mit dem Mausekönig nicht viel Federlesens machen und seine vorige hübsche Gestalt bald wiedererlangen werde.

Onkel und Neffe.

Hat jemand von meinen hochverehrtesten Lesern oder Zuhörern jemals den Zufall erlebt, sich mit Glas zu schneiden, so wird er selbst wissen, wie wehe es thut, und welch schlimmes Ding es überhaupt ist, da es so langsam heilt. Hatte doch Marie beinahe eine ganze Woche im Bette zubringen müssen,

weil es ihr immer ganz schwindlicht zu Mute wurde, sobald sie aufstand. Endlich aber wurde sie ganz gesund und konnte lustig wie sonst in der Stube umherspringen. Im Glasschrank sah es ganz hübsch aus; denn neu und blank standen da Bäume und Blumen und Häuser und schöne glänzende Puppen. Vor allen Dingen fand Marie ihren lieben Nußknacker wieder, der, in dem zweiten Fache stehend, mit ganz gesunden Zähnen sie anlächelte. Als sie nun den Liebling so recht mit Herzenslust anblickte, da fiel es ihr mit einemmal sehr bänglich aufs Herz, daß alles, was Pate Drosselmeier erzählt habe, ja nur die Geschichte des Nußknackers und seines Zwistes mit der Frau Mauserinks und ihrem Sohne gewesen. Nun wußte sie, daß ihr Nußknacker kein andrer sein könne als der junge Drosselmeier aus Nürnberg, des Paten Drosselmeier angenehmer, aber leider von der Frau Mauserinks verhexter Neffe. Denn daß der künstliche Uhrmacher am Hofe von Pirlipats Vater niemand anders gewesen als der Obergerichtsrat Drosselmeier selbst, daran hatte Marie schon bei der Erzählung nicht einen Augenblick gezweifelt. — „Aber warum half dir der Onkel denn nicht, warum half er dir nicht?" so klagte Marie, als sich es immer lebendiger und lebendiger in ihr gestaltete, daß es in jener Schlacht, die sie mit ansah, Nußknackers Reich und Krone galt. „Waren denn nicht alle übrigen Puppen ihm unterthan, und war es denn nicht gewiß, daß die Prophezeiung des Hofastronomen eingetroffen und der junge Drosselmeier König des Puppenreichs geworden?"

Indem die kluge Marie das alles so recht im Sinn erwägte, glaubte sie auch, daß Nußknacker und seine Vasallen in dem Augenblick, daß sie ihnen Leben und Bewegung zutraute, auch wirklich leben und sich bewegen müßten. Dem war aber nicht so; alles im Schranke blieb vielmehr starr und regungslos, und Marie, weit entfernt, ihre innere Überzeugung aufzugeben, schob das nur auf die fortwirkende Verhexung der Frau Mauserinks und ihres siebenköpfigen Sohnes. „Doch", sprach sie laut zum Nußknacker, „wenn Sie auch nicht im stande sind, sich zu bewe-

gen oder ein Wörtchen mit mir zu sprechen, lieber Herr Drosselmeier, so weiß ich doch, daß Sie mich verstehen und es wissen, wie gut ich es mit Ihnen meine; rechnen Sie auf meinen Beistand, wenn Sie dessen bedürfen! Wenigstens will ich den Onkel bitten, daß er Ihnen mit seiner Geschicklichkeit beispringe, wo es nötig ist.“ Nußknacker blieb still und ruhig; aber Marien war es so, als atme ein leiser Seufzer durch den Glasschrank, wovon die Glasscheiben kaum hörbar, aber wunderlieblich ertönten, und es war, als sänge ein kleines Glockenstimmchen: „Maria klein — Schutzenglein mein — dein werd' ich sein — Maria mein!“ Maria fühlte in den eiskalten Schauern, die sie überliefen, doch ein seltsames Wohlbehagen.

Die Dämmerung war eingebrochen; der Medizinalrat trat mit dem Paten Drosselmeier herein, und nicht lange dauerte es, so hatte Luise den Theetisch geordnet, und die Familie saß ringsumher, allerlei Lustiges miteinander sprechend. Marie hatte ganz still ihr kleines Lehnstühlchen herbeigeholt und sich zu den Füßen des Paten Drosselmeier gesetzt. Als nun gerade einmal alle schwiegen, da sah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrat starr ins Gesicht und sprach: „Ich weiß jetzt, lieber Pate Drosselmeier, daß mein Nußknacker dein Neffe, der junge Drosselmeier aus Nürnberg, ist. Prinz oder vielmehr König ist er geworden, das ist richtig eingetroffen, wie es dein Begleiter, der Astronom, vorausgesagt hat; aber du weißt es ja, daß er mit dem Sohne der Frau Mauserinks, mit dem häßlichen Mausekönig, in offenem Kriege steht. Warum hilfst du ihm nicht?“ Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie sie es angesehen, und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luisens unterbrochen. Nur Fritz und Drosselmeier blieben ernsthaft.

„Aber wo kriegt das Mädchen all das tolle Zeug in den Kopf?“ sagte der Medizinalrat. — „Ei nun“, erwiderte die Mutter, „hat sie doch eine lebhafte Phantasie! — Eigentlich sind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte.“ — „Es

ist alles nicht wahr", sprach Fritz; „solche Poltrons sind meine roten Husaren nicht. Potz Bassa Manelka, wie würd' ich sonst darunterfahren!" Seltsam lächelnd nahm aber Pate Drosselmeier die kleine Marie auf den Schoß und sprach sanfter als je: „Ei, dir, liebe Marie, ist ja mehr gegeben als mir und uns allen; du bist wie Pirlipat eine geborene Prinzessin; denn du regierst in einem schönen blanken Reich. — Aber viel hast du zu leiden, wenn du dich des armen mißgestalteten Nußknackers annehmen willst, da ihn der Mausekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. Doch nicht ich — du, du allein kannst ihn retten; sei standhaft und treu!" Weder Marie noch irgend jemand wußte, was Drosselmeier mit diesen Worten sagen wollte; vielmehr kam es dem Medizinalrat so sonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrat an den Puls fühlte und sagte: „Sie haben, wertester Freund, starke Kongestionen nach dem Kopfe; ich will Ihnen etwas aufschreiben." Nur die Medizinalrätin schüttelte bedächtlich den Kopf und sprach: „Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrat meint; doch mit deutlichen Worten sagen kann ich's nicht."

Der Sieg.

Nicht lange dauerte es, als Marie in einer mondhellen Nacht durch ein seltsames Poltern geweckt wurde, das aus einer Ecke des Zimmers zu kommen schien. Es war, als würden kleine Steine hin und her geworfen und gerollt, und recht widrig pfiff und quiekte es dazwischen. „Ach, die Mäuse, die Mäuse kommen wieder!" rief Marie erschrocken und wollte die Mutter wecken; aber jeder Laut stockte, ja sie vermochte kein Glied zu regen, als sie sah, wie der Mausekönig sich durch ein Loch der Mauer hervorarbeitete und endlich mit funkelnden Augen und Kronen im Zimmer herum, dann aber mit einem gewaltigen Satz auf den kleinen Tisch, der dicht neben Mariens Bette stand, heraufsprang. „Hi — hi — hi! — mußt mir deine Zuckererbsen — deinen Marzipan geben, klein Ding; — sonst zerbeiß' ich deinen Nuß-

knacker — deinen Nußknacker!“ — So pfiff Mausekönig, knapperte und knirschte dabei sehr häßlich mit den Zähnen und sprang dann schnell wieder fort durch das Mauerloch. Marie war so geängstet von der graulichen Erscheinung, daß sie den andern Morgen ganz blaß aussah und, im Innersten aufgeregt, kaum ein Wort zu reden vermochte. Hundertmal wollte sie der Mutter oder der Luise oder wenigstens dem Fritz klagen, was ihr geschehen; aber sie dachte: „Glaubt's mir denn einer, und werd' ich nicht obendrein tüchtig ausgelacht?“

Das war ihr denn aber wohl klar, daß sie, um den Nußknacker zu retten, Zuckererbsen und Marzipan hergeben müsse. So viel sie davon besaß, legte sie daher den andern Abend hin vor die Leiste des Schranks. — Am Morgen sagte die Medizinalrätin: „Ich weiß nicht, woher die Mäuse mit einemmal in unser Wohnzimmer kommen; sieh nur, arme Marie, sie haben dir all dein Zuckerwerk aufgefressen.“ Wirklich war es so. Den gefüllten Marzipan hatte der gefräßige Mausekönig nicht nach seinem Geschmack gefunden, aber mit scharfen Zähnen benagt, so daß er weggeworfen werden mußte. Marie machte sich gar nichts mehr aus dem Zuckerwerk, sondern war vielmehr im Innersten erfreut, da sie ihren Nußknacker gerettet glaubte. Doch wie ward ihr, als in der folgenden Nacht es dicht an ihren Ohren pfiff und quiekte! Ach, der Mausekönig war wieder da, und noch abscheulicher wie in der vorigen Nacht funkelten seine Augen, und noch widriger pfiff er zwischen den Zähnen: „Mußt mir deine Zucker= — deine Tragantpuppen geben — klein Ding, sonst zerbeiß' ich deinen Nußknacker — deinen Nußknacker!“ Und damit sprang der grauliche Mausekönig wieder fort.

Marie war sehr betrübt. Sie ging den andern Morgen an den Schrank und sah mit den wehmütigsten Blicken ihre Zucker= und Tragantpüppchen an. Aber ihr Schmerz war auch gerecht; denn nicht glauben magst du's, meine aufmerksame Zuhörerin Marie, was für ganz allerliebste Figürchen aus Zucker oder Tragant geformt die kleine Marie Stahlbaum besaß. Nächst=

dem, daß ein sehr hübscher Schäfer mit seiner Schäferin eine ganze Herde milchweißer Schäflein weidete und dabei sein munteres Hündchen herumsprang, so traten auch zwei Briefträger mit Briefen in der Hand einher, und vier sehr hübsche Paare, sauber gekleidete Jünglinge mit überaus herrlich geputzten Mädchen, schaukelten sich in einer russischen Schaukel. Hinter einigen Tänzern stand noch der Pachter Feldkümmel mit der Jungfrau von Orleans, aus denen sich Marie nicht viel machte; aber ganz im Winkelchen stand ein rotbäckiges Kindlein, Mariens Liebling. Die Thränen stürzten der kleinen Marie aus den Augen. „Ach“, rief sie, sich zu dem Nußknacker wendend, „lieber Herr Drosselmeier, was will ich nicht alles thun, um Sie zu retten; aber es ist doch sehr hart!“ — Nußknacker sah indessen so weinerlich aus, daß Marie, da es überdem ihr war, als sähe sie Mausekönigs sieben Rachen geöffnet, den unglücklichen Jüngling zu verschlingen, alles aufzuopfern beschloß. Alle Zuckerpüppchen setzte sie daher abends, wie zuvor das Zuckerwerk, an die Leiste des Schranks. Sie küßte den Schäfer, die Schäferin, die Lämmerchen, und holte auch zuletzt ihren Liebling, das kleine rotbäckige Kindlein von Tragant, aus dem Winkel, welches sie jedoch ganz hinterwärts stellte. Pachter Feldkümmel und die Jungfrau von Orleans mußten in die erste Reihe.

„Nein, das ist zu arg“, rief die Medizinalrätin am andern Morgen. „Es muß durchaus eine große garstige Maus in dem Glasschrank hausen; denn alle schönen Zuckerpüppchen der armen Marie sind zernagt und zerbissen.“ Marie konnte sich zwar der Thränen nicht enthalten; sie lächelte aber doch bald wieder; denn sie dachte: „Was thut's, ist doch Nußknacker gerettet!“

Der Medizinalrat sagte am Abend, als die Mutter dem Obergerichtsrat von dem Unfug erzählte, den eine Maus im Glasschrank der Kinder treibe: „Es ist doch aber abscheulich, daß wir die fatale Maus nicht vertilgen können, die im Glasschrank so ihr Wesen treibt und der armen Marie alles Zuckerwerk wegfrißt!“ — „Ei“, fiel Fritz ganz lustig ein, „der Bäcker unten hat

einen ganz vortrefflichen grauen Legationsrat; den will ich heraufholen. Er wird dem Dinge bald ein Ende machen und der Maus den Kopf abbeißen, ist sie auch die Frau Mauserinks selbst oder ihr Sohn, der Mausekönig." — „Und", fuhr die Medizinalrätin lachend fort, „auf Stühlen und Tischen herumspringen und Gläser und Tassen herabwerfen und tausend andern Schaden anrichten." — „Ach, nein doch!" erwiderte Fritz. „Bäckers Legationsrat ist ein geschickter Mann; ich möchte nur so zierlich auf dem spitzen Dach gehen können wie er!" — „Nur keinen Kater zur Nachtzeit!" bat Luise, die keine Katzen leiden konnte. „Eigentlich", sprach der Medizinalrat, „hat Fritz recht; indessen können wir ja auch eine Falle aufstellen; haben wir denn keine?" — „Die kann uns Pate Drosselmeier am besten machen, der hat sie ja erfunden!" rief Fritz. Alle lachten, und auf die Versicherung der Medizinalrätin, daß keine Falle im Hause sei, verkündete der Obergerichtsrat, daß er mehrere dergleichen besitze, und ließ wirklich zur Stunde eine ganz vortreffliche Mausefalle vom Hause herbeiholen.

Dem Fritz und der Marie ging nun des Paten Märchen von der harten Nuß ganz lebendig auf. Als die Köchin den Speck röstete, zitterte und bebte Marie und sprach, ganz erfüllt von dem Märchen und den Wunderdingen darin, zur wohlbekannten Dore: „Ach, Frau Königin, hüten Sie sich doch nur vor der Frau Mauserinks und ihrer Familie!" Fritz hatte aber seinen Säbel gezogen und sprach: „Ja, die sollten nur kommen, denen wollt' ich eins auswischen." Es blieb aber alles unter und auf dem Herde ruhig. Als nun der Obergerichtsrat den Speck an ein feines Fädchen band und leise, leise die Falle an den Glasschrank setzte, da rief Fritz: „Nimm dich in acht, Pate Uhrmacher, daß dir Mausekönig keinen Possen spielt!"

Ach, wie ging es der armen Marie in der folgenden Nacht! Eiskalt tupfte es auf ihrem Arm hin und her und rauh und ekelhaft legte es sich an ihre Wange und piepte und quiekte ihr ins Ohr. Der abscheuliche Mauskönig saß auf ihrer Schulter,

und blutrot geiferte er aus den sieben geöffneten Rachen, und mit den Zähnen knatternd und knirschend, zischte er der vor Grauen und Schreck erstarrten Marie ins Ohr: „Zisch aus — zisch aus! — geh nicht ins Haus — geh nicht zum Schmaus — werd' nicht gefangen! — Zisch aus! — gib heraus, gib heraus — deine Bilderbücher all, dein Kleidchen dazu — sonst hast keine Ruh'. — Magst's nur wissen — Nußknackerlein wirst sonst missen — der wird zerbissen — hi hi — pi pi — quiek quiek!" — Nun war Marie voll Jammer und Betrübnis; sie sah ganz blaß und verstört aus, als die Mutter am andern Morgen sagte: „Die böse Maus hat sich noch nicht gefangen", so daß die Mutter in dem Glauben, daß Marie um ihr Zuckerwerk traure und sich überdem vor der Maus fürchte, hinzufügte: „Aber sei nur ruhig, liebes Kind; die böse Maus wollen wir schon vertreiben. Helfen die Fallen nichts, so soll Fritz seinen grauen Legationsrat herbeibringen."

Kaum befand sich Marie im Wohnzimmer allein, als sie vor den Glasschrank trat und schluchzend also zum Nußknacker sprach: „Ach, mein lieber guter Herr Drosselmeier, was kann ich armes unglückliches Mädchen für Sie thun? — Gäb' ich nun auch alle meine Bilderbücher, ja selbst mein schönes neues Kleidchen, das mir der heilige Christ einbeschert hat, dem abscheulichen Mausekönig zum Zerbeißen her, wird er denn nicht doch noch immer mehr verlangen, so daß ich zuletzt nichts mehr haben werde, und er gar mich selbst statt Ihrer zerbeißen wollen wird? O ich armes Kind, was soll ich denn nun thun — was soll ich denn nun thun?"

Als die kleine Marie so jammerte und klagte, bemerkte sie, daß dem Nußknacker von jener Nacht her ein großer Blutfleck am Halse sitzen geblieben war. Seit der Zeit, daß Marie wußte, wie ihr Nußknacker eigentlich der junge Drosselmeier, des Obergerichtsrats Neffe, sei, trug sie ihn nicht mehr auf dem Arm und herzte und küßte ihn nicht mehr; ja sie mochte ihn aus einer gewissen Scheu gar nicht einmal viel anrühren. Jetzt nahm sie

ihn aber sehr behutsam aus dem Fache und fing an, den Blutfleck am Halse mit ihrem Schnupftuch abzureiben. Aber wie ward ihr, als sie plötzlich fühlte, daß Nußknackerlein in ihrer Hand erwarmte und sich zu regen begann. Schnell setzte sie ihn wieder ins Fach; da wackelte das Mündchen hin und her, und mühsam lispelte Nußknackerlein: „Ach, werteste Demoiselle Stahlbaum — vortreffliche Freundin — was verdanke ich Ihnen alles! — Nein, kein Bilderbuch, kein Christkleidchen sollen Sie für mich opfern — schaffen Sie nur ein Schwert — ein Schwert! — für das übrige will ich sorgen, mag er ..." Hier ging dem Nußknacker die Sprache aus, und seine erst zum Ausdruck der innigsten Wehmut beseelten Augen wurden wieder starr und leblos.

Marie empfand gar kein Grauen, vielmehr hüpfte sie vor Freuden, da sie nun ein Mittel wußte, den Nußknacker ohne weitere schmerzhafte Aufopferungen zu retten. Aber wo nun ein Schwert für den Kleinen hernehmen? — Marie beschloß, Fritzen zu Rate zu ziehen und erzählte ihm abends, als sie, da die Eltern ausgegangen, einsam in der Wohnstube am Glasschrank saßen, alles, was ihr mit dem Nußknacker und dem Mausekönig widerfahren, und worauf es nun ankomme, den Nußknacker zu retten. Über nichts wurde Fritz nachdenklicher als darüber, daß sich nach Mariens Bericht seine Husaren in der Schlacht so schlecht benommen haben sollten. Er fragte noch einmal sehr ernst, ob es sich wirklich so verhalte, und nachdem es Marie auf ihr Wort versichert, so ging Fritz schnell nach dem Glasschrank, hielt seinen Husaren eine pathetische Rede und schnitt dann zur Strafe ihrer Selbstsucht und Feigheit einem nach dem andern das Feldzeichen von der Mütze und untersagte ihnen auch, binnen einem Jahr den Gardehusarenmarsch zu blasen. Nachdem er sein Strafamt vollendet, wandte er sich wieder zu Marien, sprechend: „Was den Säbel betrifft, so kann ich dem Nußknacker helfen, da ich einen alten Oberst von den Kürassiers gestern mit Pension in Ruhestand versetzt habe, der folglich seinen schönen

scharfen Säbel nicht mehr braucht." Besagter Oberst verzehrte die ihm von Fritzen angewiesene Pension in der hintersten Ecke des dritten Faches. Dort wurde er hervorgeholt, ihm der in der That schmucke silberne Säbel abgenommen und dem Nußknacker umgehängt.

Vor bangem Grauen konnte Marie in der folgenden Nacht nicht einschlafen; es war ihr um Mitternacht so, als höre sie im Wohnzimmer ein seltsames Rumoren, Klirren und Rauschen. — Mit einemmal ging es: Quiek! — „Der Mausekönig! Der Mausekönig!" rief Marie und sprang voll Entsetzen aus dem Bette. Alles blieb still; aber bald klopfte es leise, leise an die Thür und ein feines Stimmchen ließ sich vernehmen: „Allerbeste Demoiselle Stahlbaum — machen Sie nur getrost auf! — gute fröhliche Botschaft!" Marie erkannte die Stimme des jungen Drosselmeier, warf ihr Röckchen über und öffnete flugs die Thür. Nußknackerlein stand draußen, das blutige Schwert in der rechten, ein Wachslichtchen in der linken Hand. Sowie er Marien erblickte, ließ er sich auf ein Knie nieder und sprach also: „Ihr, o Dame, seid es allein, die mich mit Rittermut stählte und meinem Arme Kraft gab, den Übermütigen zu bekämpfen, der es wagte, Euch zu höhnen. Überwunden liegt der verräterische Mausekönig und wälzt sich in seinem Blute. Wollet, o Dame, die Zeichen des Sieges aus der Hand Eures Euch bis in den Tod ergebenen Ritters anzunehmen nicht verschmähen!" Damit streifte Nußknackerchen die sieben goldenen Kronen des Mausekönigs, die er auf den linken Arm heraufgestreift hatte, sehr geschickt herunter und überreichte sie Marien, welche sie voller Freude annahm. Nußknacker stand auf und fuhr also fort: „Ach, meine allerbeste Demoiselle Stahlbaum! was könnte ich in diesem Augenblicke, da ich meinen Feind überwunden, Sie für herrliche Dinge schauen lassen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir nur ein paar Schrittchen zu folgen! — O thun Sie es — thun Sie es, beste Demoiselle!"

Das Puppenreich.

Ich glaube, keines von euch, ihr Kinder, hätte auch nur einen Augenblick angestanden, dem ehrlichen, gutmütigen Nußknacker, der nie Böses im Sinne haben konnte, zu folgen. Marie that dies um so mehr, da sie wohl wußte, wie sehr sie auf Nußknackers Dankbarkeit Anspruch machen könne, und überzeugt war, daß er Wort halten und viel Herrliches ihr zeigen werde. Sie sprach daher: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Drosselmeier; doch muß es nicht weit sein und nicht lange dauern, da ich noch gar nicht ausgeschlafen habe." — „Ich wähle deshalb", erwiderte Nußknacker, „den nächsten, wiewohl etwas beschwerlichen Weg." Er schritt voran, Marie ihm nach, bis er vor dem alten mächtigen Kleiderschrank auf der Hausflur stehen blieb. Marie wurde zu ihrem Erstaunen gewahr, daß die Thüren dieses sonst wohlverschlossenen Schranks offen standen, so daß sie deutlich des Vaters Reisefuchspelz erblickte, der ganz vorne hing. Nußknacker kletterte sehr geschickt an den Leisten und Verzierungen hinauf, daß er die große Troddel, die, an einer dicken Schnur befestigt, auf dem Rückteile jenes Pelzes hing, erfassen konnte. Sowie Nußknacker diese Troddel stark anzog, ließ sich schnell eine sehr zierliche Treppe von Zedernholz durch den Pelzärmel herab. „Steigen Sie nur gefälligst aufwärts, teuerste Demoiselle!" rief Nußknacker. Marie that es, aber kaum war sie durch den Ärmel gestiegen, kaum sah sie zum Kragen heraus, als ein blendendes Licht ihr entgegenstrahlte und sie mit einemmal auf einer herrlich duftenden Wiese stand, von der Millionen Funken wie blinkende Edelsteine emporstrahlten. „Wir befinden uns auf der Kandiswiese", sprach Nußknacker, „wollen aber alsbald jenes Thor passieren." Nun wurde Marie, indem sie aufblickte, erst das schöne Thor gewahr, welches sich nur wenige Schritte vorwärts auf der Wiese erhob. Es schien ganz von weiß, braun und rosinfarben gesprenkeltem Marmor erbaut zu sein; als aber Marie näher kam, sah sie wohl, daß die ganze Masse aus zusammengebackenen

Zuckermandeln und Rosinen bestand, weshalb denn auch, wie Nußknacker versicherte, das Thor, durch welches sie nun durchgingen, das Mandeln- und Rosinenthor hieß. Gemeine Leute hießen es sehr unziemlich die Studentenfutterpforte. Auf einer herausgebauten Galerie dieses Thores, augenscheinlich aus Gerstenzucker, machten sechs in rote Wämserchen gekleidete Äffchen die allerschönste Janitscharenmusik, die man hören konnte, so daß Marie kaum bemerkte, wie sie immer weiter, weiter auf bunten Marmorfliesen, die aber nichts andres waren als schön gearbeitete Morsellen, fortschritt.

Bald umwehten sie die süßesten Gerüche, die aus einem wunderbaren Wäldchen strömten, das sich von beiden Seiten aufthat. In dem dunklen Laube glänzte und funkelte es so hell hervor, daß man deutlich sehen konnte, wie goldene und silberne Früchte an buntgefärbten Stengeln herabhingen und Stamm und Äste sich mit Bändern und Blumensträußen geschmückt hatten, gleich fröhlichen Brautleuten und lustigen Hochzeitsgästen. Und wenn die Orangendüfte sich wie wallende Zephyre rührten, da sauste es in den Zweigen und Blättern, und das Rauschgold knitterte und knatterte, daß es klang wie jubelnde Musik, nach der die funkelnden Lichterchen hüpfen und tanzen müßten. „Ach, wie schön ist es hier!" rief Marie ganz selig und entzückt. — „Wir sind im Weihnachtswalde, beste Demoiselle", sprach Nußknackerlein. — „Ach", fuhr Marie fort, „dürft' ich hier nur etwas verweilen! O, es ist ja hier gar zu schön." Nußknacker klatschte in die kleinen Händchen, und sogleich kamen einige kleine Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen herbei, die so zart und weiß waren, daß man hätte glauben sollen, sie wären von purem Zucker, und die Marie, unerachtet sie im Walde umherspazierten, noch nicht bemerkt hatte. Sie brachten einen allerliebsten ganz goldenen Lehnsessel herbei, legten ein weißes Kissen von Reglisse darauf und luden Marien sehr höflich ein, sich darauf niederzulassen. Kaum hatte sie es gethan, als Schäfer und Schäferinnen ein sehr artiges Ballett tanzten,

wozu die Jäger ganz manierlich bliesen; dann verschwanden sie aber alle in dem Gebüsche. „Verzeihen Sie", sprach Nußknacker, „werteste Demoiselle Stahlbaum, daß der Tanz so miserabel ausfiel; aber die Leute waren alle von unserm Drahtballett, die können nichts andres machen als immer und ewig dasselbe, und daß die Jäger so schläfrig und faul dazu bliesen, das hat auch seine Ursachen. Der Zuckerkorb hängt zwar über ihrer Nase in den Weihnachtsbäumen, aber etwas hoch! — Doch wollen wir nicht was weniges weiter spazieren?" — „Ach, es war doch alles recht hübsch, und mir hat es sehr wohl gefallen", so sprach Marie, indem sie aufstand und dem voranschreitenden Nußknacker folgte.

Sie gingen entlang eines süß rauschenden, flüsternden Baches, aus dem nun eben all die herrlichen Wohlgerüche zu duften schienen, die den ganzen Wald erfüllten. „Es ist der Orangenbach", sprach Nußknacker auf Befragen; „doch seinen schönen Duft ausgenommen, gleicht er nicht an Größe und Schönheit dem Limonadenstrom, der sich gleich ihm in den Mandelmilchsee ergießt." In der That vernahm Marie bald ein stärkeres Plätschern und Rauschen und erblickte den breiten Limonadenstrom, der sich in stolzen isabellfarbenen Wellen zwischen gleich grünglühenden Karfunkeln leuchtendem Gesträuch fortkräuselte. Eine ausnehmend frische, Brust und Herz stärkende Kühlung wogte aus dem herrlichen Wasser. Nicht weit davon schleppte sich mühsam ein dunkelgelbes Wasser fort, das aber ungemein süße Düfte verbreitete, und an dessen Ufer allerlei sehr hübsche Kinderchen saßen, welche kleine dicke Fische angelten und sie alsbald verzehrten. Näher gekommen, bemerkte Marie, daß diese Fische aussahen wie Lampertsnüsse. In einiger Entfernung lag ein sehr nettes Dörfchen an diesem Strom; Häuser, Kirche, Pfarrhaus, Scheuern, alles war dunkelbraun, jedoch mit goldenen Dächern geschmückt; auch waren viele Mauern so bunt gemalt, als seien Zitronat und Mandelkerne darauf geklebt. „Das ist Pfefferkuchheim", sagte Nußknacker, „welches am Honigstrome liegt; es wohnen ganz hübsche Leute darin, aber sie sind meistens

verdrießlich, weil sie sehr an Zahnschmerzen leiden. Wir wollen daher nicht erst hineingehen."

In dem Augenblick bemerkte Marie ein Städtchen, das aus lauter bunten durchsichtigen Häusern bestand und sehr hübsch anzusehen war. Nußknacker ging geradezu darauf los, und nun hörte Marie ein tolles lustiges Getöse und sah, wie tausend niedliche kleine Leutchen viele hochbepackte Wagen, die auf dem Markte hielten, untersuchten und abzupacken im Begriff standen. Was sie aber hervorbrachten, war anzusehen wie buntes gefärbtes Papier und wie Schokoladetafeln. „Wir sind in Bonbonshausen", sagte Nußknacker; „eben ist eine Sendung aus dem Papierlande und vom Schokoladenkönige angekommen. Die armen Bonbonshäuser wurden neulich von der Armee des Mückenadmirals hart bedroht; deshalb überziehen sie ihre Häuser mit den Gaben des Papierlandes und führen Schanzen auf von den tüchtigen Werkstücken, die ihnen der Schokoladenkönig sandte. Aber, beste Demoiselle Stahlbaum, nicht alle kleinen Städte und Dörfer dieses Landes wollen wir besuchen — zur Hauptstadt — zur Hauptstadt!"

Rasch eilte Nußknacker vorwärts und Marie voller Neugierde ihm nach. Nicht lange dauerte es, so stieg ein herrlicher Rosenduft auf, und alles war wie von einem sanft hinhauchenden Rosenschimmer umflossen. Marie bemerkte, daß dies der Wiederschein eines rosenrot glänzenden Wassers war, das in kleinen rosasilbernen Wellchen vor ihnen her wie in wunderlieblichen Tönen und Melodien plätscherte und rauschte. Auf diesem anmutigen Gewässer, das sich immer mehr und mehr wie ein großer See ausbreitete, schwammen sehr herrliche silberweiße Schwäne mit goldenen Halsbändern und sangen miteinander um die Wette die hübschesten Lieder, wozu diamantene Fischlein aus den Rosenfluten auf und nieder tauchten wie im lustigen Tanze. „Ach", rief Marie ganz begeistert aus, „das ist der See, wie ihn Pate Drosselmeier mir einst machen wollte, wirklich, und ich selbst bin das Mädchen, das mit den lieben Schwänchen

kosen wird.“ Nußknackerlein lächelte so spöttisch, wie es Marie noch niemals an ihm bemerkt hatte, und sprach dann: „So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu stande bringen; Sie selbst viel eher, liebe Demoiselle Stahlbaum — doch lassen Sie uns darüber nicht grübeln, sondern vielmehr über den Rosensee hinüber nach der Hauptstadt schiffen!“

Die Hauptstadt.

Nußknackerlein klatschte abermals in die kleinen Händchen; da fing der Rosensee an, stärker zu rauschen, die Wellen plätscherten höher auf, und Marie nahm wahr, wie aus der Ferne ein aus lauter bunten, sonnenhell funkelnden Edelsteinen geformter Muschelwagen, von zwei goldschuppigen Delphinen gezogen, sich nahte. Zwölf kleine allerliebste Mohren mit Mützchen und Schürzchen, aus glänzenden Kolibrifedern gewebt, sprangen ans Ufer und trugen erst Marien, dann Nußknackern, sanft über die Wellen gleitend, in den Wagen, der sich alsbald durch den See fortbewegte. Ei, wie war das so schön, als Marie im Muschelwagen, von Rosenduft umhaucht, von Rosenwellen umflossen, dahinfuhr. Die beiden goldschuppigen Delphine erhoben ihre Nüstern und spritzten kristallene Strahlen hoch in die Höhe, und wie die in flimmernden und funkelnden Bogen niederfielen, da war es, als sängen zwei holde feine Silberstimmchen: „Wer schwimmt auf rosigem See? — die Fee! — Mücklein, bim bim! — Fischlein, sim sim! — Schwäne, schwa schwa! — Goldvogel, trara! — Wellenströme, rührt euch! — klinget, singet, wehet, spähet! — Feelein, Feelein kommt gezogen; — Rosenwogen — wühlet, kühlet, spület — spült hinan — hinan!“ — Aber die zwölf kleinen Mohren, die hinten auf den Muschelwagen aufgesprungen waren, schienen das Gesinge der Wasserstrahlen ordentlich übelzunehmen, denn sie schüttelten ihre Sonnenschirme so sehr, daß die Dattelblätter, aus denen sie geformt waren, durcheinander knitterten und knatterten, und dabei

stampften sie mit den Füßen einen ganz seltsamen Takt und sangen: „Klapp und klipp und klipp und klapp, auf und ab! — Mohrenreigen — darf nicht schweigen; — rührt euch, Fische! rührt euch, Schwäne! — Dröhne, Muschelwagen, dröhne! — klapp und klipp und klipp und klapp und auf und ab!“ — „Mohren sind gar lustige Leute“, sprach Nußknacker etwas betreten; „aber sie werden mir den ganzen See rebellisch machen.“ In der That ging auch bald ein sinnverwirrendes Getöse wunderbarer Stimmen los, die in See und Luft zu schwimmen schienen; doch Marie achtete dessen nicht, sondern sah in die duftenden Rosenwellen, aus deren jeder ihr ein holdes anmutiges Mädchenantlitz entgegenlächelte. „Ach“, rief sie freudig, indem sie die kleinen Händchen zusammenschlug, „schauen Sie nur, lieber Herr Drosselmeier! Da unten ist die Prinzessin Pirlipat, die lächelt mich an so wunderhold. Ach, schauen Sie doch nur, lieber Herr Drosselmeier!“ — Nußknacker seufzte aber fast kläglich und sagte: „O, beste Demoiselle Stahlbaum, das ist nicht die Prinzessin Pirlipat, das sind Sie und immer nur Sie selbst, immer nur Ihr eigenes holdes Antlitz, das so lieb aus jeder Rosenwelle lächelt.“ Da fuhr Marie schnell mit dem Kopf zurück, schloß die Augen fest zu und schämte sich sehr.

In demselben Augenblick wurde sie auch von den zwölf Mohren aus dem Muschelwagen gehoben und an das Land getragen. Sie befand sich in einem kleinen Gebüsch, das beinahe noch schöner war als der Weihnachtswald, so glänzte und funkelte alles darin; vorzüglich waren aber die seltsamen Früchte zu bewundern, die an den Bäumen hingen und nicht allein seltsam gefärbt waren, sondern auch ganz wunderbar dufteten. „Wir sind im Konfitürenhain“, sprach Nußknacker, „aber dort ist die Hauptstadt.“

Was erblickte Marie nun? Wie werd' ich es denn anfangen, euch, ihr Kinder, die Schönheit und Herrlichkeit der Stadt zu beschreiben, die sich jetzt breit über einen reichen Blumenanger hin vor Mariens Augen aufthat! Nicht allein, daß Mauern

und Türme in den herrlichsten Farben prangten, so war auch wohl, was die Form der Gebäude anlangt, gar nichts Ähnliches auf Erden zu finden. Denn statt der Dächer hatten die Häuser zierlich geflochtene Kronen aufgesetzt und die Türme sich mit dem zierlichsten buntesten Laubwerk gekränzt, das man nur sehen kann. Als sie durch das Thor, welches so aussah, als sei es von lauter Makronen und überzuckerten Früchten erbaut, gingen, präsentierten silberne Soldaten das Gewehr, und ein Männlein in einem brokatenen Schlafrock warf sich dem Nußknacker an den Hals mit den Worten: „Willkommen, bester Prinz, willkommen in Konfektburg!“ Marie wunderte sich nicht wenig, als sie merkte, daß der junge Drosselmeier von einem sehr vornehmen Mann als Prinz anerkannt wurde. Nun hörte sie aber so viele feine Stimmchen durcheinander toben, solch ein Gejuchze und Gelächter, solch ein Spielen und Singen, daß sie an nichts andres denken konnte, sondern nur gleich Nußknackerchen fragte, was denn das zu bedeuten habe. — „O, beste Demoiselle Stahlbaum“, erwiderte Nußknacker, „das ist nichts Besonderes. Konfektburg ist eine volkreiche, lustige Stadt, da geht's alle Tage so her; kommen Sie aber nur gefälligst weiter!“ Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie auf den großen Marktplatz kamen, der den herrlichsten Anblick gewährte. Alle Häuser ringsumher waren von durchbrochener Zuckerarbeit, Galerie über Galerie getürmt; in der Mitte stand ein hoher überzuckerter Baumkuchen als Obelisk, und um ihn her spritzten vier sehr künstliche Fontänen Orsade, Limonade und andre herrliche süße Getränke in die Lüfte, und in dem Becken sammelte sich lauter Creme, die man gleich hätte auslöffeln mögen. Aber hübscher als alles das waren die allerliebsten kleinen Leutchen, die sich zu Tausenden Kopf an Kopf durcheinander drängten und juchzten und lachten und scherzten und sangen, kurz, jenes lustige Getöse erhoben, das Marie schon in der Ferne gehört hatte. Da gab es schön gekleidete Herren und Damen, Armenier und Griechen, Juden und Tiroler, Offiziere und Soldaten und Prediger und

Schäfer und Hanswürste, kurz, alle nur mögliche Leute, wie sie in der Welt zu finden sind. An der einen Ecke wurde größer der Tumult, das Volk strömte auseinander; denn eben ließ sich der Großmogul auf einem Palankin vorübertragen, begleitet von dreiundneunzig Großen des Reichs und siebenhundert Sklaven. Es begab sich aber, daß an der andern Ecke die Fischerzunft, an fünfhundert Köpfe stark, ihren Festzug hielt, und übel war es auch, daß der türkische Großherr gerade den Einfall hatte, mit dreitausend Janitscharen über den Markt spazieren zu reiten, wozu noch der große Zug aus dem unterbrochenen Opferfeste kam, der mit klingendem Spiel und dem Gesange: „Auf, danket der mächtigen Sonne!" gerade auf den Baumkuchen zu wallte. Das war ein Drängen und Stoßen und Treiben und Gequieke! — Bald gab es auch viel Jammergeschrei; denn ein Fischer hatte im Gedränge einem Brahminen den Kopf abgestoßen, und der Großmogul wäre beinahe von einem Hanswurst überrannt worden. Toller und toller wurde der Lärm, und man fing bereits an, sich zu stoßen und zu prügeln, als der Mann im brokatenen Schlafrock, der am Thor den Nußknacker als Prinz begrüßt hatte, auf den Baumkuchen kletterte, und nachdem eine sehr hellklingende Glocke dreimal angezogen worden, dreimal laut rief: „Konditor! — Konditor! — Konditor!" — Sogleich legte sich der Tumult; ein jeder suchte sich zu behelfen, wie er konnte, und nachdem die verwickelten Züge sich entwickelt hatten, der besudelte Großmogul abgebürstet und dem Brahminen der Kopf wieder aufgesetzt worden, ging das vorige lustige Getöse aufs neue los.

„Was bedeutet das mit dem Konditor, guter Herr Drosselmeier?" fragte Marie. — „Ach, beste Demoiselle Stahlbaum", erwiderte Nußknacker, „Konditor wird hier eine unbekannte, aber sehr grauliche Macht genannt, von der man glaubt, daß sie aus dem Menschen machen könne, was sie wolle; es ist das Verhängnis, welches über dies kleine lustige Volk regiert, und sie fürchten dieses so sehr, daß durch die bloße Nennung des Namens

der größte Tumult gestillt werden kann, wie es eben der Herr Bürgermeister bewiesen hat. Ein jeder denkt dann nicht mehr an Irdisches, an Rippenstöße und Kopfbeulen, sondern geht in sich und spricht: ‚Was ist der Mensch und was kann aus ihm werden?‘“

Eines lauten Rufs der Bewunderung, ja des höchsten Erstaunens konnte sich Marie nicht enthalten, als sie jetzt mit einemmal vor einem in rosenrotem Schimmer hell leuchtenden Schlosse mit hundert luftigen Türmen stand. Nur hin und wieder waren reiche Bouquets von Veilchen, Narzissen, Tulpen, Levkojen auf die Mauern gestreut, deren dunkelbrennende Farben nur die blendende, ins Rosa spielende Weiße des Grundes erhöhten. Die große Kuppel des Mittelgebäudes sowie die pyramidenförmigen Dächer der Türme waren mit tausend golden und silbern funkelnden Sternlein besäet. „Nun sind wir vor dem Marzipanschloß“, sprach Nußknacker. Marie war ganz verloren in dem Anblick des Zauberpalastes; doch entging es ihr nicht, daß das Dach eines großen Turmes gänzlich fehlte, welches kleine Männerchen, die auf einem von Zimmetstangen erbauten Gerüste standen, wiederherstellen zu wollen schienen. Noch ehe sie den Nußknacker darum befragte, fuhr dieser fort: „Vor kurzer Zeit drohte diesem schönen Schloß arge Verwüstung, wo nicht gänzlicher Untergang. Der Riese Leckermaul kam des Weges gegangen, biß schnell das Dach jenes Turmes herunter und nagte schon an der großen Kuppel; die Konfektbürger brachten ihm aber ein ganzes Stadtviertel sowie einen ansehnlichen Teil des Konfitürenhains als Tribut, womit er sich abspeisen ließ und weiterging.“

In dem Augenblick ließ sich eine sehr angenehme sanfte Musik hören; die Thore des Schlosses öffneten sich, und es traten zwölf kleine Pagen heraus mit angezündeten Gewürznelkenstengeln, die sie wie Fackeln in den kleinen Händchen trugen. Ihre Köpfe bestanden aus einer Perle, die Leiber aus Rubinen und Smaragden, und dazu gingen sie auf sehr schön aus purem

Gold gearbeiteten Füßchen einher. Ihnen folgten vier Damen, beinahe so groß als Mariens Klärchen, aber so über die Maßen herrlich und glänzend geputzt, daß Marie nicht einen Augenblick in ihnen die geborenen Prinzessinnen verkannte. Sie umarmten den Nußknacker auf das zärtlichste und riefen dabei wehmütig freudig: „O, mein Prinz! — mein bester Prinz! — o mein Bruder!" Nußknacker schien sehr gerührt, er wischte sich die sehr häufigen Thränen aus den Augen, ergriff dann Marien bei der Hand und sprach pathetisch: „Dies ist die Demoiselle Marie Stahlbaum, die Tochter eines sehr achtungswerten Medizinalrates und die Retterin meines Lebens! Warf sie nicht den Pantoffel zur rechten Zeit, verschaffte sie mir nicht den Säbel des pensionierten Obersten, so läg' ich, zerbissen von dem fluchwürdigen Mausekönig, im Grabe. — O, diese Demoiselle Stahlbaum! gleicht ihr wohl Pirlipat, obschon sie eine geborene Prinzessin ist, an Schönheit, Güte und Tugend? — Nein, sag' ich, nein!" Alle Damen riefen: „Nein!" und fielen der Marie um den Hals und riefen schluchzend: „O, Sie edle Retterin des geliebten prinzlichen Bruders, — vortreffliche Demoiselle Stahlbaum!"

Nun geleiteten die Damen Marien und den Nußknacker in das Innere des Schlosses, und zwar in einen Saal, dessen Wände aus lauter farbig funkelnden Kristallen bestanden. Was aber vor allem übrigen der Marie so wohl gefiel, waren die allerliebsten kleinen Stühle, Kommoden, Sekretärs u. s. w., die ringsherum standen und die alle von Zedern- oder Brasilienholz mit daraufgestreuten goldenen Blumen verfertigt waren. Die Prinzessinnen nötigten Marien und den Nußknacker zum Sitzen und sagten, daß sie sogleich selbst ein Mahl bereiten wollten. Nun holten sie eine Menge kleiner Töpfchen und Schüsselchen von dem feinsten japanischen Porzellan, Löffel, Messer und Gabeln, Reibeisen, Kasserollen und andre Küchenbedürfnisse von Gold und Silber herbei. Dann brachten sie die schönsten Früchte und Zuckerwerk, wie es Marie noch niemals gesehen

hatte, und fingen an, auf das zierlichste mit den kleinen schneeweißen Händchen die Früchte auszupressen, das Gewürz zu stoßen, die Zuckermandeln zu reiben, kurz so zu wirtschaften, daß Marie wohl einsehen konnte, wie gut sich die Prinzessinnen auf das Küchenwesen verstanden, und was das für ein köstliches Mahl geben würde. Im lebhaften Gefühl, sich auf dergleichen Dinge ebenfalls recht gut zu verstehen, wünschte sie heimlich, bei dem Geschäft der Prinzessinnen selbst thätig sein zu können. Die schönste von Nußknackers Schwestern, als ob sie Mariens geheimen Wunsch erraten hätte, reichte ihr einen kleinen goldenen Mörser mit den Worten hin: „O, süße Freundin, teure Retterin meines Bruders, stoße eine Wenigkeit von diesem Zuckerkandel!“ Als Marie nun so wohlgemut in den Mörser stieß, daß er gar anmutig und lieblich wie ein hübsches Liedlein ertönte, fing Nußknacker an, sehr weitläufig zu erzählen, wie es bei der grausenvollen Schlacht zwischen seinem und des Mausekönigs Heer ergangen, wie er der Feigheit seiner Truppen halber geschlagen worden, wie dann der abscheuliche Mausekönig ihn durchaus zerbeißen wollen und Marie deshalb mehrere seiner Unterthanen, die in ihre Dienste gegangen, aufopfern müssen u. s. w. Marien war es bei dieser Erzählung, als klängen seine Worte, ja selbst ihre Mörserstöße, immer ferner und unvernehmlicher, bald sah sie silberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufsteigen, in denen die Prinzessinnen — die Pagen, der Nußknacker, ja sie selbst schwammen — ein seltsames Singen und Schwirren und Summen ließ sich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauschte; nun hob sich Marie wie auf steigenden Wellen immer höher und höher — höher und höher — höher und höher.

Beschluß.

Prr — puff ging es. — Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. — Das war ein Ruck! — Aber gleich schlug sie auch die Augen auf, da lag sie in ihrem Bettchen; es war heller Tag,

und die Mutter stand vor ihr, sprechend: „Aber, wie kann man auch so lange schlafen! Längst ist das Frühstück da.“ Du merkst es wohl, versammeltes, höchst geehrtes Publikum, daß Marie, ganz betäubt von all den Wunderdingen, die sie gesehen, endlich im Saal des Marzipanschlosses eingeschlafen war, und daß die Mohren oder die Pagen oder gar die Prinzessinnen selbst sie zu Hause getragen und ins Bett gelegt hatten. „O, Mutter, liebe Mutter, wo hat mich der junge Herr Drosselmeier diese Nacht überall hingeführt, was habe ich alles Schönes gesehen!“ Nun erzählte sie alles beinahe so genau, wie ich es soeben erzählt habe, und die Mutter sah sie ganz verwundert an. Als Marie geendet, sagte die Mutter: „Du hast einen langen, sehr schönen Traum gehabt, liebe Marie; aber schlag dir das alles nur aus dem Sinn!“ Marie bestand hartnäckig darauf, daß sie nicht geträumt, sondern alles wirklich gesehen habe; da führte die Mutter sie an den Glasschrank, nahm den Nußknacker, der wie gewöhnlich im dritten Fache stand, heraus und sprach: „Wie kannst du, du albernes Mädchen, nur glauben, daß diese Nürnberger Holzpuppe Leben und Bewegung haben kann?“ — „Aber, liebe Mutter“, fiel Marie ein, „ich weiß es ja wohl, daß der kleine Nußknacker, der junge Herr Drosselmeier aus Nürnberg, Pate Drosselmeiers Neffe ist.“ Da brachen beide, der Medizinalrat und die Medizinalrätin, in ein schallendes Gelächter aus. „Ach“, fuhr Marie beinahe weinend fort, „nun lachst du gar meinen Nußknacker aus, lieber Vater, und er hat doch von dir sehr gut gesprochen; denn als wir im Marzipanschloß ankamen, und er mich seinen Schwestern, den Prinzessinnen, vorstellte, sagte er, du seist ein sehr achtungswerter Medizinalrat!“ — Noch stärker wurde das Gelächter, in das auch Luise, ja sogar Fritz einstimmte.

Da lief Marie ins andre Zimmer, holte schnell aus ihrem kleinen Kästchen die sieben Kronen des Mausekönigs herbei und überreichte sie der Mutter mit den Worten: „Da sieh nur, liebe Mutter, das sind die sieben Kronen des Mausekönigs, die mir

in voriger Nacht der junge Herr Drosselmeier zum Zeichen seines Sieges überreichte." Voll Erstaunen betrachtete die Medizinalrätin die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekannten, aber sehr funkelnden Metall so sauber gearbeitet waren, als hätten Menschenhände das unmöglich vollbringen können. Auch der Medizinalrat konnte sich nicht satt sehen an den Krönchen, und beide, Vater und Mutter, drangen sehr ernst in Marien, zu gestehen, wo sie die Krönchen her habe. Sie konnte aber nur bei dem, was sie gesagt, stehen bleiben, und als sie nun der Vater hart anließ, und sie sogar eine kleine Lügnerin schalt, da fing sie an, heftig zu weinen, und klagte: „Ach, ich armes Kind, ich armes Kind, was soll ich denn nur sagen?" In dem Augenblick ging die Thür auf. Der Obergerichtsrat trat herein und rief: „Was ist da — was ist da? Mein Patchen Marie weint und schluchzt? — Was ist da — was ist da?" Der Medizinalrat unterrichtete ihn von allem, was geschehen, indem er ihm die Krönchen zeigte. Kaum hatte der Obergerichtsrat aber diese angesehen, als er lachte und rief: „Toller Schnack, toller Schnack! Das sind ja die Krönchen, die ich vor Jahren an meiner Uhrkette trug, und die ich der kleinen Marie an ihrem Geburtstage, als sie zwei Jahre alt worden, schenkte. Wißt ihr's denn nicht mehr?" Weder der Medizinalrat noch die Medizinalrätin konnten sich dessen erinnern; als aber Marie wahrnahm, daß die Gesichter der Eltern wieder freundlich geworden, da sprang sie los auf Pate Drosselmeier und rief: „Ach, du weißt ja alles, Pate Drosselmeier; sag' es doch nur selbst, daß mein Nußknacker dein Neffe, der junge Herr Drosselmeier aus Nürnberg ist, und daß er mir die Krönchen geschenkt hat!" — Der Obergerichtsrat machte aber ein sehr finsteres Gesicht und murmelte: „Dummer, einfältiger Schnack!" Darauf nahm der Medizinalrat die kleine Marie vor sich und sprach sehr ernsthaft: „Hör' mal, Marie, laß nun einmal die Einbildungen und Possen, und wenn du noch einmal sprichst, daß der einfältige, mißgestaltete Nußknacker der Neffe des Herrn Obergerichtsrats sei, so werf' ich nicht allein

den Nußknacker, sondern auch alle deine übrigen Puppen, Mamsell Klärchen nicht ausgenommen, durchs Fenster."

Nun durfte freilich die arme Marie gar nicht mehr davon sprechen, wovon denn doch ihr ganzes Gemüt erfüllt war; denn ihr möget es euch wohl denken, daß man solch Herrliches und Schönes, wie es Marien widerfahren, gar nicht vergessen kann. Selbst — sehr geehrter Leser oder Zuhörer Fritz — selbst dein Kamerad Fritz Stahlbaum drehte der Schwester sogleich den Rücken, wenn sie ihm von dem Wunderreiche, in dem sie so glücklich war, erzählen wollte. Er soll sogar manchmal zwischen den Zähnen gemurmelt haben: „Einfältige Gans!" Doch das kann ich seiner sonst erprobten guten Gemütsart halber nicht glauben; so viel ist aber gewiß, daß, da er nun an nichts mehr, was ihm Marie erzählte, glaubte, er seinen Husaren bei öffentlicher Parade das ihnen geschehene Unrecht förmlich abbat, ihnen statt der verlorenen Feldzeichen viel höhere, schönere Büsche von Gänsekielen anheftete und ihnen auch wieder erlaubte, den Gardehusarenmarsch zu blasen. Nun — wir wissen am besten, wie es mit dem Mut der Husaren aussah, als sie von den häßlichen Kugeln Flecke auf die roten Wämser kriegten!

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abenteuer; aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten sie in süßwogendem Rauschen und in holden, lieblichen Klängen; sie sah alles noch einmal, sowie sie nur ihren Sinn fest darauf richtete, und so kam es, daß sie, statt zu spielen wie sonst, starr und still, tief in sich gekehrt dasitzen konnte, weshalb sie von allen eine kleine Träumerin gescholten wurde. Es begab sich, daß der Obergerichtsrat einmal eine Uhr in dem Hause des Medizinalrates reparierte; Marie saß am Glasschrank und schaute, in ihre Träume vertieft, den Nußknacker an; da fuhr es ihr wie unwillkürlich heraus: „Ach, lieber Herr Drosselmeier, wenn Sie doch nur wirklich lebten, ich würd's nicht so machen wie Prinzessin Pirlipat und Sie verschmähen, weil Sie um meinetwillen aufgehört haben, ein hübscher junger Mann zu

sein!“ In dem Augenblick schrie der Obergerichtsrat: „Hei, hei — toller Schnack!“ — Aber in dem Augenblick geschah auch ein solcher Knall und Ruck, daß Marie ohnmächtig vom Stuhle sank.

Als sie wieder erwachte, war die Mutter um sie beschäftigt und sprach: „Aber wie kannst du nur vom Stuhle fallen, ein so großes Mädchen! — Hier ist der Neffe des Herrn Obergerichtsrats aus Nürnberg angekommen — sei hübsch artig!“ Sie blickte auf; der Obergerichtsrat hatte wieder seine Glasperücke aufgesetzt, seinen gelben Rock angezogen und lächelte sehr zufrieden; aber an seiner Hand hielt er einen zwar kleinen, aber sehr wohlgewachsenen jungen Mann. Wie Milch und Blut war sein Gesichtchen; er trug einen herrlichen roten Rock mit Gold, weißseidene Strümpfe und Schuhe, hatte im Jabot ein allerliebstes Blumenbouquet, war sehr zierlich frisiert und gepudert, und hinten über den Rücken hing ihm ein ganz vortrefflicher Zopf herab. Der kleine Degen an seiner Seite schien von lauter Juwelen, so blitzte er, und das Hütlein unterm Arm von Seidenflocken gewebt. Welche angenehme Sitten der junge Mann besaß, bewies er gleich dadurch, daß er Marien eine Menge herrlicher Spielsachen, vorzüglich aber den schönsten Marzipan und dieselben Figuren, welche der Mausekönig zerbissen, dem Fritz aber einen wunderschönen Säbel mitgebracht hatte. Bei Tische knackte der Artige für die ganze Gesellschaft Nüsse auf; die härtesten widerstanden ihm nicht; mit der rechten Hand steckte er sie in den Mund, mit der linken zog er den Zopf an — krack! — zerfiel die Nuß in Stücke.

Marie war glutrot geworden, als sie den jungen artigen Mann erblickte, und noch röter wurde sie, als nach Tische der junge Drosselmeier sie einlud, mit ihm in das Wohnzimmer an den Glasschrank zu gehen. „Spielt nur hübsch miteinander, ihr Kinder! Ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen“, rief der Obergerichtsrat. Kaum war aber der junge Drosselmeier mit Marien allein, als er sich auf ein Knie niederließ und also sprach: „O, meine allervortrefflichste Demoiselle

Stahlbaum, sehen Sie hier zu Ihren Füßen den beglückten Drosselmeier, dem Sie an dieser Stelle das Leben retteten! — Sie sprachen es gütigst aus, daß Sie mich nicht wie die garstige Prinzessin Pirlipat verschmähen wollten, wenn ich Ihretwegen häßlich geworden. Sogleich hörte ich auf, ein schnöder Nußknacker zu sein und erhielt meine vorige nicht unangenehme Gestalt wieder. O, vortreffliche Demoiselle, beglücken Sie mich mit Ihrer werten Hand! Teilen Sie mit mir Reich und Krone, herrschen Sie mit mir auf Marzipanschloß; denn dort bin ich jetzt König!" — Marie hob den Jüngling auf und sprach leise: „Lieber Herr Drosselmeier! Sie sind ein sanftmütiger, guter Mensch, und da Sie dazu noch ein anmutiges Land mit sehr hübschen lustigen Leuten regieren, so nehme ich Sie zum Bräutigam an." — Hierauf wurde Marie sogleich Drosselmeiers Braut. Nach Jahresfrist hat er sie, wie man sagt, auf einem goldenen, von silbernen Pferden gezogenen Wagen abgeholt. Auf der Hochzeit tanzten zweiundzwanzigtausend der glänzendsten mit Perlen und Diamanten geschmückten Figuren, und Marie soll noch zur Stunde Königin eines Landes sein, in dem man überall funkelnde Weihnachtswälder, durchsichtige Marzipanschlösser, kurz die allerherrlichsten, wunderbarsten Dinge erblicken kann, wenn man nur danach Augen hat.

Das war das Märchen vom Nußknacker und Mausekönig.

Kunstnovellen.

Einleitung des Herausgebers.

Kunstnovellen — so wollte Jean Paul, als er das Vorwort zu den „Phantasiestücken" Hoffmanns schreiben sollte, die in ihrem ersten Band vereinigten Poesien genannt wissen; der Dichter blieb bei dem alten Titel, da er noch eine Reihe anderer Erzählungen in die Sammlung aufnehmen wollte, die von dem Gebiete des Kunstempfindens weiter ablagen. Für die im folgenden aufgeführten Erzählungen ließe sich jedoch kein bezeichnenderer Gesamttitel finden als eben „Kunstnovellen" — oder auch „Musiknovellen", denn fast in allen spielt die Musik die Hauptrolle, sie, die ja für Hoffmann als die oberste aller Künste, die romantische Kunst κατ᾽ ἐξοχὴν, gegolten hat.

Es gibt zwei wesentlich verschiedene Arten, wie man einem Tonwerke mit den Mitteln der Sprache beikommen kann. Die erste, näher liegende, besteht in einer mehr oder weniger exakten Analyse und Zergliederung des musikalischen Werkes, die, vom Fachmann geschaffen und auch wieder für den Fachmann bestimmt, das Hauptaugenmerk stets auf die Einzelheiten der Technik richten wird.

Ungleich schwieriger ist es dagegen — und die Versuche dazu wurden auch erst in neuerer Zeit gemacht — die Gesamtwirkung eines Tonstücks auf das Gefühl des Hörers in Worte zu fassen und sie auf litterarischem Wege dem Leser zu übermitteln. Wir verlassen damit die Grenzen der fachmännischen Musikforschung und treten in das Gebiet des schriftstellernden Künstlers hinüber. Wer dieser neuen Aufgabe genügen will, muß ein nicht nur musikalisch, sondern auch dichterisch gleich hoch beanlagter Mensch sein. Der erste, bei dem wir ein derartiges Bestreben finden, ist Wilhelm Heinse. In seinem Roman „Hildegard von Hohenthal" (Berlin 1795—96) hat er seine Gedanken über musikalische Kunstwerke zusammengestellt.

Heinses bedeutenderer Nachfolger wurde Hoffmann. In ihm „fand die neue Richtung, welche nicht bei der technischen Beschreibung der Musik stehen bleiben, sondern das geheimnisvolle Wesen dieser Kunst

und ihre entsprechende Wirkung durch die Mittel schriftstellerischer Darstellung faßbar machen wollte, ihren vollbürtigsten Vertreter. In seiner Natur verband sich musikalische Begabung und Bildung mit einem starken, eigentümlichen Dichtertalent. Er war eine bahnbrechende Kraft" — so urteilt über Hoffmann der bekannte Musikhistoriker Philipp Spitta[1], und unter allen seinen Nachfolgern hat er nur einen gefunden, der, stark von Hoffmann beeinflußt, sich an Bedeutung mit ihm vergleichen ließe: Robert Schumann. Bei letzterem war allerdings mehr als bei Hoffmann die rein musikalische Begabung im Vordergrund, und die Unzulänglichkeit des Wortes für eine adäquate Wiedergabe des musikalischen Eindrucks war darum für ihn noch fühlbarer als für Hoffmann, der sich nicht selten da, wo sich jener Mangel einstellte, mit selbständigen und willkürlichen Konstruktionen seiner Phantasie weitergeholfen hat.

„Ritter Gluck" ist schon im Jahre 1809 entstanden und ist eine der ersten Arbeiten, die Hoffmann an Friedrich Rochlitz in Leipzig für dessen „Allgemeine musikalische Zeitung" abschickte. Hier erfolgte denn auch bald darauf die erste Veröffentlichung der Novelle, bis sie durch Aufnahme in den ersten Band der „Phantasiestücke" (Bamberg 1814) einem weiteren Leserkreis zugänglich wurde. Hoffmanns Begeisterung für den alten Meister findet im „Ritter Gluck" den lebendigsten Ausdruck. Es lag ihm selbstverständlich nicht daran, eine genaue Charakteristik Glucks zu liefern, und es wäre gewiß verkehrt, wenn man dem Novellisten die phantastische Färbung in dem Wesen seines Helden, die von manchem zeitgenössischen Kritiker bemängelt wurde, zum Vorwurf machen wollte. Ein Hauptmotiv, das Hoffmanns Fühlen besonders nahe lag, war der scharfe Kontrast zwischen Glucks hoher Kunstauffassung und dem trockenen Philistertum der Berliner, an dem Hoffmanns eigene künstlerische Pläne, kurz bevor er die Novelle niederschrieb, gescheitert waren.[2] Einzelheiten der Erfindung sowohl wie auch die Anwendung der Dialogform erinnern lebhaft an „Rameaus Neffen", den bekannten, von Goethe übersetzten Dialog Diderots, der während der Bamberger Zeit zu Hoffmanns Lieblingslektüre zählte.

Nicht lange nach dem „Ritter Gluck", ebenfalls in Bamberg, ist auch Hoffmanns berühmteste Musiknovelle: „Don Juan", entstanden,

---

[1] In seinem Aufsatz: „Über R. Schumanns Schriften" („Deutsche Rundschau", 1893, Bd. 73, S. 382 ff.).

[2] Vgl. Hoffmanns „Leben und Werke", oben S. 27 f.

die später den Schluß des ersten Bandes der „Phantasiestücke" bilden sollte. In ihr hat er den schönsten Beweis seiner hohen Begeisterung für des verehrten Meisters Schöpfung niedergelegt, einer Begeisterung, der schon der 19jährige Student seinem Freunde Hippel gegenüber beredten Ausdruck gegeben hatte.[1] Auf der anderen Seite offenbart sich aber auch in dieser phantastischen Erzählung die originelle Richtung von Hoffmanns Talent am deutlichsten. Weit entfernt, eine schulgerechte Analyse des gegebenen Tonwerks zu liefern, läßt der Dichter hier seine musikalische Empfindung durchaus hinter seiner poetischen Phantasie zurücktreten und gewährt dieser so freien Spielraum, daß wir schließlich ein ganz eigenartiges Produkt vor uns haben. An Stelle der Mozartschen Hauptcharaktere sind, man darf wohl sagen, originelle Neuschöpfungen Hoffmanns getreten, sein Don Juan und seine Donna Anna sind lebenswahre und lebensvolle Figuren, aber doch etwas ganz anderes, als was sich Mozart darunter vorgestellt hat. Bulthaupt[2] hat vollständig recht, wenn er vom Standpunkt Mozarts aus scharfe Opposition gegen Hoffmann macht, vor allem gegen dessen willkürliche Annahme von Annas Verführung durch Don Juan. In dieser, übrigens schon vor Hoffmann auftauchenden und durch den Stoff selbst nahegelegten Hypothese wurzelt Hoffmanns gesamte Don Juan-Erklärung, und er steht damit ohne Zweifel in direktem Gegensatz zu Mozart. „So zeigt uns Hoffmann zwar", schließt Bulthaupt seine eingehende Untersuchung, „was alles noch auf dem untersten Grunde des unerschöpflichen Stoffes verborgen liegt und ausgestaltet werden kann, aber er täuscht sich gründlich, wenn er das Erzeugnis seiner eigenen Phantasie bereits bei Mozart zu finden glaubt."

Daß Hoffmann zu der „Fermate" die erste Anregung durch ein Bild Hummels erhielt, berichtet er selbst am Eingang der Erzählung. Ferner hat er darin eine Reihe weit zurückliegender Jugenderlebnisse verwertet, so die erste musikalische Erziehung durch seinen pedantischen Oheim Dörffer in Königsberg.[3] Der Name einer der beiden in der Novelle auftretenden Sängerinnen, Lauretta, ist, wie Georg Ellinger erkannt hat, der von Hoffmann recensierten Oper Fioravantis: „I virtuosi ambulanti", entlehnt, mit deren Stoff die „Fermate" auch sonst noch Ähnlichkeiten aufweist. Sie ist geschrieben für das von Fouqué

---

[1] Vgl. „Hoffmanns Leben und Werke", oben S. 16 f.
[2] Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie der Oper, Leipzig 1887, Bd. 1, S. 180 ff.
[3] Vgl. „Hoffmanns Leben und Werke", Bd. 1, S. 10.

und Rückert herausgegebene „Frauentaschenbuch fürs Jahr 1816“ und später dem ersten Band der „Serapionsbrüder“ einverleibt worden.

Die Erzählung vom „Rat Krespel“ trägt ihren Namen nach dem aus Goethes Leben wohlbekannten Fürstlich Thurn und Taxisschen Rat und Archivarius Johann Bernhard Krespel aus Frankfurt (1747—1813), von dessen Absonderlichkeiten Hoffmann durch Clemens Brentano, mit dessen Familie Krespel nahe befreundet war, Kunde erhalten haben mag. So hat z. B. die Geschichte vom Hausbau einen thatsächlichen Hintergrund, wie man aus folgendem Brief von Goethes Mutter an ihren Sohn sieht: „Krespel ist ein Bauer geworden, hat in Laubach Güter gekauft, d. h. einzelne Baumstücke — baut auf dieselbe ein Hauß nach eigener Invenstion hat aber in dem Kickelsort weder Maurer noch Zimmerleute, weder Schreiner — noch Glaßer — das ist er nun alles selbst — es wird ein Hauß werden — wie seine Hoßen, die er auch selbst Fabricirt — Muster leihe mir deine Form.“ — Hoffmann hat natürlich die mitgeteilten Züge mit poetischer Willkür benutzt und mancherlei aus seinem eigenen Wesen, so vor allem seinen Musikenthusiasmus hinzugefügt. Veröffentlicht wurde die Erzählung als erstes Stück der „Serapionsbrüder“ (Berlin 1819).

Wie die „Fermate“ ist auch Hoffmanns Novelle „Der Artushof“ durch den Eindruck hervorgerufen, den ein Gemälde im Artushof zu Danzig bei ihm hinterlassen hat. Auch sonst noch hat er in seiner Erzählung Erinnerungen von seinem Aufenthalt in Danzig im Herbst 1801[1] verwertet. Matuszewski, den er als einen „alten Freund aus Königsberg“ in die Erzählung einführt, ist thatsächlich ein Jugendbekannter Hoffmanns aus seiner Heimatstadt.[2] Der alte Maler Berklinger erinnert schon im Namen an den alten Musiker Joseph Berglinger in Tieck-Wackenroders „Herzensergießungen“.

Entstanden ist der „Artushof“ (laut Brief an Hippel vom 12. März 1815) im Frühjahr 1815 und zum erstenmal veröffentlicht in der „Urania“ für 1817. Später erschien er auch wieder im ersten Bande der „Serapionsbrüder“ (Berlin 1819).

---

[1] Vgl. „Hoffmanns Leben und Werke“, oben S. 22.

[2] Vgl. ebenda, S. 12.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809.

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. s. w. durch die Linden nach dem Tiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber[1] besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Cigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madame Bethmann[2], ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat[3] und böse Groschen u. s. w., bis alles in eine Arie aus „Fanchon"[4] zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer[5] Fagott sich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier atmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen[6] Getöse jenes vermaledeiten

---

[1] Restaurationen im damaligen Berliner Tiergarten.

[2] Friederike Auguste Konradine Bethmann (1766—1815), eine der bedeutendsten deutschen Schauspielerinnen, die seit 1788 in Berlin wirkte und hier bald ein Liebling des Publikums wurde.

[3] Johann Gottlieb Fichtes Werk „Der geschlossene Handelsstaat", das im Jahre 1800 zu Tübingen erschienen war.

[4] „Fanchon, das Leiermädchen", nach dem Französischen bearbeitete Oper von Kotzebue und Himmel (1804), damals ungemein beliebt.

[5] An Krämpfen leidender.

[6] Mißtönenden.

Orchesters: da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Phantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am teuersten sein soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab, fest aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

„Welche rasende Musik! die abscheulichen Oktaven!“ — Neben mir murmelt es:

„Verwünschtes Schicksal! schon wieder ein Oktavenjäger!“

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder loskommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen halbgrauen Augenbrauen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig sein) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles[1] Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter moderner Überrock hüllte die große hagere Gestalt ein. Sowie mein Blick auf den

---

[1] Possenhaftes.

Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Tüten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rotem Wein aus einer Viertelsflasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Notwendigkeit, ihn anzureden.

„Es ist gut, daß die Musik schweigt", sagte ich; „das war ja nicht auszuhalten."

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Tüte aus.

„Es wäre besser, daß man gar nicht spielte!" nahm ich nochmals das Wort. „Sind Sie nicht meiner Meinung?"

„Ich bin gar keiner Meinung", sagte er. „Sie sind Musiker und Kenner von Profession . . . ."

„Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierspielen und Generalbaß wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Oktaven fortschreite. Ich nahm das damals als Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden."

„Wirklich?" fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der „Iphigenia in Aulis"[1] zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen; jetzt erhob er den Kopf — schnell warf er den Blick umher — die linke Hand

[1] Eines der fünf großen Meisterwerke Christoph Wilibald Ritters von Gluck (1714—87), entstanden im Jahre 1774.

mit auseinander gespreizten Fingern ruhte auf dem Tische, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempos angibt – die rechte Hand fällt, und das Allegro beginnt. — Eine brennende Röte fliegt über die blassen Wangen; die Augenbrauen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wut entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbrauen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert — tief aus der Brust zieht er den Atem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an; seine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmut erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten.

Die Ouvertüre war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer; ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich mir unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nötigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterstürzte, rief er aus: „Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orchester hielt sich brav!“

„Und doch", nahm ich das Wort, „doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben."

„Urteile ich richtig? — Sie sind kein Berliner!"

„Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf."

„Der Burgunder ist gut; aber es wird kalt."

„So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren."

„Ein guter Vorschlag. — Ich kenne Sie nicht, dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsre Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut."

Er sagte dies alles mit gutmütiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Überrock auseinander, und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste mit langen Schößen, schwarzsamtne Beinkleider und einen ganz kleinen silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

„Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sei?" begann ich.

„Weil ich in diesem Falle genötigt gewesen wäre, Sie zu verlassen."

„Das klingt rätselhaft."

„Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich — nun, daß ich ein Komponist bin."

„Noch immer errate ich Sie nicht."

„So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin; denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner."

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der „Iphigenia in Tauris", indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen

der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappierten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den phantastischen Äußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

„Haben Sie nie komponiert?"

„Ja, ich habe mich in der Kunst versucht; nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ich's denn bleiben."

„Sie haben Unrecht gethan; denn schon, daß Sie eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt; aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Komponieren kommt, auch nur anzudeuten? — Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich alle herum und jauchzen und schreien: ‚Wir sind Geweihte! wir sind am Ziel!' — Durchs elfenbeinerne Thor kommt man ins Reich der Träume; wenige sehen das Thor einmal? Noch wenigere gehen durch! — Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor sind sie zu finden. Es ist schwer, aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg[1] versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — sie zerfließen im Traum — sie werfen

[1] In Ariosts „Rasendem Roland".

keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! — Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Akkorde, Sternen gleich, herabschießen und euch mit Feuerfaden umspinnen. — Verpuppt im Feuer liegt ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne."

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

„Als ich im Reich der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Ängste! Nacht war's, und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien stürmten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen: da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Kolosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte! sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: ‚Ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Kolossen treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wiedersehen, und meine Melodien werden dein sein.'"

Er hielt inne.

„Und Sie sahen das Auge wieder?“

„Ja, ich sah es wieder! — Jahrelang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich saß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen miteinander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — sie hob ihr Haupt — der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne wie Lichtstrahlen aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluten strömten aus ihnen hervor — sie umflossen mich — das Auge war verschwunden und ich im Kelche.“

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft; ich beschloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

„Warum haben Sie mich so schnell verlassen?“

„Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Desto besser.“

„Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen.“

„Hören Sie denn nichts?“

„Nein.“

— „Es ist vorüber! — Lassen Sie uns gehen! Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber — Sie komponieren nicht — Sie sind kein Berliner.“

„Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl sein!“

„Sie irren! — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier wie ein abgeschiedener Geist im öden Raume umherzuirren!“

„Im öden Raume, hier, in Berlin?“

„Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein.“

„Aber die Künstler, die Komponisten!“

„Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn, und was weiß ich — können sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zu Mute, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit!“

„Ihr Urteil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.“

„Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus — alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, ich meine ja ‚Don Juan!‘ — Aber nicht die Ouvertüre, welche Prestissimo ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht!“

„Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtenteils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung.“

„Meinen Sie? — Ich wollte einmal ‚Iphigenia in Tauris‘ hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der ‚Iphigenia in Aulis‘ spielt. Hm — denke ich, ein Irrtum; man gibt diese Iphigenia! Ich erstaune, als nun das

Andante eintritt, womit die ‚Iphigenia in Tauris' anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! — Wie? hat der Komponist die Ouvertüre ins Gelag hinein geschrieben, daß man sie wie ein Trompeterstückchen abblasen kann, wie und wo man will?"

„Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben."

„Ei ja!" sagte er kurz und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf, und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hintereinander suchte ich ihn im Tiergarten vergebens.

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Teile der Stadt verspätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks „Armida" gegeben wurde, und ich war im Begriff, hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

„Jetzt kömmt der König — sie spielen den Marsch — o paukt, paukt nur zu! — 's ist recht munter! ja, ja, sie müssen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat sonst nicht Zug genug. — Ha ha — maestoso — schleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen. — Richtig, zum zwölftenmal! und immer auf die Dominante hinausgeschlagen. — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Kompliment — Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins

Recitativ hineingepoltert. — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?"

„Der Bann ist gelöst", rief ich. „Kommen Sie!"

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Tiergarten — denn niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichsstraße, als er plötzlich stillstand.

„Ich kenne Sie", sagte er. „Sie waren im Tiergarten — wir sprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgestanden — es ist vorüber!"

„Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher miteinander bekannt werden! Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es —"

„Ich kann und darf zu niemand gehen."

„Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen."

„So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja ins Theater?"

„Ich wollte ‚Armida' hören, aber nun —"

„Sie sollen jetzt ‚Armida' hören! Kommen Sie!"

Schweigend gingen wir die Friedrichsstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause stillstand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend, erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Thüre mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein, und der Anblick des sonderbar ausstaffierten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reichverzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehn verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf dem-

selben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastriertes[1] Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Komponieren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben sein mußte; denn ganz vergelbt war das Papier, und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufschriften: „Orfeo", „Armida", „Alceste", „Iphigenia" u. s. w., kurz, Glucks Meisterwerke sah ich beisammen stehen.

„Sie besitzen Glucks sämtliche Werke?" rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund, und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war „Armida" — und schritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte den zusammengelegten Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf, und — wer schildert mein Erstaunen? — ich erblickte rastrierte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: „Jetzt werde ich die Ouvertüre spielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit!" — Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft mit vollgriffigen Akkorden das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouvertüre anhebt, fast ganz dem Original getreu; aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viele neue geniale Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren seine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen[2] anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen. Sein Gesicht glühte; bald zogen sich die Augenbrauen zusammen, und ein lang

---

[1] Mit (Noten-) Linien versehenes.

[2] Verzierungen.

verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmut. Zuweilen sang er, wenn beide Hände mit künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er auf eine ganz besondere Weise mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouvertüre war geendet, und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verriet Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist — gestaltlos, damit mich niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt lassen Sie uns Armidens Szene singen!"

Nun sang er die Schlußszene der „Armida" mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab; aber seine veränderte Musik war die Gluckſche Szene gleichsam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: „Was ist das? wer sind Sie?"

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte,

ihn wiederzusehen, und suchte, durch den Stand des Klaviers orientiert, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte sonderbar lächelnd: „Ich bin der Ritter Gluck!“

Don Juan.

Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen.

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: „Das Theater fängt an!“ weckte mich aus dem sanften Schlaf, in den ich versunken war; Bässe brummen durcheinander — ein Paukenschlag — Trompetenstöße — ein klares A, von der Hoboe ausgehalten — Violinen stimmen ein: ich reibe mir die Augen. Sollte der allzeit geschäftige Satan mich im Rausche...? Nein! ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich gestern abend halb gerädert abgestiegen. Gerade über meiner Nase hängt die stattliche Troddel der Klingelschnur; ich ziehe sie heftig an, der Kellner erscheint.

„Aber was, um Himmels willen, soll die konfuse Musik da neben mir bedeuten? Gibt es denn ein Konzert hier im Hause?“

„Ew. Excellenz“ — (ich hatte mittags an der Wirtstafel Champagner getrunken!) „Ew. Excellenz wissen vielleicht noch nicht, daß dieses Hotel mit dem Theater verbunden ist. Diese Tapetenthür führt auf einen kleinen Korridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten: das ist die Fremdenloge.“

„Was? — Theater? — Fremdenloge?“

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchstens drei Personen — nur für vornehme Herren, ganz grün tapeziert, mit Gitterfenstern, dicht beim Theater! Wenn's Ew. Excellenz gefällig ist — wir führen heute den ‚Don Juan‘ von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Legegeld, einen Thaler acht Groschen, stellen wir in Rechnung.“

Das Letzte sagte er, schon die Logenthür aufdrückend, so rasch war ich bei dem Worte „Don Juan“ durch die Tapetenthür in

den Korridor geschritten. Das Haus war für den mittelmäßigen Ort geräumig, geschmackvoll verziert und glänzend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die ersten Akkorde der Ouvertüre überzeugten mich, daß ein ganz vortreffliches Orchester, sollten die Sänger auch nur im mindesten etwas leisten, mir den herrlichsten Genuß des Meisterwerks verschaffen würde. — In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren unterirdischen regno all pianto[1]; grausenerregende Ahnungen des Entsetzlichen erfüllten mein Gemüt. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im siebenten Takte des Allegro; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken — nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrunds dünner Decke lustig tanzten. Der Konflikt der menschlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, sein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geistes Augen. Endlich beruhigt sich der Sturm; der Vorhang fliegt auf. Frostig und unmutvoll, in seinen Mantel gehüllt, schreitet Leporello in finstrer Nacht vor dem Pavillon einher: Notte e giorno faticar[2]. — Also italienisch? — Hier am deutschen Orte italienisch? Ah che piacere![3] ich werde alle Recitative, alles so hören, wie es der große Meister in seinem Gemüt empfing und dachte! Da stürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehn! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein, aber welch ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung wie aus einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die wie griechisches Feuer unauslöschlich das Innerste durchbrennen! Des dunklen Haares aufgelöste Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verräterisch

[1] Reich der Klage; in Dantes „Göttlicher Komödie" Umschreibung für Hölle.
[2] Nacht und Tag sich abmühen; die berühmte Arie „Keine Ruh' bei Tag und Nacht".
[3] Ach, welche Freude!

nie gefahrlos belauschte Reize. Von der entsetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltsamen Schlägen. — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi[1] — Durch den Sturm der Instrumente leuchten wie glühende Blitze die aus ätherischem Metall gegossenen Töne! — Vergebens sucht sich Don Juan loszureißen. — Will er es denn? Warum stößt er nicht mit kräftiger Faust das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böse That kraftlos, oder ist es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Mut und Stärke raubt? — Der alte Papa hat seine Thorheit, im Finstern den kräftigen Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt; Don Juan und Leporello treten im recitierenden Gespräch weiter vor ins Proscenium. Don Juan wickelt sich aus dem Mantel und steht da in rotem, gerissenem[2] Sammet mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt: das Gesicht ist männlich schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen; das sonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt sekundenlang etwas vom Mephistopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könne er die magische Kunst der Klapperschlange[3] üben; es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen, und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in rot- und weißgestreifter Weste, kleinem roten Mantel, weißem Hut mit roter Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge seines Gesichts mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisierender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar stechen seltsam die schwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Bursche verdient Don Juans helfender Diener zu sein. — Glück-

---

[1] Hoff' nicht, außer wenn du mich tötest!

[2] Vgl. Bd. II, S. 180.

[3] Sie soll kleinere Tiere durch ihren Blick so zu bannen vermögen, daß sie nicht entfliehen können.

lich sind sie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erscheinen: ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens. Als Annas Bräutigam wohnte er, da man ihn so schnell herbeirufen konnte, wahrscheinlich im Hause; auf den ersten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können; er mußte sich aber erst putzen und mochte überhaupt nachts nicht gern sich herauswagen. — „Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!"[1] Mehr als Verzweiflung über den grausamsten Frevel liegt in den entsetzlichen, herzzerschneidenden Tönen dieses Recitativs und Duetts. Don Juans gewaltsames Attentat, das ihm Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, ist es nicht allein, was diese Töne der beängsteten Brust entreißt: nur ein verderblicher, tötender Kampf im Innern kann sie hervorbringen.

Eben schalt die lange hagere Donna Elvira, mit sichtlichen Spuren großer, aber verblühter Schönheit, den Verräter Don Juan: „Tu nido d'inganni"[2], und der mitleidige Leporello bemerkte ganz klug: „parla come un libro stampato"[3], als ich jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logenthür hinter mir geöffnet haben und hineingeschlüpft sein — das fuhr mir wie ein Stich durchs Herz. Ich war so glücklich, mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungestört das so vollkommen dargestellte Meisterwerk mit allen Empfindungsfasern wie mit Polypenarmen zu umklammern und in mein Selbst hineinzuziehn! ein einziges Wort, das obendrein albern sein konnte, hätte mich auf eine schmerzhafte Weise herausgerissen aus dem herrlichen Moment der poetisch-musikalischen Begeisterung! Ich beschloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, sondern, ganz in die Darstellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand gestützt, dem

[1] Aber welches traurige Schauspiel, ihr Götter, bietet sich meinen Augen dar.
[2] Du Nest voll Trug.
[3] Sie spricht wie ein Buch.

Nachbar den Rücken wendend, schauete ich hinaus. — Der Gang der Darstellung entsprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine lüsterne, verliebte Zerlina tröstete mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmütigen Tölpel Masetto. Don Juan sprach sein inneres, zerrissenes Wesen, den Hohn über die Menschlein um ihn her, nur aufgestellt zu seiner Lust, in ihr mattliches Thun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: „Fin ch'han dal vino“[1] — ganz unverhohlen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. — Die Masken erscheinen. Ihr Terzett ist ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel steigt. — Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es lustig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen sich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juans Fest herbeigelockt hat. — Jetzt kommen die drei zur Rache Verschwornen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt mutig Don Juan mit gezogenem Schwert seinen Feinden entgegen. Er schlägt dem Bräutigam den stählernen Galanteriedegen aus der Hand und bahnt sich durch das gemeine Gesindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymork, durcheinander wirft[2], daß alles gar possierlich übereinander purzelt, den Weg ins Freie.

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen Hauch gefühlt, das Knistern eines seidenen Gewandes gehört zu haben; das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen, aber ganz versunken in die poetische Welt, die mir die Oper aufschloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, schauete ich nach meiner Nachbarin. — Nein — keine Worte drücken mein Erstaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Kostüme, wie ich sie eben auf dem Theater gesehen, stand hinter mir und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres seelenvollen Auges. — Ganz sprachlos starrte ich sie an; ihr

[1] Solange sie Wein haben"; Beginn der bekannten Champagnerarie.
[2] In Ariosts „Rasendem Roland".

Mund (so schien es mir) verzog sich zu einem leisen, ironischen Lächeln, in dem ich mich spiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Notwendigkeit, sie anzureden, und konnte doch die, durch das Erstaunen, ja ich möchte sagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir beinahe unwillkürlich die Worte heraus: „Wie ist es möglich, Sie hier zu sehen?“ worauf sie sogleich in dem reinsten Toscanisch erwiderte, daß, verstände und spräche ich nicht Italienisch, sie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müsse, indem sie keine andere als nur diese Sprache rede. — Wie Gesang lauteten die süßen Worte. Im Sprechen erhöhte sich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Glutstrom in mein Inneres, von dem alle Pulse stärker schlugen und alle Fibern erzuckten. — Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit, abzuwägen, wie sie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich sein können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltsamste verbindet und dann ein frommer Glaube das Übersinnliche versteht und es den sogenannten natürlichen Erscheinungen des Lebens zwanglos anreiht: so geriet ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambulism, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich so innig mit ihr verbanden, daß sie selbst bei ihrer Erscheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern setzte ich dir, mein Theodor[1], jedes Wort des merkwürdigen Gesprächs her, das nun zwischen der Signora und mir begann; allein, indem ich das, was sie sagte, deutsch hinschreiben will, finde ich jedes Wort steif und matt, jede Phrase ungelenk, das auszudrücken, was sie leicht und mit Anmut toscanisch sagte.

Indem sie über den Don Juan, über ihre Rolle sprach, war es, als öffneten sich mir nun erst die Tiefen des Meisterwerks, und ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phan-

[1] Einer der „Serapionsbrüder“.

tastische Erscheinungen deutlich erkennen. Sie sagte, ihr ganzes Leben sei Musik, und oft glaube sie manches im Innern geheimnisvoll Verschlossene, was keine Worte aussprächen, singend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl", fuhr sie mit brennendem Auge und erhöheter Stimme fort, „aber es bleibt tot und kalt um mich; und indem man eine schwierige Roulade[1], eine gelungene Manier beklatscht, greifen eisige Hände in mein glühendes Herz! — Aber du — du verstehst mich: denn ich weiß, daß auch dir das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo die himmlischen Zauber der Töne wohnen!"

„Wie, du herrliche, wundervolle Frau — — du — du solltest mich kennen?"

„Ging nicht der zauberische Wahnsinn ewig sehnender Liebe in der Rolle der *** in deiner neuesten Oper aus deinem Innern hervor? — Ich habe dich verstanden, dein Gemüt hat sich im Gesange mir aufgeschlossen! — Ja (hier nannte sie meinen Vornamen), ich habe dich gesungen, so wie deine Melodien ich sind."

Die Theaterglocke läutete; eine schnelle Blässe entfärbte Donna Annas ungeschminktes Gesicht; sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie einen plötzlichen Schmerz, und indem sie leise sagte: „Unglückliche Anna, jetzt kommen deine fürchterlichsten Momente" — war sie aus der Loge verschwunden.

Der erste Akt hatte mich entzückt, aber nach dem wunderbaren Ereignis wirkte jetzt die Musik auf eine ganz andere, seltsame Weise. Es war, als ginge eine lang verheißene Erfüllung der schönsten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein; als würden die geheimsten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen festgebannt und müßten sich zur wunderbarsten Erkenntnis seltsamlich gestalten. — In Donna Annas Szene fühlte ich mich von einem sanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wollust erbeben; unwillkürlich schlossen sich meine Augen, und ein glühender Kuß schien auf meinen Lippen zu brennen; aber

---

[1] „Roller", Läufer, virtuose Gesangspassage.

der Kuß war ein wie von ewig dürstender Sehnsucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Lustigkeit angegangen: „Gia la mensa è preparata!“[1] — Don Juan saß kosend zwischen zwei Mädchen und lüftete einen Kork nach dem andern, um den brausenden Geistern, die hermetisch verschlossen, freie Herrschaft über sich zu verstatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gotischen Fenster im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinaussah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, sah man es oft durch das Fenster blitzen und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die vier Mädchen entfliehen, und unter den entsetzlichen Akkorden der unterirdischen Geisterwelt tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen den Don Juan pygmäisch[2] dasteht, ein. Der Boden erbebt unter des Riesen donnerndem Fußtritt. — Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen sein fürchterliches: No![3] die Stunde des Untergangs ist da. Die Statue verschwindet, dicker Qualm erfüllt das Zimmer, aus ihm entwickeln sich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet sich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Explosion, wie wenn tausend Blitze einschlügen —: Don Juan, die Dämonen sind verschwunden, man weiß nicht wie! Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohlthätig wirkt nun die Erscheinung der übrigen Personen, die den Juan, der von unterirdischen Mächten irdischer Rache entzogen, vergebens suchen. Es ist, als wäre man nun erst dem furchtbaren Kreise der höllischen Geister entronnen. — Donna Anna erschien ganz verändert: eine Totenblässe überzog ihr Gesicht, das Auge war erloschen, die Stimme zitternd und ungleich; aber eben dadurch in dem kleinen Duett mit dem süßen

---

[1] Schon ist der Tisch bereitet.
[2] Klein wie das fabelhafte Zwergvolk der antiken Sage.
[3] Nein.

Bräutigam, der nun, nachdem ihn der Himmel des gefährlichen Rächeramts glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugierte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen gegründet, und ich eilte in der exaltiertesten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirtstafel, und ich folgte ihm mechanisch. — Die Gesellschaft war der Messe wegen glänzend und die heutige Darstellung des „Don Juan" der Gegenstand des Gesprächs. Man pries im allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels; doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz schalkhaft hingeworfen wurden, daß wohl keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte sehr gefallen. Donna Anna war einem zu leidenschaftlich gewesen. Man müsse, meinte er, auf dem Theater sich hübsch mäßigen und das zu sehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Überfalls habe ihn ordentlich konsterniert. Hier nahm er eine Prise Tabak und schaute ganz unbeschreiblich dummklug seinen Nachbar an, welcher behauptete, die Italienerin sei aber übrigens eine recht schöne Frau, nur zu wenig besorgt um Kleidung und Putz; eben in jener Szene sei ihr eine Haarlocke aufgegangen und habe das Demiprofil des Gesichts beschattet! Jetzt fing ein anderer ganz leise zu intonieren an: „Fin ch'han dal vino", worauf eine Dame bemerkte: am wenigsten sei sie mit dem Don Juan zufrieden; der Italiener sei viel zu finster, viel zu ernst gewesen und habe überhaupt den frivolen, luftigen Charakter nicht leicht genug genommen. — Die letzte Explosion wurde sehr gerühmt. Des Gewäsches satt, eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nr. 23.

Es war mir so eng, so schwül in dem dumpfen Gemach! — Um Mitternacht glaubte ich deine Stimme zu hören, mein Theodor! Du sprachst deutlich meinen Namen aus, und es schien

an der Tapetenthür zu rauschen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abenteuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht sehe ich dich und sie, die mein ganzes Wesen erfüllt! Wie leicht ist es, den kleinen Tisch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner sucht mich mit dem bestellten Punsch; er findet das Zimmer leer, die Tapetenthür offen; er folgt mir in die Loge und sieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink setzt er das Getränk auf den Tisch und entfernt sich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal sich nach mir umschauend. Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand und sehe in das verödete Haus, dessen Architektur, von meinen beiden Lichtern magisch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorspringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchschneidende Zugluft. — Wie wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängstet von gräßlichen Larven, erschiene? — „Donna Anna!" rufe ich unwillkürlich; der Ruf verhallt in dem öden Raum, aber die Geister der Instrumente im Orchester werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es ist, als säusle in ihm der geliebte Name fort! — Nicht erwehren kann ich mich des heimlichen Schauers, aber wohlthätig durchbebt er meine Nerven.

Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, dir, mein Theodor, wenigstens anzudeuten, wie ich jetzt erst das herrliche Werk des göttlichen Meisters in seiner tiefen Charakteristik richtig aufzufassen glaube. — Nur der Dichter versteht den Dichter; nur ein romantisches Gemüt kann eingehen in das Romantische, nur der poetisch exaltierte Geist, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verstehen, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht. — Betrachtet man das Gedicht, den Don Juan, ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, so daß man nur das Geschichtliche in Anspruch nimmt, so ist es kaum zu begreifen, wie Mozart eine solche Musik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der mutwilligerweise den steinernen Mann

als Repräsentanten des alten Vaters, den er bei Verteidigung seines eigenen Lebens niederstach, zu seiner lustigen Tafel bittet — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetisches, und ehrlich gestanden, ist ein solcher Mensch es wohl nicht wert, daß die unterirdischen Mächte ihn als ein ganz besonderes Kabinettsstück der Hölle auszeichnen, daß der steinerne Mann, von dem verklärten Geiste beseelt, sich bemüht, vom Pferde zu steigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen, daß endlich der Teufel seine besten Gesellen ausschickt, um den Transport in sein Reich auf die gräßlichste Weise zu veranstalten. — Du kannst es mir glauben, Theodor, den Juan stattete die Natur wie ihrer Schoßkinder liebstes mit alledem aus, was den Menschen in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muß, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt; was ihn bestimmt, zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper; eine Bildung, woraus der Funke hervorstrahlt, der die Ahnungen des Höchsten entzündend in die Brust fiel; ein tiefes Gemüt; ein schnell ergreifender Verstand. — Aber das ist die entsetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menschen aufzulauern und ihm selbst in dem Streben nach dem Höchsten, worin er seine göttliche Natur ausspricht, böse Fallstricke zu legen. Dieser Konflikt der göttlichen und der dämonischen Kräfte erzeugt den Begriff des irdischen, so wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdischen Lebens. — Don Juan begeisterten die Ansprüche auf das Leben, die seine körperliche und geistige Organisation herbeiführte, und ein ewiges brennendes Sehnen, von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es gibt hier auf Erden wohl nichts, was den Menschen in seiner innigsten Natur so hinaufsteigert als die Liebe; sie ist es, die, so geheimnisvoll und so gewaltig wirkend, die

innersten Elemente des Daseins zerstört und verklärt; was Wunder also, daß Don Juan in der Liebe die Sehnsucht, die seine Brust zerreißt, zu stillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf? In Don Juans Gemüt kam durch des Erbfeindes List der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes schon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmlische Verheißung in unserer Brust wohnt und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Überirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weibe zum schönern rastlos fliehend; bis zum Überdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihre Reize mit der glühendsten Inbrunst genießend; immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auf gegen die Erscheinung, die, ihm als das Höchste im Leben geltend, so bitter ihn getäuscht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. Tiefe Verachtung der gemeinen Ansichten des Lebens, über die er sich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menschen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung auch nur im mindesten die Erfüllung der höheren Wünsche, die die Natur feindselig in unsere Brust legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich sich aufzulehnen und Verderben bereitend dem unbekannten, schicksallenkenden Wesen, das ihm wie ein schadenfrohes, mit den kläglichen Geschöpfen seiner spottenden Laune ein grausames Spiel treibendes Ungeheuer erschien, kühn entgegenzutreten, wo von einem solchen Verhältnis die Rede war. — Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verschmerzendes Unheil bringenden Schlag gestörte Glück der Liebenden ist ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer!

— Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur um hinabzustürzen in den Orkus. Annas Verführung mit den dabei eingetretenen Umständen ist die höchste Spitze, zu der er sich erhebt.

Donna Anna ist rücksichtlich der höchsten Begünstigungen der Natur dem Don Juan entgegengestellt. So wie Don Juan ursprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, so ist sie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüt der Teufel nichts vermochte. Alle Kunst der Hölle konnte nur sie irdisch verderben. — So wie der Satan dieses Verderben vollendet hat, durfte auch nach der Fügung des Himmels die Hölle die Vollstreckung des Rächeramts nicht länger verschieben. — Don Juan ladet den erstochenen Alten höhnend im Bilde ein zum lustigen Gastmahl, und der verklärte Geist, nun erst den gefallnen Menschen durchschauend und sich um ihn betrübend, verschmäht es nicht, in furchtbarer Gestalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber so verderbt, so zerrissen ist sein Gemüt, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in seine Seele wirft und ihn zum bessern Sein entzündet!

Gewiß ist es dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Annas Verführung gesprochen; und so gut ich es in dieser Stunde, wo tief aus dem Gemüt hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, sage ich dir mit wenigen Worten, wie mir in der Musik, ohne alle Rücksicht auf den Text, das ganze Verhältnis der beiden im Kampf begriffenen Naturen, Don Juan und Donna Anna, erscheint. — Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenübergestellt ist. Wie wenn Donna Anna vom Himmel dazu bestimmt gewesen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künste verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreißen? — Zu spät, zur Zeit des höchsten Frevels, sah er sie, und da konnte ihn nur die teuflische Lust erfüllen, sie zu verderben. — Nicht gerettet wurde sie! Als er hinausfloh, war die That geschehen. Das

14*

Feuer einer übermenschlichen Sinnlichkeit, Glut aus der Hölle, durchströmte ihr Innerstes und machte jeden Widerstand vergeblich. Nur er, nur Don Juan konnte den wollüstigen Wahnsinn in ihr entzünden, mit dem sie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerstörenden Wut höllischer Geister im Innern sündigte. Als er nach vollendeter That entfliehen wollte, da umschlang wie ein gräßliches, giftigen Tod sprühendes Ungeheuer sie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen. — Ihres Vaters Fall durch Don Juans Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den sie einst zu lieben glaubte — selbst die im Innersten ihres Gemüts in verzehrender Flamme wütende Liebe, die in dem Augenblick des höchsten Genusses aufloderte und nun gleich der Glut des vernichtenden Hasses brennt: alles dieses zerreißt ihre Brust. Sie fühlt, nur Don Juans Untergang kann der von tödlichen Martern beängsteten Seele Ruhe verschaffen; aber diese Ruhe ist ihr eigner irdischer Untergang. — Sie fordert daher unablässig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf; sie verfolgt selbst den Verräter, und erst als ihn die unterirdischen Mächte in den Orkus hineingezogen haben, wird sie ruhiger — nur vermag sie nicht dem hochzeitlustigen Bräutigam nachzugeben: „Lascia, o caro, un anno ancora, allo sfogo del mio cor!“[1] Sie wird dieses Jahr nicht überstehen; Don Ottavio wird niemals die umarmen, die ein frommes Gemüt davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben.

Wie lebhaft im Innersten meiner Seele fühlte ich alles dieses in den die Brust zerreißenden Akkorden des ersten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Überfall! — Selbst die Szene der Donna Anna im zweiten Akt: Crudele[2], die, oberflächlich betrachtet, sich nur auf den Don Ottavio bezieht, spricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarsten Beziehungen jene innere, alles irdische Glück verzehrende Stimmung der Seele

[1] Laß mir, o Lieber, ein Jahr noch zur Abkühlung meines Herzens.
[2] Grausamer.

aus. Was soll selbst in den Worten der sonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zusatz: „Forse un giorno il cielo ancora sentirà pietà di me!“[1] —

Es schlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektrischer Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leisen Geruch feinen italienischen Parfums, der gestern zuerst mir die Nachbarin vermuten ließ; mich umfängt ein seliges Gefühl, das ich nur in Tönen aussprechen zu können glaube. Die Luft streicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orchester rauschen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittichen schwellender Töne eines luftigen Orchesters getragen, glaube ich Annas Stimme zu hören: „Non mi dir bell' idol mio!“[2] — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan[3] voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher, himmlischer Schmerz, wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdseligen Erscheinungen! Mag der Traum, den du bald zum Grausen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdischen Menschen erkoren — mag er meinen Geist, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden festhält, den ätherischen Gefilden zuführen!

Gespräch des Mittags an der Wirtstafel, als Nachtrag.

Kluger Mann mit der Dose, stark auf den Deckel derselben schnippend: Es ist doch fatal, daß wir nun so bald keine ordentliche Oper mehr hören werden! aber das kommt von dem häßlichen Übertreiben!

Mulattengesicht: Ja, ja! hab's ihr oft genug gesagt! Die Rolle der Donna Anna griff sie immer ordentlich an! — Gestern war sie vollends gar wie besessen. Den ganzen Zwischen-

---

[1] Vielleicht wird eines Tages der Himmel noch Mitleid mit mir fühlen.
[2] Sage mir nicht, mein schönes Ideal.
[3] Arabisch, soviel wie: Land der Feen.

akt hindurch soll sie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Szene im zweiten Akt hatte sie gar Nervenanfälle —

Unbedeutender: O sagen Sie —!

Mulattengesicht: Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.

Ich: Um des Himmels willen — die Zufälle sind doch nicht von Bedeutung? wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann mit der Dose, eine Prise nehmend: Schwerlich, denn Signora ist heute morgens Punkt zwei Uhr gestorben.

Die Fermate.

Hummels[1] heiteres, lebenskräftiges Bild, die Gesellschaft in einer italienischen Lokanda[2], ist bekannt worden durch die Berliner Kunstausstellung im Herbst 1814, auf der es sich befand, Aug' und Gemüt gar vieler erlustigend. — Eine üppig verwachsene Laube — ein mit Wein und Früchten besetzter Tisch — an demselben zwei italienische Frauen einander gegenübersitzend — die eine singt, die andere spielt Chitarra — zwischen beiden hinterwärts stehend ein Abbate[3], der den Musikdirektor macht. Mit aufgehobener Battuta[4] paßt er auf den Moment, wenn Signora die Kadenz, in der sie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trillo, dann schlägt er nieder, und die Chitarristin greift keck den dominanten Akkord.[5] — Der Abbate ist voll Bewunderung — voll seligen Genusses — und dabei ängstlich gespannt. — Nicht um der Welt willen möchte er den richtigen Niederschlag verpassen. Kaum wagt er zu atmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts sumse. Um so mehr ist ihm der geschäftige Wirt fatal, der den bestellten Wein gerade jetzt im wichtigsten höchsten Moment herbeiträgt. — Aussicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. — Dort hält

---

[1] Johann Erdmann Hummel (1769—1852), der seit 1809 als Professor an der Berliner Akademie der Künste wirkte, zeigte sich in seinen historischen Gemälden, Bildnissen, Genrebildern rc. besonders als Meister der Perspektive und Farbengebung.

[2] Schenke.

[3] Abt.

[4] Battuta = Taktschlag; der Takt ist aufgehoben, die betreffende Stelle wird außer Takt gespielt. Das gilt für jede Kadenz („Schlußfall"), d. h. für harmonische Figuren, die einen Ruhepunkt oder Abschluß bilden. Der Dirigierende hat dabei die Hand mit dem Taktstock aufgehoben.

[5] Den „herrschenden" Akkord, d. h. den Grundakkord der Tonart, in der gerade gespielt wird.

ein Reiter, aus der Lokanda wird ihm ein frischer Trunk aufs Pferd gereicht.

Vor diesem Bilde standen die beiden Freunde Eduard und Theodor. „Je mehr ich", sprach Eduard, „diese zwar etwas ältliche, aber wahrhaft virtuosisch begeisterte Sängerin in ihren bunten Kleidern anschaue, je mehr ich mich an dem ernsten, echt römischen Profil, an dem schönen Körperbau der Chitarrspielerin ergötze, je mehr mich der höchst vortreffliche Abbate belustigt, desto freier und stärker tritt mir das Ganze ins wirkliche rege Leben. — Es ist offenbar karikiert im höhern Sinn, aber voll Heiterkeit und Anmut! — Ich möchte nur gleich hineinsteigen in die Laube und eine von den allerliebsten Korbflaschen öffnen, die mich dort vom Tische herab anlächeln. — Wahrhaftig, mir ist es, als spüre ich schon etwas von dem süßen Duft des edlen Weins. — Nein, diese Anregung darf nicht verhauchen in der kalten nüchternen Luft, die uns hier umweht. — Dem herrlichen Bilde, der Kunst, dem heitern Italia, wo hoch die Lebensluft aufglüht, zu Ehren, laß uns hingehen und eine Flasche italienischen Weins ausstechen."

Theodor hatte, während Eduard dies in abgebrochenen Sätzen sprach, schweigend und tief in sich gekehrt da gestanden. „Ja, das laß uns thun!" fuhr er jetzt auf, wie aus einem Traum erwachend; aber kaum loskommen konnte er von dem Bilde, und als er, dem Freunde mechanisch folgend, sich schon an der Thür befand, warf er noch sehnsüchtige Blicke zurück nach den Sängerinnen und nach dem Abbate. Eduards Vorschlag ließ sich leicht ausführen. Sie gingen quer über die Straße, und bald stand in dem blauen Stübchen bei Sala Tarone eine Korbflasche, ganz denen in der Weinlaube ähnlich, vor ihnen. „Es scheint mir aber", sprach Eduard, nachdem schon einige Gläser geleert waren und Theodor noch immer still und in sich gekehrt blieb, „es scheint mir aber, als habe dich das Bild auf ganz besondere und gar nicht so lustige Weise angeregt als mich?" — „Ich kann versichern", erwiderte Theodor, „daß auch ich alles Heitere und

Anmutige des lebendigen Bildes in vollem Maße genossen, aber ganz wunderbar ist es doch, daß das Bild getreu eine Szene aus meinem Leben mit völliger Porträtähnlichkeit der handelnden Personen darstellt. Du wirst mir aber zugestehen, daß auch heitere Erinnerungen dann den Geist gar seltsam zu erschüttern vermögen, wenn sie auf solche ganz unerwartete ungewöhnliche Weise plötzlich, wie durch einen Zauberschlag geweckt, hervorspringen. Dies ist jetzt mein Fall." — „Aus deinem Leben", fiel Eduard ganz verwundert ein, „eine Szene aus deinem Leben soll das Bild darstellen? Für gut getroffene Porträts habe ich die Sängerinnen und den Abbate gleich gehalten, aber daß sie dir im Leben vorgekommen sein sollten? Nun, so erzähle nur gleich, wie das alles zusammenhängt, wir bleiben allein, niemand kommt um diese Zeit her." — „Ich möchte das wohl thun", sprach Theodor, „aber leider muß ich sehr weit ausholen — von meiner Jugendzeit her." — „Erzähle nur getrost", erwiderte Eduard, „ich weiß so noch nicht viel von deinen Jugendjahren. Dauert es lange, so folgt nichts Schlimmeres daraus, als daß wir eine Flasche mehr ausstechen, als wir uns vorgenommen; das nimmt aber kein Mensch übel, weder wir noch Herr Tarone."

„Daß ich nun endlich", fing Theodor an, „alles andere beiseite geworfen und mich der edlen Musika ganz und gar ergeben, darüber wundre sich niemand, denn schon als Knabe mochte ich ja kaum was anderes treiben und klimperte Tag und Nacht auf meines Onkels altem knarrendem, schwirrendem Flügel. Es war an dem kleinen Orte recht schlecht bestellt um die Musik, niemanden gab es, der mich hätte unterrichten können, als einen alten eigensinnigen Organisten, der war aber ein toter Rechenmeister und quälte mich sehr mit finstern, übelklingenden Tokkaten[1] und Fugen. Ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, hielt ich treulich aus. Manchmal schalt der Alte gar ärgerlich, aber er durfte nur wieder einmal einen wackern Satz in seiner starken

[1] Vollstimmige Musikstücke für Tasteninstrumente in kurzen Notenwerten.

Manier spielen, und versöhnt war ich mit ihm und der Kunst. Ganz wunderbar wurde mir dann oft zu Mute, mancher Satz, vorzüglich von dem alten Sebastian Bach, glich beinahe einer geisterhaften graulichen Erzählung, und mich erfaßten die Schauer, denen man sich so gern hingibt in der phantastischen Jugendzeit. Ein ganzes Eden erschloß sich mir aber, wenn, wie es im Winter zu geschehen pflegte, der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen, unterstützt von ein paar schwächlichen Dilettanten, ein Konzert gab und ich in der Symphonie die Pauken schlug, welches mir vergönnt wurde wegen meines richtigen Takts. Wie lächerlich und toll diese Konzerte oft waren, habe ich erst später eingesehen. Gewöhnlich spielte mein Lehrer zwei Flügelkonzerte von Wolf[1] oder Emanuel Bach[2], ein Kunstpfeifergeselle quälte sich mit Stamitz[3], und der Acciseeinnehmer blies auf der Flöte gewaltig und übernahm sich im Atem so, daß er beide Lichter am Pult ausblies, die immer wieder angezündet werden mußten. An Gesang war nicht zu denken, das tadelte mein Onkel, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunst, sehr. Er gedachte noch mit Entzücken der älteren Zeit, als die vier Kantoren der vier Kirchen des Orts sich verbanden zur Aufführung von „Lottchen am Hofe[4]" im Konzertsaal. Vorzüglich pflegte er die Toleranz zu rühmen, womit die Sänger sich zum Kunstwerk vereinigt, da außer der katholischen und evangelischen noch die reformierte Gemeinde sich in zwei Zungen, der deutschen und französischen, spaltete; der französische Kantor ließ sich das Lottchen nicht nehmen und trug, wie der Onkel versicherte, brillbewaffnet die Partie mit dem anmutigsten Falsett vor, der jemals aus einer menschlichen Kehle herauspfiff. Nun verzehrte aber bei uns (am Orte, mein' ich) eine fünfundfünfzigjährige Demoiselle, Namens Meibel, die

[1] Ernst Wilhelm Wolf (1735—92), der außer vielen anderen Kompositionen 18 Klavierkonzerte schrieb.

[2] Des großen Johann Sebastian Bach Sohn Karl Philipp Emanuel Bach (1714—88) hat 52 Konzerte fürs Klavier geschrieben.

[3] Johann Karl Stamitz (1719—61), komponierte meist für die Violine.

[4] Singspiel in drei Akten von Johann Adam Hiller (1769), Text von Chr. F. Weiße.

karge Pension, welche sie als jubilierte Hoffängerin aus der Residenz erhielt, und mein Onkel meinte richtig, die Meibel könne für das Geld noch wirklich was Weniges jubilieren im Konzerte. Sie that vornehm und ließ sich lange bitten, doch gab sie endlich nach, und so kam es im Konzerte auch zu Bravourarien. Es war eine wunderliche Person, diese Demoiselle Meibel. Ich habe die kleine hagere Gestalt noch lebhaft in Gedanken. Sehr feierlich und ernst pflegte sie mit ihrer Partie in der Hand in einem buntstoffnen Kleide vorzutreten und mit einer sanften Beugung des Oberleibes die Versammlung zu begrüßen. Sie trug einen ganz sonderbaren Kopfputz, an dessen Vorderseite ein Strauß von italienischen Porzellanblumen befestigt war, der, indem sie sang, seltsam zitterte und nickte. Wenn sie geendigt und die Gesellschaft nicht wenig applaudiert hatte, gab sie ihre Partie mit stolzem Blick meinem Lehrer, dem es vergönnt war, in die kleine Porzellandose zu greifen, die einen Mops vorstellte, und die sie hervorgezogen, um daraus mit vieler Behaglichkeit Tabak zu nehmen. Sie hatte eine garstige, quäkende Stimme, machte allerlei skurrile Schnörkel und Kolloraturen, und du kannst denken, wie dies, verbunden mit dem lächerlichen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung, auf mich wirken mußte. Mein Onkel ergoß sich in Lobeserhebungen, ich konnte das nicht begreifen und gab mich um so eher meinem Organisten hin, der, überhaupt ein Verächter des Gesanges, in seiner hypochondrischen boshaften Laune die alte possierliche Demoiselle gar ergötzlich zu parodieren wußte.

Je lebhafter ich jene Verachtung des Gesanges mit meinem Lehrer teilte, desto höher schlug er mein musikalisches Genie an. Mit dem größesten Eifer unterrichtete er mich im Kontrapunkt, und bald setzte ich die künstlichsten Fugen und Tokkaten. Eben solch ein künstliches Stück von meiner Arbeit spielte ich einst an meinem Geburtstage (neunzehn Jahre war ich alt worden) dem Onkel vor, als der Kellner aus unserm vornehmsten Gasthause ins Zimmer trat, zwei ausländische, eben gekommene

Damen ankündigend. Noch ehe der Onkel den großgeblümten Schlafrock abwerfen und sich ankleiden konnte, traten die Gemeldeten schon hinein. — Du weißt, wie jede fremde Erscheinung auf den in kleinstädtischer Beengtheit Erzogenen elektrisch wirkt; — zumal diese, welche so unerwartet in mein Leben trat, war ganz dazu geeignet, mich wie ein Zauberschlag zu treffen. Denke dir zwei schlanke, hoch gewachsene Italienerinnen, nach der letzten Mode phantastisch bunt gekleidet, recht virtuosisch keck und doch gar anmutig auf meinen Onkel zuschreitend und auf ihn hineinredend mit starker, aber wohltönender Stimme. — Was sprechen sie denn für eine sonderbare Sprache? — nur zuweilen klingt es beinahe wie deutsch! — Der Onkel versteht kein Wort — verlegen zurücktretend — ganz verstummt zeigt er nach dem Sofa. Sie nehmen Platz — sie reden untereinander, das tönt wie lauter Musik. — Endlich verständigen sie sich dem Onkel, es sind reisende Sängerinnen, sie wollen Konzert geben am Orte und wenden sich an ihn, der solche musikalische Operationen einzuleiten vermag.

Wie sie miteinander sprachen, hatte ich ihre Vornamen herausgehorcht, und es war mir, als könne ich, da zuvor mich die Doppelerscheinung verwirrt, jetzt besser und deutlicher jede einzeln erfassen. Lauretta, anscheinend die ältere, mit strahlenden Augen umherblitzend, sprach mit überwallender Lebhaftigkeit und heftiger Gestikulation auf den ganz verlegenen Onkel hinein. Nicht eben zu groß, war sie üppig gebaut, und mein Auge verlor sich in manchen mir noch fremden Reizen. Teresina, größer, schlanker, länglichen ernsten Gesichts, sprach nur wenig, indessen verständlicher dazwischen. Dann und wann lächelte sie ganz seltsam, es war beinahe, als ergötze sie sehr der gute Onkel, der sich in seinen seidenen Schlafrock wie in ein Gehäuse einzog und vergebens suchte, ein verräterisches gelbes Band zu verstecken, womit die Nachtjacke zugebunden, und das immer wieder ellenlang aus dem Busen hervorwedelte. Endlich standen sie auf, der Onkel versprach, für den dritten Tag das Konzert anzuordnen,

und wurde samt mir, den er als einen jungen Virtuosen vorgestellt, höflichst auf Nachmittag zur Cioccolata[1] von den Schwestern eingeladen. Wir stiegen ganz feierlich und schwer die Treppen hinan, es war uns beiden ganz seltsam zu Mute, als sollten wir irgend ein Abenteuer bestehen, dem wir nicht gewachsen. Nachdem der Onkel gehörig dazu vorbereitet, über die Kunst viel Schönes gesprochen, welches niemand verstand, weder er noch wir andern, nachdem ich mit der brühheißen Schokolade mir zweimal die Zunge versengt, aber, ein Scävola[2] an stoischem Gleichmut, gelächelt hatte zum wütenden Schmerz, sagte Lauretta, sie wolle uns etwas vorsingen. Teresia nahm die Chitarra, stimmte und griff einige volle Akkorde. Nie hatte ich das Instrument gehört, ganz wunderbar erfaßte mich tief im Innersten der dumpfe, geheimnisvolle Klang, in dem die Saiten erbebten. Ganz leise fing Lauretta den Ton an, den sie aushielt bis zum Fortissimo und dann schnell losbrach in eine kecke krause Figur durch anderthalb Oktaven. Noch weiß ich die Worte des Anfangs: „Sento l'amica speme.[3]" — Mir schnürte es die Brust zusammen, nie hatte ich das geahnet. Aber so wie Lauretta immer kühner und freier des Gesanges Schwingen regte, wie immer feuriger funkelnd der Töne Strahlen mich umfingen, da ward meine innere Musik, so lange tot und starr, entzündet und schlug empor in mächtigen herrlichen Flammen. Ach! — ich hatte ja zum erstenmal in meinem Leben Musik gehört. — Nun sangen beide Schwestern jene ernste, tief gehaltene Duetten vom Abbate Steffani[4]. Teresinas volltönender, himmlisch reiner Alt drang mir durch die Seele. Nicht zurückhalten konnte ich meine innere Bewegung, mir stürzten die Thränen aus den Augen. Der Onkel räusperte sich, mir mißfällige Blicke zuwerfend, das half nichts, ich war wirklich ganz außer mir. Den Sänge=

[1] Schokolade.

[2] Der mutige Römer, der sich in Porsenas Lager die rechte Hand verbrennen ließ.

[3] Ich fühle die freundliche Hoffnung.

[4] Die Kammerduette des Abbate Agostino Steffani (1655—1730) nehmen in der Geschichte der Musik eine bedeutsame Stelle ein.

rinnen schien das zu gefallen, sie erkundigten sich nach meinen musikalischen Studien, ich schämte mich meines musikalischen Treibens, und mit der Dreistigkeit, die die Begeisterung mir gegeben, erklärte ich geradezu heraus: erst heute hätte ich Musik gehört! „Il bon fanciullo[1]“, lispelte Lauretta recht süß und lieblich. Als ich nach Hause gekommen, befiel mich eine Art von Wut, ich ergriff alle Tokkaten und Fugen, die ich zusammengedrechselt, ja sogar fünfundvierzig Variationen über ein kanonisches Thema[2], die der Organist komponiert und mir verehrt in sauberer Abschrift, warf alles ins Feuer und lachte recht hämisch, als der doppelte Kontrapunkt so dampfte und knisterte. Nun setzte ich mich ans Instrument und versuchte erst die Töne der Chitarra nachzuahmen, dann die Melodien der Schwestern nachzuspielen, ja endlich nachzusingen. „Man quäke nicht so schrecklich und lege sich fein aufs Ohr“, rief um Mitternacht endlich der Onkel, löschte mir beide Lichter aus und kehrte in sein Schlafzimmer zurück, aus dem er hervorgetreten. Ich mußte gehorchen. Der Traum brachte mir das Geheimnis des Gesanges — so glaubte ich — denn ich sang vortrefflich „sento l'amica speme“. — Den andern Morgen hatte der Onkel alles, was nur geigen und pfeifen konnte, zur Probe bestellt. Stolz wollte er zeigen, wie herrlich unsere Musik beschaffen, es lief indessen höchst unglücklich ab. Lauretta legte eine große Szene auf, aber gleich im Recitativ tobten sie alle durcheinander, keiner hatte eine Idee vom Akkompagnieren. Lauretta schrie — wütete — weinte vor Zorn und Ungeduld. Der Organist saß am Flügel, über den fiel sie her mit den bittersten Vorwürfen. Er stand auf und ging in stummer Verstocktheit zur Thüre hinaus. Der Stadtpfeifer, dem Lauretta ein Asino maledetto[3] an den Kopf geworfen, hatte die Violine unter den

[1] Das gute Kind.

[2] Im Kanon treten verschiedene Stimmen nach einander ein und wiederholen die Melodie der ersten auf derselben oder einer anderen Tonstufe.

[3] Verfluchter Esel.

Arm genommen und den Hut trotzig auf den Kopf geworfen. Er bewegte sich ebenfalls nach der Thüre, die Gesellen, Bogen in die Saiten gesteckt, Mundstücke abgeschraubt, folgten. Bloß die Dilettanten schauten umher mit weinerlichen Blicken, und der Acciseinnehmer rief tragisch: „O Gott, wie alteriert mich das!“ — Alle meine Schüchternheit hatte mich verlassen, ich warf mich dem Stadtpfeifer in den Weg, ich bat, ich flehte, ich versprach ihm in der Angst sechs neue Menuetts mit doppeltem Trio für den Stadtball. — Es gelang mir, ihn zu besänftigen. Er kehrte zurück zum Pulte, die Gesellen traten heran, bald war das Orchester hergestellt, nur der Organist fehlte. Langsam wandelte er über den Markt, kein Winken, kein Zurufen lenkte seine Schritte zurück. Teresina hatte alles mit verbissenem Lachen angesehen, Lauretta, so zornig sie erst gewesen, so heiter war sie jetzt. Sie lobte über Gebühr meine Bemühungen, sie fragte mich, ob ich den Flügel spiele, und ehe ich mir's versah, saß ich an des Organisten Stelle vor der Partitur. Noch nie hatte ich den Gesang begleitet oder gar ein Orchester dirigiert. Teresina setzte sich mir zur Seite an den Flügel und gab mir jedes Tempo an, ich bekam ein aufmunterndes Bravo nach dem andern von Lauretta, das Orchester fügte sich, es ging immer besser. In der zweiten Probe wurde alles klar, und die Wirkung des Gesanges der Schwestern im Konzerte war unbeschreiblich. Es sollten in der Residenz bei der Rückkunft des Fürsten viele Feierlichkeiten stattfinden, die Schwestern waren hinüberberufen, um auf dem Theater und im Konzert zu singen; bis zur Zeit, wenn ihre Gegenwart notwendig, hatten sie sich entschlossen, in unserm Städtchen zu verweilen, und so kam es denn, daß sie noch ein paar Konzerte gaben. Die Bewunderung des Publikums ging über in eine Art Wahnsinn. Nur die alte Meibel nahm bedächtig eine Prise aus dem Porzellanmops und meinte: solch impertinentes Geschrei sei kein Gesang, man müsse hübsch d u s e singen. Mein Organist ließ sich gar nicht mehr sehen, und ich vermißte ihn auch nicht. Ich war der glückseligste Mensch auf

Erden! — Den ganzen Tag saß ich bei den Schwestern, akkompagnierte und schrieb die Stimmen aus den Partituren zum Gebrauch in der Residenz. Lauretta war mein Ideal, alle bösen Launen, die entsetzlich aufbrausende Heftigkeit — die virtuosische Quälerei am Flügel — alles ertrug ich mit Geduld! — Sie, nur sie hatte mir ja die wahre Musik erschlossen. Ich fing an, das Italienische zu studieren und mich in Kanzonetten zu versuchen. Wie schwebte ich im höchsten Himmel, wenn Lauretta meine Komposition sang und sie gar lobte! Oft war es mir, als habe ich das gar nicht gedacht und gesetzt, sondern in Laurettas Gesange strahle erst der Gedanke hervor. An Teresina konnte ich mich nicht recht gewöhnen, sie sang nur selten, schien nicht viel auf mein ganzes Treiben zu geben, und zuweilen war es mir sogar, als lache sie mich hinterrücks aus. Endlich kam die Zeit der Abreise heran. Nun erst fühlte ich, was mir Lauretta geworden, und die Unmöglichkeit, mich von ihr zu trennen. Oft, wenn sie recht smorfiosa gewesen[1], liebkoste sie mich, wiewohl auf ganz unverfängliche Weise, aber mein Blut kochte auf, und nur die seltsame Kälte, die sie mir entgegenzusetzen wußte, hielt mich ab, hell auflodernd in toller Liebeswut sie in meine Arme zu fassen. — Ich hatte einen leidlichen Tenor, den ich zwar nie geübt, der sich aber jetzt schnell ausbildete. Häufig sang ich mit Lauretta jene zärtliche italienische Duettini, deren Zahl unendlich ist. Eben ein solches Duett sangen wir, die Abreise war nahe — „senza di te, ben mio, vivere non poss'io[2]" — Wer vermochte das zu ertragen! — Ich stürzte zu Laurettas Füßen — ich war in Verzweiflung! Sie hob mich auf. „Aber mein Freund! dürfen wir uns denn trennen?" — Ich horchte voll Erstaunen hoch auf. Sie schlug mir vor, mit ihr und Teresina nach der Residenz zu gehen, denn aus dem Städtchen heraus müßte ich doch einmal, wenn ich mich der Musik ganz widmen wolle. Denke dir einen, der in den schwärzesten boden=

---

[1] D. h. wenn sie sich recht ungebührlich benommen hatte.

[2] Ohne dich, mein Guter, kann ich nicht leben.

losen Abgrund stürzt, er verzweifelt am Leben, aber in dem Augenblick, wo er den Schlag, der ihn zerschmettert, zu empfinden glaubt, sitzt er in einer herrlichen hellen Rosenlaube, und hundert bunte Lichterchen umhüpfen ihn und rufen: „Liebster, bis dato leben Sie noch!" So war mir jetzt zu Mute. Mit nach der Residenz! das stand fest in meiner Seele! — Nicht ermüden will ich dich damit, wie ich es anfing, dem Onkel zu beweisen, daß ich nun durchaus nach der ohnehin nicht sehr entfernten Residenz müßte. Er gab endlich nach, versprach sogar mitzureisen. Welch ein Strich durch die Rechnung! — Meine Absicht, mit den Sängerinnen zu reisen, durfte ich ja nicht laut werden lassen. Ein tüchtiger Katarrh, der den Onkel befiel, rettete mich. Mit der Post fuhr ich von dannen, aber nur bis auf die nächste Station, wo ich blieb, um meine Göttin zu erwarten. Ein wohlgespickter Beutel setzte mich in den Stand, alles gehörig vorzubereiten. Recht romantisch wollte ich die Damen wie ein beschützender Paladin zu Pferde begleiten; ich wußte mir einen nicht besonders schönen, aber nach der Versicherung des Verkäufers geduldigen Gaul zu verschaffen und ritt zur bestimmten Zeit den Sängerinnen entgegen. Bald kam der kleine zweisitzige Wagen langsam heran. Den Hintersitz hatten die Schwestern eingenommen, auf dem kleinen Rücksitz saß ihr Kammermädchen, die kleine dicke Gianna, eine braune Neapolitanerin. Außerdem war noch der Wagen mit allerlei Kisten, Schachteln und Körben, von denen reisende Damen sich nie trennen, vollgepackt. Von Giannas Schoße bellten mir zwei kleine Mopse entgegen, als ich froh die Erwarteten begrüßte. Alles ging glücklich von statten, wir waren schon auf der letzten Station, da hatte mein Pferd den besondern Einfall, nach der Heimat zurückkehren zu wollen. Das Bewußtsein, in dergleichen Fällen nicht mit sonderlichem Erfolg Strenge brauchen zu können, riet mir, alle nur mögliche sanfte Mittel zu versuchen, aber der starrsinnige Gaul blieb ungerührt bei meinem freundlichen Zureden. Ich wollte vorwärts, er rückwärts, alles, was ich mit Mühe über ihn erhielt, war, daß, statt

rückwärts auszureißen, er sich nur im Kreise drehte. Teresina bog sich zum Wagen heraus und lachte sehr, während Lauretta, beide Hände vor dem Gesicht, laut aufschrie, als sei ich in größter Lebensgefahr. Das gab mir den Mut der Verzweiflung, ich drückte beide Sporn dem Gaul in die Rippen, lag aber auch in demselben Augenblick unsanft hinabgeschleudert auf dem Boden. Das Pferd blieb ruhig stehen und schaute mich mit lang vorgerecktem Halse ordentlich verhöhnend an. Ich vermochte nicht aufzustehen, der Kutscher eilte, mir zu helfen, Lauretta war herausgesprungen und weinte und schrie, Teresina lachte unaufhörlich. Ich hatte mir den Fuß verstaucht und konnte nicht wieder aufs Pferd. Wie sollte ich fort? Das Pferd wurde an den Wagen gebunden, in den ich hineinkriechen mußte. Denke dir zwei ziemlich robuste Frauenzimmer, eine dicke Magd, zwei Möpse, ein Dutzend Kisten, Schachteln und Körbe und nun noch mich dazu in einen kleinen zweisitzigen Wagen zusammengepackt, — denke dir Laurettas Jammern über den unbequemen Sitz — das Heulen der Möpse — das Geschnatter der Neapolitanerin — Teresinas Schmollen — meinen unsäglichen Schmerz am Fuße, und du wirst das Anmutige meiner Lage ganz empfinden. Teresina konnte es, wie sie sagte, nicht länger aushalten. Man hielt, mit einem Satz war sie aus dem Wagen heraus. Sie band mein Pferd los, setzte sich quer über den Sattel und trabte und kurbettierte vor uns her. Gestehen mußte ich, daß sie sich gar herrlich ausnahm. Die ihr in Gang und Stellung eigene Hoheit und Grazie zeigte sich noch mehr auf dem Pferde. Sie ließ sich die Chitarra hinausreichen und, die Zügel um den Arm geschlungen, sang sie stolze spanische Romanzen, volle Akkorde dazu greifend. Ihr helles seidenes Kleid flatterte, im schimmernden Faltenwurf spielend, und wie in den Tönen kosende Luftgeister nickten und wehten die weißen Federn auf ihrem Hute. Die ganze Erscheinung war hoch romantisch, ich konnte kein Auge von Teresina wenden, unerachtet Lauretta sie eine phantastische Närrin schalt, der die Keckheit übel bekommen würde. Es ging

aber glücklich, das Pferd hatte allen Starrsinn verloren, oder es war ihm die Sängerin lieber als der Paladin, kurz — erst vor den Thoren der Residenz kroch Teresina wieder ins Wagengehäuse hinein.

Sieh mich jetzt in Konzerten und Opern, sieh mich in aller möglichen Musik schwelgen — sieh mich als fleißigen Korrepetitore am Flügel, Arien, Duetten, und was weiß ich sonst einstudieren. Du merkst es dem ganz veränderten Wesen an, daß ein wunderbarer Geist mich durchdringt. Alle kleinstädtische Scheu ist abgeworfen, wie ein Maestro sitze ich am Flügel vor der Partitur, die Szenen meiner Donna dirigierend. — Mein ganzer Sinn — meine Gedanken sind süße Melodie. — Ich schreibe, unbekümmert um kontrapunktische Künste, allerlei Kanzonetten und Arien, die Lauretta singt, wiewohl nur im Zimmer. — Warum will sie nie etwas von mir im Konzert singen? — Ich begreife es nicht! — Aber Teresina erscheint mir zuweilen auf stolzem Roß mit der Lyra wie die Kunst selbst in kühner Romantik — unwillkürlich schreib' ich manch hohes, ernstes Lied! — Es ist wahr, Lauretta spielt mit den Tönen wie eine launische Feenkönigin. Was darf sie wagen, das ihr nicht glücke? Teresina bringt keine Roulade[1] heraus — ein simpler Vorschlag, ein Mordent[2] höchstens, aber ihr langgehaltener Ton leuchtet durch finstern Nachtgrund, und wunderbare Geister werden wach und schauen mit ernsten Augen tief hinein in die Brust. — Ich weiß nicht, wie ich so lange dafür verschlossen sein konnte.

Das den Schwestern bewilligte Benefizkonzert war herangekommen, Lauretta sang mit mir eine lange Szene von Anfossi[3]. Ich saß wie gewöhnlich am Flügel. Die letzte Fermate trat ein. Lauretta bot alle ihre Kunst auf, Nachtigalltöne wirbelten auf und ab — aushaltende Noten — dann bunte krause Rou-

---

[1] Vgl. S. 205, Anm. 1.

[2] „Beißer", Pralltriller, verkürzter Triller ohne Nachschlag.

[3] Pasquale Anfossi (geb. um 1736, gest. 1797) war als Opernkomponist sehr geschätzt.

laden, ein ganzes Solfeggio[1]! In der That schien mir das Ding diesmal beinahe zu lang, ich fühlte einen leisen Hauch; Teresina stand hinter mir. In demselben Augenblick holte Lauretta aus zum anschwellenden Harmonikatriller, mit ihm wollte sie in das a Tempo hinein. Der Satan regierte mich, nieder schlug ich mit beiden Händen den Akkord, das Orchester folgte, geschehen war es um Laurettas Triller, um den höchsten Moment, der alles in Staunen setzen sollte. Lauretta, mit wütenden Blicken mich durchbohrend, riß die Partie zusammen, warf sie mir an den Kopf, daß die Stücke um mich her flogen, und rannte wie rasend durch das Orchester in das Nebengemach. Sowie das Tutti geschlossen, eilte ich nach. Sie weinte, sie tobte. „Mir aus den Augen, Frevler", schrie sie mir entgegen — „Teufel, der hämisch mich um alles gebracht — um meinen Ruhm, um meine Ehre — ach, um meinen Trillo. — Mir aus den Augen, verruchter Sohn der Hölle!" — Sie fuhr auf mich los, ich entsprang durch die Thüre. Während des Konzerts, das eben jemand vortrug, gelang es endlich Teresinen und dem Kapellmeister, die Wütende so weit zu besänftigen, daß sie wieder vorzutreten sich entschloß; ich durfte aber nicht mehr an den Flügel. Im letzten Duett, das die Schwestern sangen, brachte Lauretta noch wirklich die anschwellenden Harmonikatriller an, wurde über die Maßen beklatscht und geriet in die beste Stimmung. Ich konnte indessen die üble Behandlung, die ich in Gegenwart so vieler fremder Personen von Lauretta erduldet, nicht verwinden und war fest entschlossen, den andern Morgen nach meiner Vaterstadt zurückzureisen. Eben packte ich meine Sachen zusammen, als Teresina in mein Stübchen trat. Mein Beginnen gewahrend, rief sie voll Erstaunen: „Du willst uns verlassen?" Ich erklärte, daß, nachdem ich solche Schmach von Lauretta erduldet, ich länger in ihrer Gesellschaft nicht bleiben könne. „Also die tolle Aufführung einer Närrin", sprach Theresina, „die sie

[1] Übungsstück für den Gesang ohne eigentlichen Text, nur auf einzelnen Silben mit verschiedenen Vokalen.

schon herzlich bereut, treibt dich fort? Kannst du denn aber besser leben in deiner Kunst als bei uns? Nur auf dich kommt es ja an, durch dein Betragen Lauretta von ähnlichem Beginnen abzuhalten. Du bist zu nachgiebig, zu süß, zu sanft. Überhaupt schlägst du Laurettas Kunst zu hoch an. Sie hat keine üble Stimme und viel Umfang, das ist wahr, aber alle diese sonderbaren wirblichten Schnörkel, die ungemessenen Läufe, diese ewigen Triller, was sind sie anders, als blendende Kunststückchen, die so bewundert werden wie die waghalsigen Sprünge des Seiltänzers? Kann denn so etwas tief in uns eindringen und das Herz rühren? Den Harmonikatriller, den du verdorben, kann ich nun gar nicht leiden, es wird mir ängstlich und weh dabei. Und dann dies Hochhinaufklettern in die Region der drei Striche, ist das nicht ein erzwungenes Übersteigen der natürlichen Stimme, die doch nur allein wahrhaft rührend bleibt? Ich lobe mir die Mittel- und die tiefen Töne. Ein in das Herz dringender Laut, ein wahrhaftes Portamento di voce[1] geht mir über alles. Keine unnütze Verzierung, ein fest und stark gehaltener Ton — ein bestimmter Ausdruck, der Seele und Gemüt erfaßt, das ist der wahre Gesang, und so singe ich. Magst du Lauretta nicht mehr leiden, so denke an Teresina, die dich so gern hat, weil du nach deiner eigentlichen Art und Weise eben mein Maestro und Kompositore werden wirst. — Nimm mir's nicht übel! Alle deine zierlichen Kanzonetten und Arien sind gar nichts wert gegen das einzige." — Teresina sang mit ihrer sonoren vollen Stimme einen einfachen kirchenmäßigen Kanzone, den ich vor wenigen Tagen gesetzt. Nie hatte ich geahnt, daß das so klingen könnte. Die Töne drangen mit wunderbarer Gewalt in mich hinein, die Thränen standen mir in den Augen vor Lust und Entzücken, ich ergriff Teresinas Hand, ich drückte sie tausendmal an den Mund, ich schwur, mich niemals von ihr zu trennen. — Lauretta sah mein Verhältnis mit Teresina mit neidischem

[1] Das getragene Hinüberschleifen von einem Ton zum andern.

verbissenen Ärger an, indessen sie bedurfte meiner, denn trotz ihrer Kunst war sie nicht im stande, Neues ohne Hülfe einzustudieren, sie las schlecht und war auch nicht taktfest. Teresina las alles vom Blatt, und daneben war ihr Taktgefühl ohnegleichen. Nie ließ Lauretta ihren Eigensinn und ihre Heftigkeit mehr aus als beim Akkompagnieren. Nie war ihr die Begleitung recht — sie behandelte das als ein notwendiges Übel — man sollte den Flügel gar nicht hören, immer pianissimo — immer nachgeben und nachgeben — jeder Takt anders, so, wie es in ihrem Kopfe sich nun gerade gestaltet hatte im Moment. Jetzt setzte ich mich ihr mit festem Sinn entgegen, ich bekämpfte ihre Unarten, ich bewies ihr, daß ohne Energie keine Begleitung denkbar sei, daß Tragen des Gesanges sich merklich unterscheide von taktloser Zerflossenheit. Teresina unterstützte mich treulich. Ich komponierte nur Kirchensachen und gab alle Soli der tiefen Stimme. Auch Teresina hofmeisterte mich nicht wenig, ich ließ es mir gefallen, denn sie hatte mehr Kenntnis und (so glaube ich) mehr Sinn für deutschen Ernst als Lauretta.

Wir durchzogen das südliche Deutschland. In einer kleinen Stadt trafen wir auf einen italienischen Tenor, der von Mailand nach Berlin wollte. Meine Damen waren entzückt über den Landsmann; er trennte sich nicht von ihnen, vorzüglich hielt er sich an Teresina, und zu meinem nicht geringen Ärger spielte ich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Einst wollte ich mit einer Partitur unter dem Arm gerade ins Zimmer treten, als ich drinnen ein lebhaftes Gespräch zwischen meinen Damen und dem Tenor vernahm. Mein Name wurde genannt — ich stutzte, ich horchte. Das Italienische verstand ich jetzt so gut, daß mir kein Wort entging. Lauretta erzählte eben den tragischen Vorfall im Konzert, wie ich ihr durch unzeitiges Niederschlagen den Triller abgeschnitten. „Asino tedesco[1]“, rief der Tenor — es war mir zu Mute, als müßte ich hinein und den luftigen Theater-

[1] Deutscher Esel.

helden zum Fenster hinauswerfen — ich hielt an mich. Lauretta sprach weiter, daß sie mich gleich fortjagen wollen, indessen sei sie durch mein flehentliches Bitten bewogen worden, mich noch ferner um sich zu dulden aus Mitleid, da ich bei ihr den Gesang studieren wollen. Teresina bestätigte dies zu meinem nicht geringen Erstaunen. „Es ist ein gutes Kind", fügte sie hinzu, „jetzt ist er in mich verliebt und setzt alles für den Alt. Einiges Talent ist in ihm, aber er muß sich aus dem Steifen und Ungelenken herausarbeiten, das den Deutschen eigen. Ich hoffe mir aus ihm einen Compositore zu bilden, der mir, da wenig für den Alt geschrieben wird, einige tüchtige Sachen setzt, nachher lasse ich ihn laufen. Er ist mit seinem Liebeln und Schmachten sehr langweilig, auch quält er mich zu sehr mit seinen leidigen Kompositionen, die zur Zeit ganz erbärmlich sind. „Wenigstens bin ich ihn jetzt los", fiel Lauretta ein, „was hat mich der Mensch verfolgt mit seinen Arien und Duetten, weißt du wohl noch, Teresina?" — Nun fing Lauretta ein Duett an, das ich komponiert, und das sie sonst hoch gerühmt hatte. Teresina nahm die zweite Stimme auf und beide parodierten in Stimme und Vortrag mich auf das grausamste. Der Tenor lachte, daß es im Zimmer schallte, ein Eisstrom goß sich durch meine Glieder — mein Entschluß war gefaßt unwiderruflich. Leise schlich ich mich fort von der Thür in mein Zimmer zurück, dessen Fenster in die Seitenstraße gingen. Gegenüber war die Post gelegen, eben fuhr der Bamberger Postwagen vor, der gepackt werden sollte. Die Passagiere standen schon vor dem Thorwege, doch hatte ich noch eine Stunde Zeit. Schnell raffte ich meine Sache zusammen, bezahlte großmütig die ganze Rechnung im Gasthofe und eilte nach der Post. Als ich durch die breite Straße fuhr, sah ich meine Damen, die mit dem Tenor noch am Fenster standen und sich auf den Schall des Posthorns herausbückten. Ich drückte mich zurück in den Hintergrund und dachte recht mit Lust an die tötende Wirkung des gallbittern Billets, das ich für sie im Gasthofe zurückgelassen hatte."

Mit vieler Behaglichkeit schlürfte Theodor die Neige des glühenden Eleatiko[1] aus, die ihm Eduard eingeschenkt. „Der Teresina", sprach dieser, indem er eine neue Flasche öffnete und geschickt den oben schwimmenden Öltropfen wegschüttete, „der Teresina hätte ich solche Falschheit und Tücke nicht zugetraut. Das anmutige Bild, wie sie zu Pferde, das in zierlichen Kurbetten dahertanzt, spanische Romanzen singt, kommt mir nicht aus den Gedanken." — „Das war ihr Kulminationspunkt", fiel Theodor ein. „Noch erinnere ich mich des seltsamen Eindrucks, den die Szene auf mich machte. Ich vergaß meine Schmerzen; Teresina kam mir in der That wie ein höheres Wesen vor. Daß solche Momente tief ins Leben greifen und urplötzlich manches eine Form gewinnt, die die Zeit nicht verdüstert, ist nur zu wahr. Ist mir jemals eine kecke Romanze gelungen, so trat gewiß in dem Augenblick des Schaffens Teresinas Bild recht klar und farbicht aus meinem Innern hervor."

„Doch", sprach Eduard, „laß uns auch die kunstreiche Lauretta nicht vergessen und gleich, allen Groll beiseite gesetzt, auf das Wohl beider Schwestern anstoßen." — Es geschah! — „Ach", sprach Theodor, „wie wehen doch aus diesem Wein die holden Düfte Italiens mich an — wie glüht mir doch frisches Leben durch Nerven und Adern! — Ach, warum mußte ich doch das herrliche Land so schnell wieder verlassen!" — „Aber", fiel Eduard ein, „noch fand ich in allem, was du erzähltest, keinen Zusammenhang mit dem himmlischen Bilde, und so, glaube ich, hast du noch mehr von den Schwestern zu sagen. Wohl merke ich, daß die Damen auf dem Bilde keine anderen sind als eben Lauretta und Teresina selbst." — „So ist es in der That", erwiderte Theodor, „und meine sehnsüchtigen Stoßseufzer nach dem herrlichen Lande leiten sehr gut das ein, was ich noch zu erzählen habe. Kurz vorher, als ich vor zwei Jahren Rom verlassen wollte, machte ich zu Pferde einen kleinen Abstecher. Vor

[1] Wein aus Elea in Unteritalien.

einer Lokanda stand ein recht freundliches Mädchen, und es fiel mir ein, wie behaglich es sein müsse, mir von dem niedlichen Kinde einen Trunk edlen Weins reichen zu lassen. Ich hielt vor der Hausthüre in dem von glühenden Streiflichtern durchglänzten Laubgange. Mir schallten aus der Ferne Gesang und Chitarratöne entgegen. — Ich horchte hoch auf, denn die beiden weiblichen Stimmen wirkten ganz sonderbar auf mich, seltsam gingen dunkle Erinnerungen in mir auf, die sich nicht gestalten wollten. Ich stieg vom Pferde und näherte mich langsam und auf jeden Ton lauschend der Weinlaube, aus der die Musik zu ertönen schien. Die zweite Stimme hatte geschwiegen. Die erste sang allein eine Kanzonetta. Je näher ich kam, desto mehr verlor sich das Bekannte, das mich erst so angeregt hatte. Die Sängerin war in einer bunten krausen Fermate begriffen. Das wirbelte auf und ab — auf und ab — endlich hielt sie einen langen Ton — aber nun brach eine weibliche Stimme plötzlich in tolles Zanken aus — Verwünschungen, Flüche, Schimpfreden! — Ein Mann protestiert, ein anderer lacht. — Eine zweite weibliche Stimme mischt sich in den Streit. Immer toller und toller braust der Zank mit aller italienischen rabbia[1]! — Endlich stehe ich dicht vor der Laube — ein Abbate stürzt heraus und rennt mich beinahe über den Haufen — er sieht sich nach mir um, ich erkenne meinen guten Signor Ludovico, meinen musikalischen Neuigkeitsträger aus Rom! — ‚Was um des Himmels willen‘, rufe ich. — ‚Ah Signor Maestro! — Signor Maestro‘, schreit er, ‚retten Sie mich — schützen Sie mich vor dieser Wütenden — vor diesem Krokodil — diesem Tiger — dieser Hyäne — diesem Teufel von Mädchen. — Es ist wahr — es ist wahr — ich gab den Takt zu Anfossis Kanzonetta und schlug zu unrechter Zeit mitten in der Fermate nieder — ich schnitt ihr den Trillo ab — aber warum sah ich ihr in die Augen, der satanischen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten — alle Fermaten!‘ — In ganz besonderer Be-

[1] Wut.

wegung trat ich mit dem Abbate rasch in die Weinlaube und erkannte auf den ersten Blick die Schwestern, Lauretta und Teresina. Noch schrie und tobte Lauretta, noch sprach Teresina heftig in sie hinein — der Wirt, die nackten Arme übereinander geschlagen, schaute lachend zu, während ein Mädchen den Tisch mit neuen Flaschen besetzte. Sowie mich die Sängerinnen erblickten, stürzten sie über mich her. ‚Ah Signor Teodoro!' und überhäuften mich mit Liebkosungen. Aller Streit war vergessen. ‚Seht hier', sprach Lauretta zum Abbate, ‚seht hier einen Compositore graziös wie ein Italiener, stark wie ein Deutscher!' — Beide Schwestern, sich mit Heftigkeit ins Wort fallend, erzählten nun von den glücklichen Tagen unsers Beisammenseins, von meinen tiefen musikalischen Kenntnissen schon als Jüngling — von unsern Übungen — von der Vortrefflichkeit meiner Kompositionen — nie hätten sie etwas anderes singen mögen, als was ich gesetzt. — Teresina verkündigte mir endlich, daß sie von einem Impressario zum nächsten Karneval als erste tragische Sängerin engagiert worden, sie wolle aber erklären, daß sie nur unter der Bedingung singen werde, wenn mir wenigstens die Komposition einer tragischen Oper übertragen würde. — Das Ernst-Tragische sei doch nun einmal mein Fach u. s. w. Lauretta meinte dagegen: Schade sei es, wenn ich nicht meinem Hange zum Zierlichen, Anmutigen, kurz zur Opera buffa nachgeben wollte. Für diese sei sie als erste Sängerin engagiert, und daß niemand anders als ich die Oper, in der sie zu singen hätte, komponieren solle, verstehe sich von selbst. Du kannst denken, mit welchen besonderen Gefühlen ich zwischen beiden stand. Übrigens siehst du, daß die Gesellschaft, zu der ich trat, eben diejenige ist, welche Hummel malte und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff ist, in Laurettas Fermate hineinzuschlagen. ‚Aber dachten sie denn', sprach Eduard, ‚gar nicht an dein Scheiden, an das gallbittere Billet?' — ‚Auch nicht mit einem Worte', erwiderte Theodor, und ich ebensowenig, denn längst war aller Groll aus meiner Seele gewichen, und mein

Abenteuer mit den Schwestern mir spaßhaft geworden. Das einzige, was ich mir erlaubte, war, dem Abbate zu erzählen, wie vor mehreren Jahren mir auch in einer Anfossischen Arie ein ganz gleicher Unfall begegnet wie heute ihm. Ich drängte mein ganzes Beisammensein mit den Schwestern in die tragikomische Szene hinein und ließ, kräftige Seitenhiebe austeilend, die Schwestern das Übergewicht fühlen, das die an mancher Lebens- und Kunsterfahrung reichen Jahre mir über sie gegeben hatten. ‚Und gut war es doch‘, schloß ich, ‚daß ich hineinschlug in die Fermate‘, denn das Ding war angelegt auf ewige Zeiten, und ich glaube, ließ ich die Sängerin gewähren, so säß' ich noch am Flügel. — ‚Doch! Signor‘, erwiderte der Abbate, ‚welcher Maestro darf sich anmaßen, der Prima Donna Gesetze zu geben, und dann war Ihr Vergehen viel größer als das meinige im Konzertsaal und hier in der Laube — eigentlich war ich nur Maestro in der Idee, niemand durfte was darauf geben — und hätte mich dieser himmlischen Augen süßer Feuerblick nicht bethört, so wär' ich nicht ein Esel gewesen.‘ Des Abbate letzte Worte waren heilbringend, denn Lauretta, deren Augen, während der Abbate sprach, wieder zornig zu funkeln anfingen, wurde dadurch ganz besänftigt.

„Wir blieben den Abend über beisammen. Vierzehn Jahre, so lange war es her, als ich mich von den Schwestern trennte, ändern viel. Lauretta hatte ziemlich gealtert, indessen war sie noch jetzt nicht ohne Reiz. Teresina hatte sich besser erhalten und ihr schöner Wuchs nicht verloren. Beide gingen ziemlich bunt gekleidet, und ihr ganzer Anstand war wie sonst, also vierzehn Jahre jünger als sie selbst. Teresina sang auf meine Bitte einige der ernsten Lieder, die mich sonst tief ergriffen hatten, aber es war mir, als hätten sie anders in meinem Innern wieder geklungen, und so war auch Laurettas Gesang, hatte ihre Stimme auch weder an Stärke und Höhe zu merklich verloren, ganz von dem verschieden, der als der ihrige in meinem Innern lebte. Schon dieses Aufdringen der Vergleichung einer innern Idee

mit der nicht eben erfreulichen Wirklichkeit mußte mich noch mehr verstimmen, als es das Betragen der Schwestern gegen mich, ihre erheuchelte Extase, ihre unzarte Bewunderung, die doch sich wie gnädige Protektion gestaltete, schon vorher gethan hatte. — Der drollige Abbate, der mit aller nur erdenklichen Süßigkeit den Amoroso[1] von beiden Schwestern machte, der gute Wein, reichlich genossen, gaben mir endlich meinen Humor wieder, so daß der Abend recht froh in heller Gemütlichkeit verging. Auf das eifrigste luden mich die Schwestern zu sich ein, um gleich mit ihnen das Nötige über die Partien zu verabreden, die ich für sie setzen sollte. — Ich verließ Rom, ohne sie weiter aufzusuchen."

„Und doch", sprach Eduard, „hast du ihnen das Erwachen deines innern Gesanges zu verdanken." — „Allerdings", erwiderte Theodor, „und eine Menge guter Melodien dazu, aber eben deshalb hätte ich sie nie wiedersehen sollen. Jeder Komponist erinnert sich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geist sprach, und das war das Schöpfungswort, welches urplötzlich den ihm verwandten, im Innern ruhenden Geist weckte; mächtig strahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß ist es, daß, so angeregt, alle Melodien, die aus dem Innern hervorgehen, uns nur der Sängerin zu gehören scheinen, die den ersten Funken in uns warf. Wir hören sie und schreiben es nur auf, was sie gesungen. Es ist aber das Erbteil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdscholle klebend, so gern das Überirdische hinabziehen wollen in die irdische ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unsere Geliebte — wohl gar unsere Frau! — Der Zauber ist vernichtet und die innere Melodie, sonst Herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenschüssel oder einen Tintenfleck in neuer Wäsche. — Glücklich ist der Komponist zu preisen, der niemals mehr im irdischen Leben die wiederschaut, die mit geheimnisvoller Kraft seine innere Musik zu entzünden

[1] Liebhaber.

wußte. Mag der Jüngling sich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geschieden, ihre Gestalt wird ein himmelherrlicher Ton, und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit, und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur sie und wieder sie sind. Was ist sie denn nun aber anders als das höchste Ideal, das aus dem Innern heraus sich in der äußern fremden Gestalt spiegelte."

„Sonderbar, aber ziemlich plausibel", sagte Eduard, als die Freunde Arm in Arm aus dem Taronischen Laden hinausschritten ins Freie.

Rat Krespel.

Rat Krespel war einer der allerwunderlichsten Menschen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, sprach die ganze Stadt von ihm, weil soeben einer seiner allernärrischsten Streiche in voller Blüte stand. Krespel war berühmt als gelehrter gewandter Jurist und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürst in Deutschland hatte sich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung seiner rechtsbegründeten Ansprüche auf ein gewisses Territorium zum Gegenstand hatte, und das er dem Kaiserhofe einzureichen gedachte. Das geschah mit dem glücklichsten Erfolg, und da Krespel einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung seiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürst, um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Kosten eines Hauses, das Krespel ganz nach seinem Gefallen aufbauen lassen sollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürst nach Krespels Wahl ankaufen lassen; das nahm Krespel indessen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in seinem vor dem Thor in der schönsten Gegend belegenen Garten erbaut werden solle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zusammen und ließ sie herausfahren; dann sah man ihn, wie er tagelang in seinem sonderbaren Kleide (das er übrigens selbst angefertigt nach bestimmten eigenen Prinzipien) den Kalk löschte, den Sand siebte, die Mauersteine in regelmäßige Haufen aufsetzte u. s. w. Mit irgend einem Baumeister hatte er nicht gesprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indessen zu einem tüch-

tigen Maurermeister in H— und bat ihn, sich morgen bei Anbruch des Tages mit sämtlichen Gesellen und Burschen, vielen Handlangern u. s. w. in dem Garten einzufinden und sein Haus zu bauen. Der Baumeister fragte natürlicherweise nach dem Bauriß und erstaunte nicht wenig, als Krespel erwiderte, es bedürfe dessen gar nicht, und es werde sich schon alles, wie es sein solle, fügen. Als der Meister anderen Morgens mit seinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel sprach: „Hier soll das Fundament meines Hauses gelegt werden, und dann bitte ich, die vier Mauern so lange heraufzuführen, bis ich sage, nun ist's hoch genug.“ — „Ohne Fenster und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meister, wie über Krespels Wahnsinn erschrocken, ein. „So wie ich Ihnen es sage, bester Mann“, erwiderte Krespel sehr ruhig, „das übrige wird sich alles finden.“ Nur das Versprechen reicher Belohnung konnte den Meister bewegen, den unsinnigen Bau zu unternehmen; aber nie ist einer lustiger geführt worden, denn unter beständigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsstätte nie verließen, da es Speis' und Trank vollauf gab, stiegen die vier Mauern unglaublich schnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da schwieg Kell' und Hammer, die Arbeiter stiegen von den Gerüsten herab, und indem sie den Krespel im Kreise umgaben, sprach es aus jedem lachenden Gesicht: „Aber wie nun weiter?“ — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens und schritt dann langsam auf sein Viereck los; dicht an der Mauer schüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, schritt wieder auf das Viereck los und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich, mit der spitzen Nase hart an die Mauern anlaufend, laut schrie: „Heran, heran, ihr Leute, schlagt mir die Thür ein, hier schlagt mir eine Thür ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geschah, wie er geboten. Nun schritt er hinein in das Haus und lächelte wohlgefällig, als der Meister bemerkte, die Mauern

hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweistöckigen Hauses. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und sowie er rief: „Hier ein Fenster sechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fensterchen drei Fuß hoch, zwei Fuß breit!“ so wurde es flugs eingeschlagen. Gerade während dieser Operation kam ich nach H—, und es war höchst ergötzlich anzusehen, wie Hunderte von Menschen um den Garten herumstanden und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen und wieder ein neues Fenster entstand, da, wo man es gar nicht vermutet hatte. Mit dem übrigen Ausbau des Hauses und mit allen Arbeiten, die dazu nötig waren, machte es Krespel auf ebendieselbe Weise, indem sie alles an Ort und Stelle nach seiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Possierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Überzeugung, daß alles am Ende sich besser zusammengeschickt, als zu erwarten stand, vorzüglich aber Krespels Freigebigkeit, die ihm freilich nichts kostete, erhielt aber alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeiten, die die abenteuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden, und in kurzer Zeit stand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenseite den tollsten Anblick gewährte, da kein Fenster dem andern gleich war u. s. w., dessen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle, die hineinkamen, versicherten dies, und ich selbst fühlte es, als Krespel nach näherer Bekanntschaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem seltsamen Manne noch nicht gesprochen, der Bau beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht einmal sich bei dem Professor M*** Dienstags, wie er sonst pflegte, zum Mittagsessen einfand, und ihm, als er ihn besonders eingeladen, sagen ließ, vor dem Einweihungsfeste seines Hauses käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verspitzten sich auf ein großes Mahl, Krespel hatte aber niemanden gebeten als sämtliche Meister, Gesellen, Bursche und Handlanger, die sein Haus erbaut. Er bewirtete sie mit den feinsten

Speisen; Maurerbursche fraßen rücksichtslos Rebhuhnpasteten, Tischlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Fasanen, und hungrige Handlanger langten diesmal sich selbst die vortrefflichsten Stücke aus dem Trüffelfrikassee zu. Des Abends kamen die Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Krespel walzte etwas Weniges mit den Meisterfrauen, setzte sich aber dann zu den Stadtmusikanten, nahm eine Geige und dirigierte die Tanzmusik bis zum hellen Morgen. Den Dienstag nach diesem Feste, welches den Rat Krespel als Volksfreund darstellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Professor M***. Verwunderlicheres als Krespels Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung, glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anstoßen, irgend einen Schaden anrichten; das geschah aber nicht, und man wußte es schon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindesten, als er mit gewaltigem Schritt um den mit den schönsten Tassen besetzten Tisch sich herumschwang, als er gegen den bis zum Boden reichenden Spiegel manövrierte, als er selbst einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porzellan ergriff und in der Luft herumschwenkte, als ob er die Farben spielen lassen wolle. Überhaupt besah Krespel vor Tische alles in des Professors Zimmer auf das genaueste, er langte sich auch wohl, auf den gepolsterten Stuhl steigend, ein Bild von der Wand herab und hing es wieder auf. Dabei sprach er viel und heftig, bald (bei Tische wurde es auffallend) sprang er schnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht loskommen; immer sie wieder ergreifend, geriet er in allerlei wunderliche Irrgänge und konnte sich nicht wiederfinden, bis ihn etwas anders erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig schreiend, bald leise gedehnt, singend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Krespel sprach. Es war von Musik die Rede, man rühmte einen neuen Komponisten, da lächelte Krespel und sprach mit seiner leisen singenden Stimme: „Wollt' ich doch, daß der schwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntau=

send Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle schlüge!" — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie ist ein Engel des Himmels, nichts als reiner, Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Gesanges!" — Und dabei standen ihm Thränen in den Augen. Man mußte sich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin gesprochen worden. Es wurde ein Hasenbraten verzehrt; ich bemerkte, daß Krespel die Knochen auf seinem Teller vom Fleische sorglich säuberte und genaue Nachfrage nach den Hasenpfoten hielt, die ihm des Professors fünfjähriges Mädchen mit sehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rat schon während des Essens sehr freundlich angeblickt, jetzt standen sie auf und nahten sich ihm, jedoch in scheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. „Was soll denn das werden?" dachte ich im Innern. Das Dessert wurde aufgetragen; da zog der Rat ein Kistchen aus der Tasche, in dem eine kleine stählerne Drehbank lag, die schrob er sofort an den Tisch fest, und nun drechselte er mit unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit aus den Hasenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen. Im Moment des Aufstehens von der Tafel fragte des Professors Nichte: „Was macht denn unsere Antonie, lieber Rat?" — Krespel schnitt ein Gesicht, als wenn jemand in eine bittre Pomeranze beißt und dabei aussehen will, als wenn er Süßes genossen; aber bald verzog sich dies Gesicht zur graulichen Maske, aus der recht bitterer, grimmiger, ja, wie es mir schien, recht teuflischer Hohn herauslachte. „Unsere? Unsere liebe Antonie?" frug er mit gedehntem, unangenehm singenden Tone. Der Professor kam schnell heran; in dem strafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß sie eine Saite berührt hatte, die in Krespels Innerm widrig dissonieren mußte. „Wie steht es mit den Violinen?" frug der Professor recht lustig, indem er den Rat bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte sich Krespels Gesicht auf, und er erwiderte mit seiner starken Stimme: „Vortrefflich, Professor,

erst heute hab' ich die treffliche Geige von Amati[1], von der ich neulich erzählte, welch ein Glücksfall sie mir in die Hände gespielt, erst heute habe ich sie aufgeschnitten. Ich hoffe, Antonie wird das übrige sorgfältig zerlegt haben." — „Antonie ist ein gutes Kind", sprach der Professor. „Ja wahrhaftig, das ist sie!" schrie der Rat, indem er sich schnell umwandte und, mit einem Griff Hut und Stock erfassend, schnell zur Thüre hinaussprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen standen.

Sobald der Rat fort war, drang ich in den Professor, mir doch nur gleich zu sagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtnis habe. „Ach", sprach der Professor, „wie denn der Rat überhaupt ein ganz wunderlicher Mensch ist, so treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigene tolle Weise." — „Violinbauen?" fragte ich ganz erstaunt. „Ja", fuhr der Professor fort, „Krespel verfertigt nach dem Urteil der Kenner die herrlichsten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; sonst ließ er manchmal, war ihm eine besonders gelungen, andere darauf spielen, das ist aber seit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Krespel eine Violine gemacht, so spielt er selbst eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchster Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er sie aber zu den übrigen, ohne sie jemals wieder zu berühren oder von andern berühren zu lassen. Ist nur irgend eine Violine von einem alten vorzüglichen Meister aufzutreiben, so kauft sie der Rat um jeden Preis, den man ihm stellt. Ebenso wie seine Geigen spielt er sie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er sie auseinander, um ihre innere Struktur genau zu untersuchen, und wirft, findet er nach seiner Einbildung nicht das, was er gerade suchte, die Stücke unmutig in einen großen Kasten, der schon voll Trümmer zerlegter Violinen ist." — „Wie ist es aber mit Antonien?" frug ich schnell und heftig. — „Das ist nun", fuhr der Professor

[1] Die Amati in Cremona waren eine berühmte Geigenbauerfamilie im 16. und 17. Jahrhundert.

fort, „das ist nun eine Sache, die den Rat mich könnte in höchstem Grade verabscheuen lassen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefsten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmütigen Charakter des Rates es damit eine besondere geheime Bewandtnis haben müsse. Als vor mehreren Jahren der Rat hieher nach H— kam, lebte er anachoretisch[1] mit einer alten Haushälterin in einem finstern Hause auf der —straße. Bald erregte er durch seine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und sogleich, als er dies merkte, suchte und fand er Bekanntschaften. Eben wie in meinem Hause gewöhnte man sich überall so an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Äußern unerachtet liebten ihn sogar die Kinder, ohne ihn zu belästigen, denn trotz aller Freundlichkeit behielten sie eine gewisse scheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zudringlichen schützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künste zu gewinnen weiß, haben Sie heute gesehen. Wir hielten ihn alle für einen Hagestolz, und er widersprach dem nicht. Nachdem er sich einige Zeit hier aufgehalten, reiste er ab, niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach seiner Rückkehr waren Krespels Fenster ungewöhnlich erleuchtet; schon dies machte die Nachbarn aufmerksam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf und stritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rat war, der spielte. — Ich selbst mischte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hause des Rates versammelt hatte, und ich muß Ihnen gestehen, daß gegen die Stimme, gegen den ganz eigenen, tief in das Innerste dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Gesang der berühmtesten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos schien. Nie hatte ich eine Ahnung von diesen lang ausgehaltenen Tönen, von diesen Nachtigallwirbeln, von diesem

[1] D. h. wie ein Einsiedler.

Auf- und Abwogen, von diesem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von diesem Sinken bis zum leisesten Hauch. Nicht einer war, den der süßeste Zauber nicht umfing, und nur leise Seufzer gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin schwieg. Es mochte schon Mitternacht sein, als man den Rat sehr heftig reden hörte; eine andere männliche Stimme schien, nach dem Tone zu urteilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwischen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger schrie der Rat, bis er endlich in jenen gedehnten singenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es totenstille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte und ein junger Mensch schluchzend hinausstürzte, der sich in eine nahe stehende Postchaise warf und rasch davonfuhr. Tags darauf erschien der Rat sehr heiter, und niemand hatte den Mut, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin sagte aber auf Befragen, daß der Rat ein bildhübsches blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben so schön gesungen. Auch sei ein junger Mann mitgekommen, der sehr zärtlich mit Antonien gethan und wohl ihr Bräutigam sein müsse. Der habe aber, weil es der Rat durchaus gewollt, schnell abreisen müssen. — In welchem Verhältnis Antonie mit dem Rat stehet, ist bis jetzt ein Geheimnis, aber so viel ist gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehässigste Weise tyrannisiert. Er bewacht sie wie der Doktor Bartolo im „Barbier von Sevilla"[1] sein Mündel[2]; kaum darf sie sich am Fenster blicken lassen. Führt er sie auf inständiges Bitten einmal in Gesellschaft, so verfolgt er sie mit Argusblicken und leidet durchaus nicht, daß sich irgend ein musikalischer Ton hören lasse, viel weniger, daß Antonie singe, die übrigens auch in seinem Hause nicht mehr singen darf. Antoniens Gesang in jener Nacht ist daher unter dem Publikum der Stadt

[1] Rossinis berühmte komische Oper (1816).

[2] Rosine, die er gern selbst heiraten möchte, die er aber vergeblich von jüngeren Bewerbern fernzuhalten versucht.

zu einer Phantasie und Gemüt aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und selbst die, welche sie gar nicht hörten, sprechen oft, versucht sich eine Sängerin hier am Orte: „Was ist denn das für ein gemeines Quinkelieren? — Nur Antonie vermag zu singen."

Ihr wißt, daß ich auf solche phantastische Dinge ganz versessen bin, und könnt wohl denken, wie notwendig ich es fand, Antoniens Bekanntschaft zu machen. Jene Äußerungen des Publikums über Antoniens Gesang hatte ich selbst schon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte sei und in den Banden des wahnsinnigen Krespels wie eines tyrannischen Zauberers liege. Natürlicherweise hörte ich auch sogleich in der folgenden Nacht Antoniens wunderbaren Gesang, und da sie mich in einem herrlichen Adagio (lächerlicherweise kam es mir vor, als hätte ich es selbst komponiert) auf das rührendste beschwor, sie zu retten, so war ich bald entschlossen, ein zweiter Astolfo in Krespels Haus wie in Alzinens Zauberburg[1] einzudringen und die Königin des Gesanges aus schmachvollen Banden zu befreien.

Es kam alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rat zwei= bis dreimal gesehen und mit ihm eifrig über die beste Struktur der Geigen gesprochen, als er mich selbst einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichtum seiner Violinen. Es hingen deren wohl dreißig in einem Kabinett, unter ihnen zeichnete sich eine durch alle Spuren der hohen Altertümlichkeit (geschnitzten Löwenkopf u. s. w.) aus, und sie schien, höher gehängt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten. „Diese Violine", sprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, „diese Violine ist ein sehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meisters, wahrscheinlich aus Tartinis[2] Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern

---

[1] In Ariosts „Rasendem Roland"; vgl. S. 188.

[2] Giuseppe Tartini (1692—1770), berühmter italienischer Violinspieler und Komponist der „Teufelssonate".

Struktur etwas Besonderes liegt, und daß, wenn ich sie zerlegte, sich mir ein Geheimnis erschließen würde, dem ich längst nachspürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen — dies tote Ding, dem ich selbst doch nur erst Leben und Laut gebe, spricht oft aus sich selbst zu mir auf wunderliche Weise, und es war mir, da ich zum ersten Male darauf spielte, als wär' ich nur der Magnetiseur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß sie selbstthätig ihre innere Anschauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckhaft genug bin, von solchen Phantastereien auch nur das mindeste zu halten, aber eigen ist es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme tote Ding dort aufzuschneiden. Lieb ist es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn seitdem Antonie hier ist, spiele ich ihr zuweilen etwas auf dieser Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern." Die Worte sprach der Rat mit sichtlicher Rührung, das ermutigte mich zu den Worten: „O, mein bester Herr Rat, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun?" Krespel schnitt aber ein süßsaures Gesicht und sprach mit gedehntem singenden Ton: „Nein, mein bester Herr Studiosus!" Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich noch mit ihm allerlei zum Teil kindische Raritäten besehen; endlich griff er in ein Kistchen und holte ein zusammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, sehr feierlich sprechend: „Sie sind ein Freund der Kunst, nehmen Sie dies Geschenk als ein teures Andenken, das Ihnen ewig über alles wert bleiben muß." Dabei schob er mich bei beiden Schultern sehr sanft nach der Thür zu und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf symbolische Weise zur Thür hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtelzoll langes Stückchen einer Quinte, und dabei geschrieben: „Von der Quinte, womit der selige Stamitz[1] seine Geige bezogen hatte, als er sein letztes Konzert spielte." — Die schnöde Abfertigung, als ich An-

[1] Vgl. S. 220, Anm. 3.

toniens erwähnte, schien mir zu beweisen, daß ich sie wohl nie zu sehen bekommen würde; dem war aber nicht so, denn als ich den Rat zum zweiten Male besuchte, fand ich Antonien in seinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zusammensetzen einer Geige. Antoniens Äußeres machte auf den ersten Anblick keinen starken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Rosenlippen der ungemein zarten, lieblichen Gestalt. Sie war sehr blaß, aber wurde etwas Geistreiches und Heiteres gesagt, so flog in süßem Lächeln ein feuriges Inkarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im rötlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen sprach ich mit Antonien und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Krespels, wie sie der Professor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleise, ja er schien sogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben. So geschah es, daß ich öfter den Rat besuchte, und wechselseitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen Kreise von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerste hinein erfreute. Der Rat blieb mit seinen höchst seltsamen Skurrilitäten mir höchst ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderstehlichem Zauber mich hinzog und mich manches ertragen ließ, dem ich sonst ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das Eigentümliche, Seltsame des Rates mischte sich nämlich gar zu oft Abgeschmacktes und Langweiliges; vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, sobald ich das Gespräch auf Musik, insbesondere auf Gesang lenkte, er mit seinem diabolisch lächelnden Gesicht und seinem widrig singenden Tone einfiel, etwas ganz Heterogenes, mehrenteils Gemeines auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübnis, die dann aus Antoniens Blicken sprach, merkte ich wohl, daß es nur geschah, um irgend eine Aufforderung zum Gesange mir abzuschneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hindernissen, die mir der Rat entgegenstellte, wuchs mein Mut, sie zu übersteigen, ich mußte Antoniens Gesang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieses Gesanges zu verschwim-

men. Eines Abends war Krespel bei besonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneser Geige zerlegt und gefunden, daß der Stimmstock um eine halbe Linie schräger als sonst gestellt war. Wichtige, die Praxis bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinenspielens ins Feuer zu setzen. Der großen, wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meister, von dem Krespel sprach, führte von selbst die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Gesang sich nach den erkünstelten Sprüngen und Läufen der Instrumentalisten verbilde. „Was ist unsinniger", rief ich, vom Stuhle aufspringend, hin zum Pianoforte laufend und es schnell öffnend, „was ist unsinniger als solche vertrackte Manieren, welche, statt Musik zu sein, dem Tone über den Boden hingeschütteter Erbsen gleichen?" Ich sang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen und schnurren wie ein tüchtig losgeschnürter Kreisel, einzelne schlechte Akkorde dazu anschlagend. Übermäßig lachte Krespel und schrie: „Haha! mich dünkt, ich höre unsre deutschen Italiener oder unsere italienischen Deutschen, wie sie sich in einer Arie von Pucitta[1] oder Portogallo[2] oder sonst einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo[3] übernehmen." Nun, dachte ich, ist der Zeitpunkt da. „Nicht wahr", wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieser Singerei weiß Antonie nichts?" und zugleich intonierte ich ein herrliches, seelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo[4]. Da glühten Antoniens Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeseelten Augen, sie sprang an das Pianoforte — sie öffnete die Lippen — Aber in demselben Augenblick drängte sie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern und schrie im kreischenden Tenor: „Söhnchen —

---

[1] Niccolò Pucitta, italienischer Komponist, dessen erste Oper 1802 zur Aufführung kam.

[2] Marcus Antonio Portugal (Portogallo; 1762—1830), der bedeutendste und fruchtbarste portugiesische Komponist.

[3] Sklaven eines ersten Sängers.

[4] Leonardo Leo (1694—1746), der es verstand, in seine Hymnen und anderen geistlichen Gesänge eine wunderbare Gefühlstiefe zu legen.

Söhnchen — Söhnchen!" — Und gleich fuhr er fort, sehr leise singend und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchst verehrungswürdiger Herr Studiosus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anstoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunsch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der höllische Satan mit glühenden Krallenfäusten sanft das Genick abstieße und Sie auf die Weise gewissermaßen kurz expedierte; aber davon abgesehen, müssen Sie eingestehen, Liebwertester, daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch gerade nicht die Treppe herab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hause und erinnern Sie sich freundschaftlichst Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verstehen Sie wohl? — nie mehr zu Hause antreffen sollten!" — Damit umarmte er mich und drehte sich, mich festhaltend, langsam mit mir zur Thüre heraus, so daß ich Antonien mit keinem Blick mehr anschauen konnte. — Ihr gesteht, daß es in meiner Lage nicht möglich war, den Rat zu prügeln, welches doch eigentlich hätte geschehen müssen. Der Professor lachte mich sehr aus und versicherte, daß ich es nun mit dem Rat auf immer verdorben hätte. Den schmachtenden, ans Fenster heraufblickenden Amoroso, den verliebten Abenteurer zu machen, dazu war Antonie mir zu wert, ich möchte sagen, zu heilig. Im Innersten zerrissen, verließ ich H—; aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Phantasiegebildes erblaßten, und Antonie — ja selbst Antoniens Gesang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefstes Gemüt hinein wie ein sanfter tröstender Rosenschimmer.

Nach zwei Jahren war ich schon in B** angestellt, als ich eine Reise nach dem südlichen Deutschland unternahm. Im duftigen Abendrot erhoben sich die Türme von H—; sowie ich näher und näher kam, ergriff mich ein unbeschreibliches Gefühl der peinlichsten Angst; wie eine schwere Last hatte es sich über meine Brust gelegt, ich konnte nicht atmen; ich mußte heraus

aus dem Wagen ins Freie. Aber bis zum physischen Schmerz steigerte sich meine Beklemmung. Mir war es bald, als hörte ich die Akkorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte schweben — die Töne wurden deutlicher, ich unterschied Männerstimmen, die einen geistlichen Choral absangen. — „Was ist das? — was ist das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Brust fuhr! — „Sehen Sie denn nicht“, erwiderte der neben mir fahrende Postillon, „sehen Sie es denn nicht? Da drüben auf dem Kirchhof begraben sie einen!“ In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich sah einen Kreis schwarzgekleideter Menschen um ein Grab stehen, das man zuzuschütten im Begriff stand. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, es war, als begrübe man dort alle Lust, alle Freude des Lebens. Rasch vorwärts von dem Hügel herabgeschritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinsehen, der Choral schwieg, und ich bemerkte unfern des Thores schwarzgekleidete Menschen, die von dem Begräbnis zurückkamen. Der Professor mit seiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer, schritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und schluchzte heftig. Es war mir unmöglich, in die Stadt hineinzugehen, ich schickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gasthofe und lief in die mir wohlbekannte Gegend heraus, um so eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur physische Ursachen, Erhitzung auf der Reise u. s. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Lustorte führt, ging vor mir das sonderbarste Schauspiel auf. Rat Krespel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei seltsame Sprünge entrinnen zu wollen schien. Er war wie gewöhnlich in seinen wunderlichen grauen, selbst zugeschnittenen Rock gekleidet, nur hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialisch auf ein Ohr gedrückt, ein sehr langer schmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin und her flatterte. Um den Leib hatte er ein schwarzes Degengehenk geschnallt, doch statt des Degens einen langen Violin-

bogen hineingesteckt. Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der ist wahnsinnig, dacht' ich, indem ich langsam folgte. Die Männer führten den Rat bis an sein Haus, da umarmte er sie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel sein Blick auf mich, der dicht neben ihm stand. Er sah mich lange starr an, dann rief er dumpf: „Willkommen, Herr Studiosus! — Sie verstehen es ja auch" — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe herauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit schwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meisters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypressenkranz. — Ich wußte, was geschehen — „Antonie! ach Antonie!" schrie ich auf in trostlosem Jammer. Der Rat stand wie erstarrt mit übereinander geschlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypressenkranz. „Als sie starb", sprach der Rat sehr dumpf und feierlich, „als sie starb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmstock in jener Geige, und der Resonanzboden riß sich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr leben; sie liegt bei ihr im Sarge, sie ist mit ihr begraben worden." — Tief erschüttert sank ich in einen Stuhl, aber der Rat fing an, mit rauhem Ton ein lustig Lied zu singen, und es war recht graulich anzusehen, wie er auf einem Fuße dazu herumsprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumstrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raschen Wendung des Rates über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den schwarzen entsetzlichen Abgrund des Wahnsinns. Da stand der Rat plötzlich stille und sprach in seinem singenden Ton: „Söhnchen? — Söhnchen? — warum schreist du so; hast du den Totenengel geschaut? — das geht allemal der Zeremonie vorher!" — Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zersplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun ist der Stab über mich gebrochen,

meinst du, Söhnchen? nicht wahr? Mit nichten, mit nichten, nun bin ich frei — frei — frei — heisa, frei! — Nun bau' ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heisa, keine Geigen mehr." — Das sang der Rat nach einer schauerlich lustigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumsprang. Voll Grauen wollte ich schnell zur Thüre heraus, aber der Rat hielt mich fest, indem er sehr gelassen sprach: „Bleiben Sie, Herr Studiosus, halten Sie diese Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnsinn; aber es geschieht nur alles deshalb, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich aussehen wollte wie das Schicksal oder wie Gott!" — Der Rat schwatzte tolles, graulich es Zeug durcheinander, bis er ganz erschöpft zusammensank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnsinnig geworden, der Professor behauptete jedoch das Gegenteil. „Es gibt Menschen", sprach er, „denen die Natur oder ein besonderes Verhängnis die Decke wegzog, unter der wir andern unser tolles Wesen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünngehäuteten Insekten, die im regen, sichtbaren Muskelspiel mißgestaltet erscheinen, ungeachtet sich alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der in das irdische Thun und Treiben eingeschachtete Geist ihn wohl oft bei der Hand hat, führt Krespel aus in tollen Gebärden und geschickten Hasensprüngen. Das ist aber sein Blitzableiter. Was aus der Erde steigt, gibt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und so steht es mit seinem innern Bewußtsein recht gut, glaub' ich, unerachtet der scheinbaren nach außen herausspringenden Tollheit. Antoniens plötzlicher Tod mag freilich schwer auf ihn lasten, aber ich wette, daß der Rat schon morgenden Tages seinen Eselstritt im gewöhnlichen Geleise weiter forttrabt." — Beinahe geschah es so, wie der Professor es vorausgesagt. Der Rat schien andern Tages

ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen und auch auf keiner jemals mehr spielen wolle. Das hat er, wie ich später erfuhr, gehalten.

Des Professors Andeutungen bestärkten meine innere Überzeugung, daß das nähere, so sorgfältig verschwiegene Verhältnis Antoniens zum Rat, ja daß selbst ihr Tod eine schwer auf ihn lastende, nicht abzubüßende Schuld sein könne. Nicht wollte ich H — verlassen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnete, vorzuhalten; ich wollte ihn bis ins Innerste hinein erschüttern und so das offene Geständnis der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, desto klarer wurde es mir, daß Krespel ein Bösewicht sein müsse, und desto feuriger, eindringlicher wurde die Rede, die sich wie von selbst zu einem wahren rhetorischen Meisterstück formte. So gerüstet und ganz erhitzt, lief ich zu dem Rat. Ich fand ihn, wie er mit sehr ruhiger lächelnder Miene Spielsachen drechselte. „Wie kann nur“, fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbissen peinigen muß?“ — Der Rat sah mich verwundert an, den Meißel beiseite legend. „Wieso, mein Bester?“ fragte er; — „setzen Sie sich doch gefälligst auf jenen Stuhl!“ — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich, mich selbst immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonien ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längst eingeweihte Justizperson, erfüllt von meinem Beruf, ging ich so weit, ihn zu versichern, daß ich alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen und so ihn dem weltlichen Richter schon hienieden in die Hände zu liefern. — Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schlusse meiner gewaltigen pomphaften Rede der Rat, ohne ein Wort zu erwidern, mich sehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müsse noch weiter fortfahren. Das versuchte ich auch in der That, aber es kam nun alles so schief, ja so albern heraus, daß ich gleich wieder schwieg. Krespel weidete sich an meiner Verlegenheit, ein bos-

haftes, ironisches Lächeln flog über sein Gesicht. Dann wurde er aber sehr ernst und sprach mit feierlichem Tone: „Junger Mensch! Du magst mich für närrisch, für wahnsinnig halten, das verzeihe ich dir, da wir beide in demselben Irrenhause eingesperrt sind, und du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu sein wähne, nur deshalb schiltst, weil du dich für Gott den Sohn hältst; wie magst du dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, seine geheimsten Fäden erfassend, das dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie ist dahin, und das Geheimnis gelöst!“ — Krespel hielt inne, stand auf und schritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er sah mich starr an, faßte mich bei der Hand und führte mich an das Fenster, beide Flügel öffnend. Mit aufgestützten Armen legte er sich hinaus, und so in den Garten herabblickend, erzählte er mir die Geschichte seines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beschämt.

Mit Antonien verhielt es sich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenschaft gesteigerte Liebhaberei, die besten Geigen alter Meister aufzusuchen und zu kaufen, den Rat nach Italien. Selbst baute er damals noch keine und unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela —i, welche damals auf dem Teatro di S. Benedetto in den ersten Rollen glänzte. Sein Enthusiasmus galt nicht der Kunst allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichste Weise übte, sondern auch wohl ihrer Engelsschönheit. Der Rat suchte Angelas Bekanntschaft, und trotz aller seiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch sein keckes und dabei höchst ausdrucksvolles Violinspiel sie ganz für sich zu gewinnen. — Das engste Verhältnis führte in wenigen Wochen zur Heirat, die deshalb verborgen blieb, weil Angela sich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel“ hinzufügen wollte. — Mit der tollsten Ironie beschrieb Krespel die ganz eigene

Art, wie Signora Angela, sobald sie seine Frau worden, ihn marterte und quälte. Aller Eigensinn, alles launische Wesen sämtlicher erster Sängerinnen sei, wie Krespel meinte, in Angelas kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er sich einmal in Positur setzen, so schickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maestros, Akademikos über den Hals, die, unbekannt mit seinem eigentlichen Verhältnis, ihn als den unerträglichsten, unhöflichsten Liebhaber, der sich in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu schicken wisse, ausfilzten. Gerade nach einem solchen stürmischen Auftritt war Krespel auf Angelas Landhaus geflohen und vergaß, auf seiner Cremoneser Geige phantasierend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rat schnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu spielen, sie umarmte den Rat mit süßen schmachtenden Blicken, sie legte das Köpfchen auf seine Schulter. Aber der Rat, in die Welt seiner Akkorde verstiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab sich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unsanft berührte. Die sprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca“[1], schrie sie auf, riß dem Rat die Geige aus der Hand und zerschlug sie an dem Marmortisch in tausend Stücke. Der Rat blieb erstarrt zur Bildsäule vor ihr stehen, dann aber, wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Riesenstärke, warf sie durch das Fenster ihres eigenen Lusthauses und floh, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutschland zurück. Erst nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; obschon er wußte, daß die Höhe des Fensters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Notwendigkeit, Signora bei obbewandten Umständen durchs Fenster zu werfen, ganz einleuchtete, so fühlte er sich doch von peinlicher Unruhe gequält, um so mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie guter Hoffnung sei. Er

[1] Deutsche Bestie.

wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraschte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin sie jenes Vorganges im Landhause mit keiner Silbe erwähnte und der Nachricht, daß sie von einem herzallerliebsten Töchterchen entbunden, die herzlichste Bitte hinzufügte, daß der marito amato e padre felicissimo[1] doch nur gleich nach Venedig kommen möge. Das that Krespel nicht, erkundigte sich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umständen und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in das weiche Gras herabgesunken sei und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als psychische Folgen gehabt habe. Signora sei nämlich nach Krespels heroischer That wie umgewandelt; von Launen, närrischen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe sie durchaus nichts mehr verspüren, und der Maestro, der für das nächste Karneval komponiert, sei der glücklichste Mensch unter der Sonne, weil Signora seine Arien ohne hunderttausend Abänderungen, die er sich sonst gefallen lassen müssen, singen wolle. Übrigens habe man alle Ursache, meinte der Freund, es sorgfältig zu verschweigen, wie Angela kuriert worden, da sonst jedes Tages Sängerinnen durch die Fenster fliegen würden. Der Rat geriet nicht in geringe Bewegung, er bestellte Pferde, er setzte sich in den Wagen. „Halt!" rief er plötzlich. — „Wie", murmelte er dann in sich hinein, „ist's denn nicht ausgemacht, daß, sobald ich mich blicken lasse, der böse Geist wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich sie schon zum Fenster herausgeworfen, was soll ich nun in gleichem Falle thun? was ist mir noch übrig?" — Er stieg wieder aus dem Wagen, schrieb einen zärtlichen Brief an seine genesene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr sei, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mal hinter dem Ohre trage, und — blieb in Deutschland. Der Briefwechsel dauerte

[1] Geliebte Gatte und glücklichste Vater.

sehr lebhaft fort. — Versicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abwesenheit der Geliebten — verfehlte Wünsche — Hoffnungen u. s. w. flogen hin und her von Venedig nach H —, von H — nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutschland und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F**. Ungeachtet sie gar nicht mehr jung war, riß sie doch alles hin mit dem unwiderstehlichen Zauber ihres wunderbar herrlichen Gesanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindesten verloren. Antonie war indessen herangewachsen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater schreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom ersten Range aufblühe. In der That bestätigten dies die Freunde Krespels in F**, die ihm zusetzten, doch nur einmal nach F** zu kommen, um die seltne Erscheinung zwei ganz sublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahneten nicht, in welchem nahen Verhältnis der Rat mit diesem Paare stand. Krespel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in seinem Innersten lebte, und die ihm öfters als Traumbild erschien, mit leiblichen Augen gesehen, aber sowie er an seine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Mute, und er blieb zu Hause unter seinen zerschnittenen Geigen sitzen.

Ihr werdet von dem hoffnungsvollen Komponisten B... in F** gehört haben, der plötzlich verscholl, man wußte nicht wie; oder kanntet Ihr ihn vielleicht selbst? Dieser verliebte sich in Antonien so sehr, daß er, da Antonie seine Liebe recht herzlich erwiderte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunst heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rat stimmte um so lieber bei, als des jungen Meisters Kompositionen Gnade gefunden vor seinem strengen Richterstuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirat zu erhalten, statt derselben kam ein schwarz gesiegelter Brief von fremder Hand überschrieben. Der Doktor R... meldete dem Rat, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt und gerade in der Nacht, als am andern

Tage Antonie getraut werden sollen, gestorben sei. Ihm, dem Doktor, habe Angela entdeckt, daß sie Krespels Frau und Antonie seine Tochter sei; er möge daher eilen, sich der Verlassenen anzunehmen. So sehr auch der Rat von Angelas Hinscheiden erschüttert wurde, war es ihm doch bald, als sei ein störendes, unheimliches Prinzip aus seinem Leben gewichen, und er könne nun erst recht frei atmen. Noch denselben Tag reiste er ab nach F**. — Ihr könnt nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rat den Moment schilderte, als er Antonien sah. Selbst in der Bizarrerie seines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darstellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmut Angelas wurde Antonien zu teil, der aber die häßliche Kehrseite ganz fehlte. Es gab kein zweideutig Pferdefüßchen, das hin und wieder hervorgucken konnte. Der junge Bräutigam fand sich ein; Antonie, mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefsten Innern richtig auffassend, sang eine jener Motetten des alten Padre Martini[1], von denen sie wußte, daß Angela sie dem Rat in der höchsten Blüte ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorsingen müssen. Der Rat vergoß Ströme von Thränen, nie hatte er selbst Angela so singen hören. Der Klang von Antoniens Stimme war ganz eigentümlich und seltsam, oft dem Hauch der Äolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne schienen nicht Raum haben zu können in der menschlichen Brust. Antonie, vor Freude und Liebe glühend, sang und sang alle ihre schönsten Lieder, und B . . . spielte dazwischen, wie es nur die wonnetrunkene Begeisterung vermag. Krespel schwamm erst in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — still — in sich gekehrt. Endlich sprang er auf, drückte Antonien an seine Brust und bat sehr leise und dumpf: „Nicht mehr singen, wenn du mich liebst — es drückt mir das Herz ab — die Angst — die Angst. — Nicht mehr singen."

[1] Giambattista Martini (1706—84), gewöhnlich Padre Martini genannt, berühmter Musikhistoriker und Meister des Kontrapunktes.

„Nein“, sprach der Rat andern Tages zum Doktor R**, „als während des Gesanges ihre Röte sich zusammenzog in zwei dunkelrote Flecke auf den blassen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familienähnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet.“ — Der Doktor, dessen Miene vom Anfang des Gesprächs von tiefer Bekümmernis zeugte, erwiderte: „Mag es sein, daß es von zu früher Anstrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verschuldet, genug, Antonie leidet an einem organischen Fehler in der Brust, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den seltsamen, ich möchte sagen, über die Sphäre des menschlichen Gesanges hinaustönenden Klang gibt. Aber auch ihr früher Tod ist die Folge davon, denn singt sie fort, so gebe ich ihr noch höchstens sechs Monate Zeit.“ Den Rat zerschnitt es im Innern wie mit hundert Schwertern. Es war ihm, als hinge zum ersten Male ein schöner Baum die wunderherrlichen Blüten in sein Leben hinein, und der solle recht an der Wurzel zersägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entschluß war gefaßt. Er sagte Antonien alles, er stellte ihr die Wahl, ob sie dem Bräutigam folgen und seiner und der Welt Verlockung nachgeben, so aber früh untergehen, oder ob sie dem Vater noch in seinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, so aber noch jahrelang leben wolle. Antonie fiel dem Vater schluchzend in die Arme; er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts Deutlicheres vernehmen. Er sprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieser versicherte, daß nie ein Ton über Antoniens Lippen gehen solle, so wußte der Rat doch wohl, daß selbst B... nicht der Versuchung würde widerstehen können, Antonien singen zu hören, wenigstens von ihm selbst komponierte Arien. Auch die Welt, das musikalische Publikum, mocht' es auch unterrichtet sein von Antoniens Leiden, gab gewiß die Ansprüche nicht auf, denn dies Volk ist ja, kommt es auf Genuß an, egoistisch und grausam. Der Rat verschwand mit Antonien aus F** und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm B... die Abreise. Er

verfolgte die Spur, holte den Rat ein und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmal ihn sehen und dann sterben", flehte Antonie. „Sterben? — sterben?" rief der Rat in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte sein Inneres. — Die Tochter, das einzige Wesen auf der weiten Welt, das nie gekannte Lust in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben versöhnte, riß sich gewaltsam los von seinem Herzen, und er wollte, daß das Entsetzliche geschehe. — B . . . mußte an den Flügel, Antonie sang, Krespel spielte lustig die Geige, bis sich jene roten Flecke auf Antoniens Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber B . . . Abschied nahm von Antonien, sank sie plötzlich mit einem lauten Schrei zusammen. „Ich glaubte (so erzählte mir Krespel), ich glaubte, sie wäre, wie ich es vorausgesehen, nun wirklich tot, und blieb, da ich einmal mich selbst auf die höchste Spitze gestellt hatte, sehr gelassen und mit mir einig. Ich faßte den B . . ., der in seiner Erstarrung schafsmäßig und albern anzusehen war, bei den Schultern und sprach (der Rat fiel in seinen singenden Ton): ‚Da Sie, verehrungswürdigster Klaviermeister, wie Sie gewollt und gewünscht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, so können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten so lange gütigst verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirschfänger durch das Herz renne, damit so meine Tochter, die, wie Sie sehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr sehr wertes Blut. — Rennen Sie nur geschwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Messerchen nachwerfen!‘ — Ich muß wohl bei diesen Worten etwas graulich ausgesehen haben; denn mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens sprang er, sich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe herab." — Wie der Rat nun, nachdem B . . . fortgerannt war, Antonien, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete sie tiefseufzend die Augen, die sich aber bald wieder zum Tode zu schließen schienen. Da brach Krespel aus in lautes, trostloses Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antoniens Zustand für einen heftigen,

aber nicht im mindesten gefährlichen Zufall, und in der That erholte sich diese auch schneller, als der Rat es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie schmiegte sich nun mit der innigsten kindlichsten Liebe an Krespel; sie ging ein in seine Lieblingsneigungen — in seine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen auseinanderlegen und neue zusammenleimen. „Ich will nicht mehr singen, aber für dich leben", sprach sie oft lächelnd zum Vater, wenn jemand sie zum Gesange aufgefordert und sie es abgeschlagen hatte. Solche Momente suchte der Rat indessen ihr soviel möglich zu ersparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Gesellschaft ging und alle Musik sorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie schmerzlich es Antonien sein mußte, der Kunst, die sie in solch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entsagen. Als der Rat jene wunderbare Geige, die er mit Antonien begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie sehr wehmütig an und sprach leise bittend: „Auch diese?" — Der Rat wußte selbst nicht, welche unbekannte Macht ihn nötigte, die Geige unzerschnitten zu lassen und darauf zu spielen. Kaum hatte er die ersten Töne angestrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach, das bin ich ja — ich singe ja wieder." Wirklich hatten die silberhellen Glockentöne des Instruments etwas ganz eigenes Wundervolles, sie schienen in der menschlichen Brust erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerste gerührt, er spielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf und nieder stieg, dann schlug Antonie die Hände zusammen und rief entzückt: „Ach, das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!" — Seit dieser Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft sprach sie zum Rat: „Ich möchte wohl etwas singen, Vater!" Dann nahm Krespel die Geige von der Wand und spielte Antoniens schönste Lieder, sie war recht aus dem Herzen froh. — Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rat so, als höre er im Nebenzimmer auf seinem Pianoforte spielen, und bald unterschied er deutlich, daß B . . .

nach gewöhnlicher Art präludiere. Er wollte aufstehen, aber wie eine schwere Last lag es auf ihm, wie mit eisernen Banden gefesselt vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leisen hingehauchten Tönen, die immer steigend und steigend zum schmetternden Fortissimo wurden, dann gestalteten sich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches B... einst ganz im frommen Stil der alten Meister für Antonie komponiert hatte. Krespel sagte, unbegreiflich sei der Zustand gewesen, in dem er sich befunden, denn eine entsetzliche Angst habe sich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derselben erblickte er B... und Antonien, die sich umschlungen hielten und sich voll seligem Entzücken anschauten. Die Töne des Liedes und des begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie sichtbar sang oder B... das Fortepiano berührte. Der Rat fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen versank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angst aus dem Traume geblieben. Er sprang in Antoniens Zimmer. Sie lag mit geschlossenen Augen, mit holdselig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sofa, als schliefe sie und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber tot.

Der Artushof.

Gewiß hast du, günstiger Leser, schon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsstadt Danzig gehört. Vielleicht kennst du all das Sehenswerte, was sich dort befindet, aus mancher Beschreibung; am liebsten sollt' es mir aber sein, wenn du selbst einmal in früherer Zeit dort gewesen wärest und mit eigenen Augen den wunderbaren Saal geschaut hättest, in den ich jetzt dich führen will. Ich meine den Artushof[1]. — In den Mittagsstunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menschen der verschiedensten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöse betäubte die Ohren. Aber wenn die Börsenstunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tische saßen, und nur einzelne geschäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann besuchtest du, günstiger Leser, der du in Danzig warst, den Artushof wohl am liebsten. Nun schlich ein magisches Helldunkel durch die trüben Fenster, all das seltsame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirsche mit ungeheuern Geweihen, andere wunderliche Tiere schauten mit glühenden Augen auf dich herab, du mochtest sie kaum ansehen; auch wurde dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte nur desto schauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laster versammelt mit beigeschriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn schon schwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und

[1] Der Artus- oder Junkerhof auf dem Langen Markt in Danzig besteht aus einer einzigen großen viereckigen Halle, die von Granitsäulen getragen wird und mit allerlei eigentümlichen Gemälden und Schnitzereien aus der Sagenwelt verziert ist; er war ursprünglich zu Gelagen bestimmt und dient jetzt als Börse.

die Laster, gar wunderschöne Frauen in bunten schimmernden Kleidern, traten recht verführerisch hervor und wollten dich verlocken mit süßem Gelispel. Du wandtest den Blick lieber auf den schmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem sehr anmutig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsstädtischer Zeit abgebildet sind. Ehrsame Bürgermeister mit klugen, bedeutsamen Gesichtern reiten voran auf mutigen, schön geputzten Rossen, und die Trommelschläger, die Pfeifer, die Hellebardierer schreiten so keck und lebendig daher, daß du bald die lustige Soldatenmusik vernimmst und glaubst, sie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenster dort hinaus auf den Langen Markt ziehen. — Weil sie denn nun fortziehen wollten, konntest du nicht umhin, günstiger Leser, insofern du nämlich ein rüstiger Zeichner bist, mit Tinte und Feder jenen prächtigen Bürgermeister mit seinem wunderschönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tischen ringsumher lag ja sonst immer auf öffentliche Kosten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war also bei der Hand und lockte dich unwiderstehlich an. Dir, günstiger Leser, war so etwas erlaubt, aber nicht dem jungen Kaufherrn Traugott, der über ähnlichem Beginnen in tausend Not und Verdruß geriet. — „Avisieren Sie doch sogleich unsern Freund in Hamburg von dem zu stande gekommenen Geschäft, lieber Herr Traugott!“ — So sprach der Kauf- und Handelsherr Elias Roos, mit dem Traugott nächstens in Kompanie gehen, und dessen einzige Tochter Christina er heiraten sollte. Traugott fand mit Mühe ein Plätzchen an den besetzten Tischen; er nahm ein Blatt, tunkte die Feder ein und wollte eben mit einem kecken kalligraphischen Schnörkel beginnen, als er, nochmals schnell das Geschäft, von dem er zu schreiben hatte, überdenkend, die Augen in die Höhe warf. — Nun wollte es der Zufall, daß er gerade vor den in einem Zuge abgebildeten Figuren stand, deren Anblick ihn jedesmal mit seltsamer unbegreiflicher Wehmut befing. — Ein ernster, beinahe düsterer Mann mit schwarzem, krausem Barte ritt in reichen Kleidern auf einem schwarzen Rosse, dessen Zügel ein

wundersamer Jüngling führte, der in seiner Lockenfülle und zierlicher bunter Tracht beinahe weiblich anzusehen war; die Gestalt, das Gesicht des Mannes erregten dem Traugott innern Schauer; aber aus dem Gesichte des holden Jünglings strahlte ihm eine ganze Welt süßer Ahnungen entgegen. Niemals konnte er loskommen von dieser beider Anblick, und so geschah es denn auch jetzt, daß, statt den Aviso des Herrn Elias Roos nach Hamburg zu schreiben, er nur das wundersame Bild anschaute und gedankenlos mit der Feder auf dem Papier herumkritzelte. Das mochte schon einige Zeit gedauert haben, als ihn jemand hinterwärts auf die Schulter klopfte und mit dumpfer Stimme rief: „Gut, — recht gut! — so lieb' ich's, das kann was werden!" — Traugott kehrte sich, aus dem Traume erwachend, rasch um, aber es traf ihn wie ein Blitzstrahl — Staunen, Schrecken machten ihn sprachlos, er starrte hinein in das Gesicht des düstern Mannes, der vor ihm abgebildet. Dieser war es, der jene Worte sprach, und neben ihm stand der zarte, wunderschöne Jüngling und lächelte ihn an wie mit unbeschreiblicher Liebe. „Sie sind es ja selbst", so fuhr es dem Traugott durch den Sinn. — „Sie sind es ja selbst! — Sie werden nun gleich die häßlichen Mäntel abwerfen und dastehen in glänzender altertümlicher Tracht!" — Die Menschen wogten durcheinander, verschwunden im Gewühl waren bald die fremden Gestalten; aber Traugott stand mit seinem Avisobriefe in der Hand, wie zur starren Bildsäule geworden, auf derselben Stelle, als die Börsenstunden längst vorüber und nur noch einzelne durch den Saal liefen. Endlich wurde Traugott Herrn Elias Roos gewahr, der mit zwei fremden Herren auf ihn zuschritt. „Was spintisieren Sie noch in später Mittagszeit, werter Herr Traugott", rief Elias Roos, „haben Sie den Aviso richtig abgeschickt?" — Gedankenlos reichte Traugott ihm das Blatt hin, aber da schlug Herr Elias Roos die Fäuste über den Kopf zusammen, stampfte erst ein klein wenig, dann aber sehr stark mit dem rechten Fuße und schrie, daß es im Saale schallte: „Herr Gott! — Herr Gott! Kinderstreiche! — dumme Kinder-

streiche! — Verehrter Traugott — korrupter Schwiegersohn — unkluger Associé. — Ew. Edlen sind wohl ganz des Teufels? — Der Aviso — der Aviso, o Gott! die Post!" — Herr Elias Roos wollte ersticken vor Ärger, die fremden Herren lächelten über den wunderlichen Aviso, der freilich nicht recht brauchbar war. Gleich nach den Worten: „Auf Ihr Wertes vom 20sten hujus uns beziehend", hatte nämlich Traugott in zierlichem, kecken Umriß jene beiden wundersamen Figuren, den Alten und den Jüngling, gezeichnet. Die fremden Herren suchten den Herrn Elias Roos zu beruhigen, indem sie ihm auf das liebreichste zusprachen; der zupfte aber die runde Perücke hin und her, stieß mit dem Rohrstock auf den Boden und rief: „Das Satanskind! — Avisieren soll er, macht Figuren — zehntausend Mark sind — fit!" — Er blies durch die Finger und weinte dann wieder: „Zehntausend Mark!" — „Beruhigen Sie sich, lieber Herr Roos", sprach endlich der ältere von den fremden Herrn, „die Post ist zwar freilich fort, in einer Stunde geht indessen ein Kurier ab, den ich nach Hamburg schicke, dem gebe ich Ihren Aviso mit, und so kommt er noch früher an Ort und Stelle, als es durch die Post geschehen sein würde." — „Unvergleichlichster Mann!" rief Herr Elias mit vollem Sonnenschein im Blick. Traugott hatte sich von seiner Bestürzung erholt, er wollte schnell an den Tisch, um den Aviso zu schreiben, Herr Elias schob ihn aber weg, indem er mit recht hämischem Blicke zwischen den Zähnen murmelte: „Ist nicht vonnöten, mein Söhnlein!" — Während Herr Elias gar eifrig schrieb, näherte sich der ältere Herr dem jungen Traugott, der in stummer Beschämung dastand, und sprach: „Sie scheinen nicht an Ihrem Platze zu sein, lieber Herr! Einem wahren Kaufmann würde es nicht eingefallen sein, statt, wie es recht ist, zu avisieren, Figuren zu zeichnen." — Traugott mußte das für einen nur zu gegründeten Vorwurf halten. Ganz betroffen erwiderte er: „Ach Gott, wie viel vortreffliche Avisos schrieb schon diese Hand, aber nur zuweilen kommen mir solche vertrackte Einfälle!" — „Ei, mein Lieber", fuhr der Fremde lächelnd fort, „das sollten

nun eben keine vertrackte Einfälle sein. Ich glaube in der That, daß alle Ihre Avisos nicht so vortrefflich sind, als diese mit fester Hand keck und sauber umrissenen Figuren. Es ist wahrhaftig ein eigener Genius darin." Unter diesen Worten hatte der Fremde den in Figuren übergegangenen Avisobrief dem Traugott aus der Hand genommen, sorgsam zusammengefaltet und eingesteckt. Da stand es ganz fest in Traugotts Seele, daß er etwas viel Herrlicheres gemacht habe als einen Avisobrief; ein fremder Geist funkelte in ihm auf, und als Herr Elias Roos, der mit dem Schreiben fertig geworden, noch bitterböse ihm zurief: „Um zehntausend Mark hätten mich Ihre Kinderstreiche bringen können", da erwiderte er lauter und bestimmter als jemals: „Gebärden sich Ew. Edlen nur nicht so absonderlich, sonst schreib' ich Ihnen in meinem ganzen Leben keinen Avisobrief mehr, und wir sind geschiedene Leute!" — Herr Elias schob mit beiden Händen die Perücke zurecht und stammelte mit starrem Blick: „Liebenswürdiger Associé, holder Sohn! was sind das für stolze Redensarten?" Der alte Herr trat abermals ins Mittel, wenige Worte waren hinlänglich, den vollen Frieden herzustellen, und so schritten sie zum Mittagsmahl in das Haus des Herrn Elias, der die Fremden geladen hatte. Jungfer Christine empfing die Gäste in sorgsam geschniegelten und gebügelten Feierkleidern und schwenkte bald mit geschickter Hand den überschweren silbernen Suppenlöffel. — Wohl könnte ich dir, günstiger Leser, die fünf Personen, während sie bei Tische sitzen, bildlich vor Augen bringen, ich werde aber nur zu flüchtigen Umrissen gelangen, und zwar viel schlechteren, als wie sie Traugott in dem ominösen Avisobriefe recht verwegen hinkritzelte; denn bald ist das Mahl geendet, und die wundersame Geschichte des wackern Traugott, die ich für dich, günstiger Leser, aufzuschreiben unternommen, reißt mich fort mit unwiderstehlicher Gewalt! — Daß Herr Elias Roos eine runde Perücke trägt, weißt du, günstiger Leser, schon aus Obigem, und ich darf auch gar nichts mehr hinzusetzen, denn nach dem, was er gesprochen, siehst du jetzt schon den kleinen

rundlichen Mann in seinem leberfarbenen Rocke, Weste und Hosen mit goldbesponnenen Knöpfen recht vor Augen. Von dem Traugott habe ich sehr viel zu sagen, weil es eben seine Geschichte ist, die ich erzähle, er also wirklich darin vorkommt. Ist es aber nun gewiß, daß Gesinnung, Thun und Treiben, aus dem Innern heraustretend, so die äußere Gestalt modeln und formen, daß daraus die wunderbare, nicht zu erklärende, nur zu fühlende Harmonie des Ganzen entsteht, die wir Charakter nennen, so wird dir, günstiger Leser, aus meinen Worten Traugotts Gestalt von selbst recht lebendig hervorgehen. Ist dies nicht der Fall, so taugt all mein Geschwätz gar nichts, und du kannst meine Erzählung nur geradezu für nicht gelesen achten. Die beiden fremden Herrn sind Onkel und Neffe, ehedem Handel, jetzt Geschäfte treibend mit erworbenem Gelde, und Herrn Elias Roos' Freunde, d. h. mit ihm in starkem Geldverkehr. Sie wohnen in Königsberg, tragen sich ganz englisch, führen einen Mahagonistiefelknecht aus London mit sich, haben viel Kunstsinn und sind überhaupt feine, ganz gebildete Leute. Der Onkel besitzt ein Kunstkabinett und sammelt Zeichnungen (videatur der geraubte Avisobrief). Eigentlich war es mir hauptsächlich nur darum zu thun, dir, günstiger Leser, die Christina recht lebhaft darzustellen, denn ihr flüchtiges Bild wird, wie ich merke, bald verschwinden, und so ist es gut, daß ich gleich einige Züge zu Buch bringe. Mag sie dann entfliehen! Denke dir, lieber Leser, ein mittelgroßes, wohlgenährtes Frauenzimmer von etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, mit rundem Gesicht, kurzer, ein wenig aufgestülpter Nase, freundlichen lichtblauen Augen, aus denen es recht hübsch jedermann anlächelt: „Nun heirate ich bald!" — Sie hat eine blendend weiße Haut, die Haare sind gerade nicht zu rötlich — recht küssige Lippen — einen zwar etwas weiten Mund, den sie noch dazu seltsam verzieht, aber zwei Reihen Perlenzähne werden dann sichtbar. Sollten etwa aus des Nachbars brennendem Hause die Flammen in ihr Zimmer schlagen, so wird sie nur noch geschwinde den Kanarienvogel füttern und

die neue Wäsche verschließen, dann aber ganz gewiß in das Komptoir eilen und dem Herrn Elias Roos zu erkennen geben, daß nunmehro auch sein Haus brenne. Niemals ist ihr eine Mandeltorte mißraten, und die Buttersauce verdickt sich jedesmal gehörig, weil sie niemals links, sondern immer rechts im Kreise mit dem Löffel rührt. — Da Herr Elias Roos schon den letzten Römer alten Franz eingeschenkt, bemerke ich nur noch in der Eile, daß Christinchen den Traugott deshalb ungemein lieb hat, weil er sie heiratet; denn was sollte sie wohl in aller Welt anfangen, wenn sie niemals Frau würde! — Nach der Mahlzeit schlug Herr Elias Roos den Freunden einen Spaziergang auf den Wällen vor. Wie gern wäre Traugott, in dessen Innerm sich noch nie so viel Verwunderliches geregt hatte als eben heute, der Gesellschaft entschlüpft, es ging aber nicht; denn wie er eben zur Thür hinaus wollte, ohne einmal seiner Braut die Hand geküßt zu haben, erwischte ihn Herr Elias beim Rockschoß, rufend: „Werter Schwiegersohn, holder Associé, Sie wollen uns doch nicht verlassen?“ und so mußte er wohl bleiben. — Jener Professor physices meinte, der Weltgeist habe als ein wackrer Experimentalist irgendwo eine tüchtige Elektrisiermaschine gebaut, und von ihr aus liefen gar geheimnisvolle Drähte durchs Leben, die umschlichen und umgingen wir nun bestmöglichst; aber in irgend einem Moment müßten wir darauf treten, und Blitz und Schlag führen durch unser Inneres, in dem sich nun plötzlich alles anders gestalte. Auf den Draht war wohl Traugott getreten in dem Moment, als er bewußtlos d i e zeichnete, welche lebendig hinter ihm standen; denn mit Blitzes Gewalt hatte ihn die seltsame Erscheinung der Fremden durchzuckt, und es war ihm, als wisse er nun alles deutlich, was sonst nur Ahnung und Traum gewesen. Die Schüchternheit, die sonst seine Zunge band, sobald das Gespräch sich auf Dinge wandte, die wie ein heiliges Geheimnis tief in seiner Brust verborgen lagen, war verschwunden, und so kam es, daß, als der Onkel die wunderlichen, halb gemalten, halb geschnitzten Bilder im Artushof

als geschmacklos angriff und vorzüglich die kleinen Soldatengemälde als abenteuerlich verwarf, er dreist behauptete, wie es wohl sein könne, daß das alles sich mit den Regeln des Geschmacks nicht zusammenreime, indessen sei es ihm selbst wie wohl schon mehreren ergangen; eine wunderbare phantastische Welt habe sich ihm in dem Artushof erschlossen, und einzelne Figuren hätten ihn sogar mit lebensvollen Blicken, ja wie mit deutlichen Worten daran gemahnt, daß er auch ein mächtiger Meister sein und schaffen und bilden könne wie der, aus dessen geheimnisvoller Werkstatt sie hervorgegangen. — Herr Elias sah in der That dümmer aus wie gewöhnlich, als der Jüngling solche hohe Worte sprach, aber der Onkel sagte mit recht hämischer Miene: „Ich behaupte es noch einmal, daß ich nicht begreife, wie Sie Kaufmann sein wollen und sich nicht lieber der Kunst ganz zugewandt haben." — Dem Traugott war der Mann höchst zuwider, und er schloß sich deshalb bei dem Spaziergange an den Neffen, der recht freundlich und zutraulich that. „O Gott", sprach dieser, „wie beneide ich Sie um Ihr schönes herrliches Talent! Ach, könnte ich so wie Sie zeichnen! — An Genie fehlt es mir gar nicht, ich habe schon recht hübsch Augen und Nasen und Ohren, ja sogar drei bis vier ganze Köpfe gezeichnet, aber lieber Gott, die Geschäfte! die Geschäfte!" — „Ich dächte", sprach Traugott, „sobald man wahres Genie, wahre Neigung zur Kunst verspüre, solle man kein anderes Geschäft kennen." — „Sie meinen, Künstler werden?" entgegnete der Neffe. „Ei, wie mögen Sie das sagen! Sehen Sie, mein Wertester, über diese Dinge habe ich denn wohl mehr nachgedacht als vielleicht mancher, ja, selbst ein so entschiedener Verehrer der Kunst, bin ich tiefer in das eigentliche Wesen der Sache eingedrungen, als ich es nur zu sagen vermag, daher sind mir nur Andeutungen möglich." Der Neffe sah bei diesen Worten so gelehrt und tiefsinnig aus, daß Traugott ordentlich einige Ehrfurcht für ihn empfand. „Sie werden mir recht geben", fuhr der Neffe fort, nachdem er eine Prise genommen und zweimal geniest hatte, „Sie werden mir

recht geben, daß die Kunst Blumen in unser Leben flicht — Erheiterung, Erholung vom ernsten Geschäft, das ist der schöne Zweck alles Strebens in der Kunst, der desto vollkommener erreicht wird, je vortrefflicher sich die Produktionen gestalten. Im Leben selbst ist dieser Zweck deutlich ausgesprochen, denn nur der, der nach jener Ansicht die Kunst übt, genießt die Behaglichkeit, die den immer und ewig flieht, welcher, der wahren Natur der Sache entgegen, die Kunst als Hauptsache, als höchste Lebenstendenz betrachtet. Deshalb, mein Lieber, nehmen Sie sich das ja nicht zu Herzen, was mein Onkel vorbrachte, um Sie von dem ernsten Geschäft des Lebens abzuleiten in ein Thun und Treiben, das ohne Stütze nur wie ein unbehülflich Kind hin und her wankt!" Hier hielt der Neffe inne, als erwarte er Traugotts Antwort; der wußte aber gar nicht, was er sagen sollte. Alles, was der Neffe gesprochen, kam ihm unbeschreiblich albern vor. Er begnügte sich zu fragen: „Was nennen Sie denn nun aber eigentlich ernstes Geschäft des Lebens?" — Der Neffe sah ihn etwas betroffen an. „Nun, mein Gott", fuhr er endlich heraus, „Sie werden mir doch zugeben, daß man im Leben leben muß, wozu es der bedrängte Künstler von Profession beinahe niemals bringt." Er schwatzte nun mit zierlichen Wörtern und gedrechselten Redensarten ins Gelag hinein. Es kam ungefähr darauf hinaus, daß er im Leben leben nichts anderes nannte, als keine Schulden, sondern viel Geld haben, gut Essen und Trinken, eine schöne Frau und auch wohl artige Kinder, die nie einen Talgfleck ins Sonntagsröckchen bringen, besitzen u. s. w. Dem Traugott schnürte das die Brust zu, und er war froh, als der verständige Neffe von ihm abließ, und er sich allein auf seinem Zimmer befand. „Was führe ich doch", sprach er zu sich selbst, „für ein erbärmlich schlechtes Leben! — An dem schönen Morgen in der herrlichen, goldenen Frühlingszeit, wenn selbst durch die finstern Straßen in der Stadt der laue West zieht und in seinem dumpfen Murmeln und Rauschen von all den Wundern zu erzählen scheint, die draußen in Wald und Flur erblühen, da schleiche ich träge

und unmutig in Herrn Elias Roos' räuchrichtes Komptoir. Da sitzen bleiche Gesichter vor großen unförmlichen Pulten, und nur das Geräusch des Blätterns in den großen Büchern, das Klappern des gezählten Geldes, einzelne unverständliche Laute unterbrechen die düstre Stille, in die alles arbeitend versunken. Und was für Arbeit? — Wozu alles Sinnen, alles Schreiben? — Damit sich nur die Goldstücke im Kasten mehren, damit nur des Fafners unheilbringender Hort immer mehr funkle und gleiße![1] — Wie mag doch solch ein Künstler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all die erquicklichen Frühlingsstrahlen einatmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, so daß sie aufgeht im regen, lustigen Leben. Aus den dunkeln Büschen treten dann wunderbare Gestalten hervor, die sein Geist geschaffen, und die sein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnisvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und so vermag er, was sein inneres Auge geschaut, festzubannen, indem er es sinnlich darstellt. — Was hält mich ab, mich loszureißen von der verhaßten Lebensweise? — Der alte wunderliche Mann hat es mir bestätigt, daß ich zum Künstler berufen bin, aber noch mehr der schöne holde Jüngling. Ungeachtet der nichts sprach, war es mir ja doch, als sage sein Blick mir das deutlich, was so lange sich nur als leise Ahnung in mir regte, und das, niedergedrückt von tausend Zweifeln, nicht emporzustreben vermochte. Kann ich denn nicht, statt meines unseligen Treibens, ein tüchtiger Maler werden?" — Traugott holte alles hervor, was er jemals gezeichnet, und durchschaute es mit prüfenden Blicken. Manches kam ihm heute ganz anders vor als sonst, und zwar besser. Vorzüglich fiel ihm aber aus den kindischen Versuchen seiner frühern Knabenzeit ein Blatt in die Hände, auf dem in freilich verzerrten, jedoch sehr kenntlichen Umrissen jener alte Bürgermeister mit dem schönen Pagen abgebildet war, und er erinnerte sich recht gut, daß schon damals

[1] Anspielung auf die Nibelungensage.

jene Figuren seltsam auf ihn wirkten, und er einst in der Abenddämmerung wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vom Knabenspiele fort in den Artushof gelockt wurde, wo er emsig sich bemühte, das Bild abzuzeichnen. — Traugott wurde, diese Zeichnung anschauend, von der tiefsten, wehmütigsten Sehnsucht befangen. — Er sollte nach gewöhnlicher Weise noch ein paar Stunden in dem Komptoir arbeiten, das war ihm unmöglich, statt dessen lief er heraus auf den Karlsberg[1]. Da schaute er hinaus ins wogende Meer; in den Wellen, in dem grauen Nebelgewölk, das wunderbar gestaltet sich über Hela[2] gelegt hatte, trachtete er, wie in einem Zauberspiegel das Schicksal seiner künftigen Tage zu erspähen.

Glaubst du nicht, lieber Leser, daß das, was aus dem höhern Reich der Liebe in unsre Brust hinabgekommen, sich uns zuerst offenbaren müsse im hoffnungslosen Schmerz? — Das sind die Zweifel, die in des Künstlers Gemüt stürmen. — Er schaut das Ideal und fühlt die Ohnmacht, es zu erfassen; es entflieht, meint er, unwiederbringlich. — Aber dann kommt ihm wieder ein göttlicher Mut, er kämpft und ringt, und die Verzweiflung löst sich auf in süßes Sehnen, das ihn stärkt und antreibt, immer nachzustreben der Geliebten, die er immer näher und näher erblickt, ohne sie jemals zu erreichen.

Traugott wurde nun eben von jenem hoffnungslosen Schmerz recht gewaltig ergriffen. — Als er am frühen Morgen seine Zeichnungen, die noch auf dem Tische lagen, wieder ansah, kam ihm alles unbedeutend und läppisch vor, und er erinnerte sich jetzt der Worte eines kunstreichen Freundes, der oft sagte, großer Unfug mit mittelmäßigem Treiben der Kunst entstehe daher, daß viele eine lebhafte äußere Anregung für innern wahren Beruf zur Kunst hielten. Traugott war nicht wenig geneigt, den Artushof mit den beiden wunderbaren Figuren des Alten und des Jünglings eben für eine solche äußere Anregung zu halten, verdammte

[1] Aussichtsreicher Berg beim Flecken Oliva in der Nähe von Danzig.
[2] Flecken und Halbinsel bei Danzig (Putziger Nehrung).

sich selbst zur Rückkehr ins Komptoir und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft so übernahm, daß er schnell abbrechen und hinauslaufen mußte ins Freie. Herr Elias Roos schrieb dies mit sorglicher Teilnahme der Kränklichkeit zu, die nach seiner Meinung den todbleichen Jüngling ergriffen haben mußte. — Mehrere Zeit war vergangen, der Dominiksmarkt[1] kam heran, nach dessen Ende Traugott die Christina heiraten und sich als Associé des Herrn Elias Roos der Kaufmannswelt ankündigen sollte. Dieser Zeitpunkt war ihm der traurige Abschied von allen schönen Hoffnungen und Träumen, und schwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er Christinchen in voller Thätigkeit erblickte, wie sie in dem mittleren Stock alles scheuern und bohnen ließ, Gardinen eigenhändig fältelte, dem messingenen Geschirr den letzten Glanz gab u. s. w. Im dicksten Gewühl der Fremden im Artushof hörte Traugott einmal eine Stimme dicht hinter sich, deren bekannter Ton ihm durchs Herz drang. „Sollten diese Papiere wirklich so schlecht stehen?" Traugott drehte sich rasch um und erblickte, wie er es vermutete, den wunderlichen Alten, welcher sich an einen Mäkler gewandt hatte, um ein Papier zu verkaufen, dessen Kurs in dem Augenblick sehr gesunken war. Der schöne Jüngling stand hinter dem Alten und warf einen wehmütig-freundlichen Blick auf Traugott. Dieser trat rasch zu dem Alten hin und sprach: „Erlauben Sie, mein Herr, das Papier, welches Sie verkaufen wollen, steht in der That nur so hoch, wie Ihnen gesagt worden; der Kurs bessert sich indessen, wie es mit Bestimmtheit vorauszusehen ist, in wenigen Tagen sehr bedeutend. Wollen Sie daher meinen Rat annehmen, so verschieben Sie den Umsatz des Papiers noch einige Zeit." — „Ei, mein Herr!" erwiderte der Alte ziemlich trocken und rauh, „was gehen Sie meine Geschäfte an? Wissen Sie denn, ob mir in diesem Augenblick solch ein einfältig Papier nicht ganz unnütz, bares Geld aber höchst nötig ist?" Traugott, der

[1] Die früher bedeutende Danziger Messe, die alljährlich am 5. August beginnt.

nicht wenig betreten darüber war, daß der Alte seine gute Absicht so übel aufnahm, wollte sich schon entfernen, als der Jüngling ihn, wie bittend, mit Thränen im Auge anblickte. „Ich habe es gut gemeint, mein Herr", erwiderte er schnell dem Alten, „und kann es durchaus noch nicht zugeben, daß Sie bedeutenden Schaden leiden sollen. Verkaufen Sie mir das Papier unter der Bedingung, daß ich Ihnen den höhern Kurs, den es in einigen Tagen haben wird, nachzahle." — „Sie sind ein wunderlicher Mann", sagte der Alte; „mag es darum sein, wiewohl ich nicht begreife, was Sie dazu treibt, mich bereichern zu wollen." — Er warf bei diesen Worten einen funkelnden Blick auf den Jüngling, der die schönen blauen Augen beschämt niederschlug. Beide folgten dem Traugott in das Komptoir, wo dem Alten das Geld ausgezahlt wurde, der es mit finstrer Miene einsackte. Währenddessen sagte der Jüngling leise zu Traugott: „Sind Sie nicht derselbe, der vor mehreren Wochen auf dem Artushof solch hübsche Figuren gezeichnet hatte?" — „Allerdings", erwiderte Traugott, indem er fühlte, wie ihm die Erinnerung an den lächerlichen Auftritt mit dem Avisobrief das Blut ins Gesicht trieb. „O dann", fuhr der Jüngling fort, „nimmt es mich nicht wunder —" Der Alte blickte den Jüngling zornig an, der sogleich schwieg. — Traugott konnte eine gewisse Beklommenheit in Gegenwart der Fremden nicht überwinden, und so gingen sie fort, ohne daß er den Mut gehabt hätte, sich nach ihren nähern Lebensverhältnissen zu erkundigen. Die Erscheinung dieser beiden Gestalten hatte auch in der That so etwas Verwunderliches, daß selbst das Personal im Komptoir davon ergriffen wurde. Der grämliche Buchhalter hatte die Feder hinters Ohr gesteckt, und mit beiden Armen über das Haupt gelehnt, starrte er mit grellen Augen den Alten an. „Gott bewahre mich", sprach er, als die Fremden fort waren, „der sah ja aus mit seinem krausen Barte und dem schwarzen Mantel wie ein altes Bild de Anno 1400 in der Pfarrkirche zu St. Johannis!" — Herr Elias hielt ihn aber, seines edeln Anstandes, seines tief ernsten altdeutschen Gesichts ungeachtet,

schlechtweg für einen polnischen Juden und rief schmunzelnd: „Dumme Bestie, verkauft jetzt das Papier und bekommt in acht Tagen wenigstens zehn Prozent mehr.“ Freilich wußte er nichts von dem verabredeten Zuschusse, den Traugott aus seiner Tasche zu berichtigen gemeint war, welches er auch einige Tage später, als er den Alten mit dem Jünglinge wieder auf dem Artushofe traf, wirklich that. „Mein Sohn“, sagte der Alte, „hat mich daran erinnert, daß Sie auch Künstler sind, und so nehme ich das an, was ich sonst verweigert haben würde.“ — Sie standen gerade an einer der vier Granitsäulen, die des Saales Wölbung tragen, dicht vor den beiden gemalten Figuren, die Traugott damals in den Avisobrief hineinzeichnete. Ohne Rückhalt sprach er von der großen Ähnlichkeit jener Figuren mit dem Alten und dem Jünglinge. — Der Alte lächelte ganz seltsam, legte die Hand auf Traugotts Schulter und sprach leise und bedächtig: „Ihr wißt also nicht, daß ich der deutsche Maler Godofredus Berklinger bin und die Figuren, welche Euch so zu gefallen scheinen, vor sehr langer Zeit, als ich noch ein Schüler der Kunst war, selbst malte? In jenem Bürgermeister habe ich mich selbst Andenkens halber abkonterfeit, und daß der das Pferd führende Page mein Sohn ist, erkennt Ihr wohl sehr leicht, wenn Ihr beider Gesichter und Wuchs anschauet!“ — Traugott verstummte vor Erstaunen; er merkte aber wohl bald, daß der Alte, der sich für den Meister der mehr als zweihundert Jahre alten Gemälde hielt, von einem besondern Wahnwitze befangen sein müsse. „Überhaupt war es doch“, fuhr der Alte fort, indem er den Kopf in die Höhe warf und stolz umherblickte, „eine herrliche, grünende, blühende Künstlerzeit, wie ich diesen Saal dem weisen Könige Artus[1] und seiner Reichstafel zu Ehren mit all den bunten Bildern schmückte. Ich glaube wohl, daß es der König Artus

[1] Bekanntlich hatte sich der Sage nach der britische König Artus oder Arthur, der mythische Verteidiger des alten Keltentums gegen das Eindringen der angelsächsischen Herrschaft, mit den zwölf edelsten und tapfersten Rittern umgeben, die an einer runden Tafel bei ihm zu sitzen pflegten und daher die „Ritter der Tafelrunde“ hießen.

selbst war, der in gar edler hoher Gestalt einmal, als ich hier arbeitete, zu mir trat und mich zur Meisterschaft ermahnte, die mir damals noch nicht worden!" — „Mein Vater", fiel der Jüngling ein, „ist ein Künstler, wie es wenige gibt, mein Herr, und es würde Sie nicht gereuen, wenn er es Ihnen vergönnte, seine Werke zu sehen." Der Alte hatte unterdessen einen Gang durch den schon öde gewordenen Saal gemacht, er forderte jetzt den Jüngling zum Fortgehen auf; da bat Traugott, ihm doch seine Gemälde zu zeigen. Der Alte sah ihn lange mit scharfem durchbohrenden Blicke an und sprach endlich sehr ernst: „Ihr seid in der That etwas verwegen, daß Ihr schon jetzt darnach trachtet, in das innerste Heiligtum einzutreten, ehe noch Eure Lehrjahre begonnen. Doch — mag es sein! — Ist Euer Blick noch zu blöde zum Schauen, so werdet Ihr wenigstens ahnen! Kommt morgen in der Frühe zu mir." — Er bezeichnete seine Wohnung, und Traugott unterließ nicht, den andern Morgen sich schnell vom Geschäfte loszumachen und nach der entlegenen Straße zu dem wunderlichen Alten hinzueilen. Der Jüngling, ganz altdeutsch gekleidet, öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein geräumiges Gemach, wo er den Alten in der Mitte auf einem kleinen Schemel vor einer großen aufgespannten, grau grundierten Leinwand sitzend antraf. „Zur glücklichen Stunde", rief der Alte ihm entgegen, „sind Sie, mein Herr, gekommen, denn soeben habe ich die letzte Hand an das große Bild dort gelegt, welches mich schon über ein Jahr beschäftigt und nicht geringe Mühe gekostet hat. Es ist das Gegenstück zu dem gleich großen Gemälde, das Verlorene Paradies darstellend, welches ich voriges Jahr vollendete, und das Sie auch bei mir anschauen können. Dies ist nun, wie Sie sehen, das Wiedergewonnene Paradies, und es sollte mir um Sie leid sein, wenn Sie irgend eine Allegorie herausklügeln wollten. Allegorische Gemälde machen nur Schwächlinge und Stümper; mein Bild soll nicht bedeuten, sondern sein. Sie finden, daß alle diese reichen Gruppen von Menschen, Tieren, Früchten, Blumen, Steinen sich zum harmonischen Gan-

zen verbinden, dessen laut und herrlich tönende Musik der himmlisch reine Akkord ewiger Verklärung ist.“ — Nun fing der Alte an, einzelne Gruppen herauszuheben, er machte Traugott auf die geheimnisvolle Verteilung des Lichts und des Schattens aufmerksam, auf das Funkeln der Blumen und Metalle, auf die wunderbaren Gestalten, die, aus Lilienkelchen steigend, sich in die klingenden Reigen himmlisch schöner Jünglinge und Mädchen verschlangen, auf die bärtigen Männer, die, kräftige Jugendfülle in Blick und Bewegung, mit allerlei seltsamen Tieren zu sprechen schienen. — Immer stärker, aber immer unverständlicher und verworrener wurde des Alten Ausdruck. „Laß immer deine Diamantkrone funkeln, du hoher Greis!“ rief er endlich, den glühenden Blick starr auf die Leinwand geheftet, „wirf ab den Isisschleier, den du über dein Haupt warfst, als Unheilige dir nahe traten! — Was schlägst du so sorglich dein finsteres Gewand über die Brust zusammen? — Ich will dein Herz schauen — das ist der Stein der Weisen, vor dem sich das Geheimnis offenbart! — Bist du denn nicht ich? — Was trittst du so keck, so gewaltig vor mir auf! — Willst du kämpfen mit deinem Meister? Glaubst du, daß der Rubin, der, dein Herz, herausfunkelt, meine Brust zermalmen könne? — Auf denn! — tritt heraus! — tritt her! — ich habe dich erschaffen, — denn ich bin“ — Hier sank der Alte plötzlich wie vom Blitze getroffen zusammen. Traugott fing ihn auf, der Jüngling rückte schnell einen kleinen Lehnsessel herbei, sie setzten den Alten hinein, der in einen sanften Schlaf versunken schien.

„Sie wissen nun, lieber Herr!“ sprach der Jüngling sanft und leise, „wie es mit meinem guten alten Vater beschaffen ist. Ein rauhes Schicksal hat alle seine Lebensblüten abgestreift, und schon seit mehreren Jahren ist er der Kunst abgestorben, für die er sonst lebte. Er sitzt ganze Tage hindurch vor der aufgespannten grundierten Leinwand, den starren Blick darauf geheftet; das nennt er malen, und in welchen exaltierten Zustand ihn dann die Beschreibung eines solchen Gemäldes versetzt, das haben Sie

eben erfahren. Nächstdem verfolgt ihn noch ein unglückseliger Gedanke, der mir ein trübes, zerrissenes Leben bereitet; ich trage das aber als ein Verhängnis, welches in dem Schwunge, in dem es ihn ergriffen, auch mich fortreißt. Wollen Sie sich von diesem seltsamen Auftritt erholen, so folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo Sie mehrere Gemälde aus meines Vaters früherer fruchtbarer Zeit finden." — Wie erstaunte Traugott, als er eine Reihe Bilder fand, die von den berühmtesten niederländischen Meistern gemalt zu sein schienen. Mehrenteils Szenen aus dem Leben, z. B. eine Gesellschaft, die von der Jagd zurückkehrt, die sich mit Gesang und Spiel ergötzt, u. a. dergl. darstellend, atmeten sie doch einen tiefen Sinn, und vorzüglich war der Ausdruck der Köpfe von ganz besonderer ergreifender Lebenskraft. Schon wollte Traugott ins Vorzimmer zurückkehren, als er dicht an der Thür ein Bild wahrnahm, vor dem er wie festgezaubert stehen blieb. Es war eine wunderliebliche Jungfrau in altdeutscher Tracht, aber ganz das Gesicht des Jünglings, nur voller und höher gefärbt, auch schien die Gestalt größer. Die Schauer namenlosen Entzückens durchbebten Traugott bei dem Anblick des herrlichen Weibes. An Kraft und Lebensfülle war das Bild den van Dyckschen[1] völlig gleich. Die dunklen Augen blickten voll Sehnsucht auf Traugott herab, die süßen Lippen schienen, halb geöffnet, liebliche Worte zu flüstern. — „Mein Gott! — mein Gott!" seufzte Traugott aus tiefster Brust, „wo — wo ist sie zu finden?" — „Gehen wir", sprach der Jüngling. Da rief Traugott, wie von wahnsinniger Lust ergriffen: „Ach, sie ist es ja, die Geliebte meiner Seele, die ich so lange im Herzen trug, die ich nur in Ahnungen erkannte! — Wo — wo ist sie?" — Dem jungen Berklinger stürzten die Thränen aus den Augen; er schien, wie von jähem Schmerz krampfhaft durchzuckt, sich mit Mühe zusammenzuraffen. „Kommen Sie", sagte er endlich mit festem

[1] Anthonis van Dyck (1599—1641), Rubens' berühmtester Schüler, als Maler vornehm aufgefaßter und mit feinsinnigster psychologischer Vertiefung ausgeführter Porträts am bedeutendsten.

Ton, „das Porträt stellt meine unglückliche Schwester Felicitas vor. Sie ist hin auf immer! — Sie werden sie niemals schauen!" — Beinahe bewußtlos ließ sich Traugott in das andere Zimmer zurückführen. Der Alte lag noch im Schlaf, aber plötzlich fuhr er auf, blickte Traugott mit zornfunkelnden Augen an und rief: „Was wollen Sie? — Was wollen Sie, mein Herr?" — Da trat der Jüngling vor und erinnerte ihn daran, daß er soeben dem Traugott ja sein neues Bild gezeigt habe. Berklinger schien sich nun auf alles zu besinnen, er wurde sichtlich weich und sprach mit gedämpfter Stimme: „Verzeihen Sie, lieber Herr, einem alten Mann solche Vergeßlichkeit!" — „Euer neues Bild, Meister Berklinger", nahm Traugott nun das Wort, „ist ganz wunderherrlich, und habe ich dergleichen noch niemals geschaut, indessen braucht es wohl vieles Studierens und vieler Arbeit, ehe man dahin gelangt, so zu malen. Ich spüre großen, unwiderstehlichen Trieb zur Kunst in mir und bitte Euch gar dringend, mein lieber alter Meister, mich zu Eurem fleißigen Schüler anzunehmen." Der Alte wurde ganz freundlich und heiter, er umarmte Traugott und versprach, sein treuer Lehrer zu sein. So geschah es denn, daß Traugott tagtäglich zu dem alten Maler ging und in der Kunst gar große Fortschritte machte. Sein Geschäft war ihm nun ganz zuwider, er wurde so nachlässig, daß Herr Elias Roos laut sich beklagte und am Ende es gern sah, daß Traugott unter dem Vorwande einer schleichenden Kränklichkeit sich von dem Komptoir ganz los machte, weshalb denn auch, zu nicht geringem Ärger Christinens, die Hochzeit auf unbestimmte Zeit ausgesetzt wurde. „Ihr Herr Traugott", sprach ein Handelsfreund zu Herrn Elias Roos, „scheint an einem innern Verdruß zu laborieren, vielleicht ein alter Herzenssaldo, den er gern löschen möchte vor neuer Heirat. Er sieht ganz blaß und verwirrt aus." — „Ach, warum nicht gar", erwiderte Herr Elias. „Sollte ihm", fuhr er nach einer Weile fort, „die schelmische Christina einen Spuk gemacht haben? Der Buchhalter, das ist ein verliebter Esel, der küßt und drückt ihr immer die Hände.

Traugott ist ganz des Teufels verliebt in mein Mägdlein, das weiß ich. — Sollte vielleicht einige Eifersucht —? Nun, ich will ihm auf den Zahn fühlen, dem jungen Herrn!" —

So sorglich er aber auch fühlte, konnte er doch nichts erfühlen und sprach zum Handelsfreunde: „Das ist ein absonderlicher Homo, der Traugott, aber man muß ihn gehen lassen nach seiner Weise. Hätte er nicht funfzigtausend Thaler in meiner Handlung, ich wüßte, was ich thäte, da er gar nichts mehr thut."

Traugott hätte nun in der Kunst ein wahres helles Sonnenleben geführt, wenn die glühende Liebe zur schönen Felicitas, die er oft in wunderbaren Träumen sah, ihm nicht die Brust zerrissen hätte. Das Bild war verschwunden. Der Alte hatte es fortgebracht, und Traugott durfte, ohne ihn schwer zu erzürnen, nicht darnach fragen. Übrigens war der alte Berklinger immer zutraulicher geworden und litt es, daß Traugott statt des Honorars für den Unterricht seinen ärmlichen Haushalt auf mannigfache Weise verbesserte. Durch den jungen Berklinger erfuhr Traugott, daß der Alte bei dem Verkauf eines kleinen Kabinetts merklich hintergangen worden, und daß jenes Papier, welches Traugott auswechselte, der Rest der erhaltenen Kaufsumme und ihres baren Vermögens gewesen sei. Nur selten durfte übrigens Traugott mit dem Jüngling vertraut sprechen, der Alte hütete ihn auf ganz besondere Weise und verwies es ihm gleich recht hart, wenn er frei und heiter sich mit dem Freunde unterhalten wollte. Traugott empfand dies um so schmerzlicher, als er den Jüngling seiner auffallenden Ähnlichkeit mit Felicitas halber aus voller Seele liebte. Ja, oft war es ihm in der Nähe des Jünglings, als stehe lichthell das geliebte Bild neben ihm, als fühle er den süßen Liebeshauch, und er hätte dann den Jüngling, als sei er die geliebte Felicitas selbst, an sein glühendes Herz drücken mögen.

Der Winter war vergangen, der schöne Frühling glänzte und blühte schon in Wald und Flur. Herr Elias Roos riet dem Traugott eine Brunnen- oder Molkenkur an. Christinchen

freute sich wiederum auf die Hochzeit, ungeachtet Traugott sich wenig blicken ließ und noch weniger an das Verhältnis mit ihr dachte.

Eine durchaus nötige Abrechnung hatte einmal den Traugott den ganzen Tag über im Komptoir festgehalten, er mußte seine Malstunden versäumen, und erst in später Abenddämmerung schlich er nach Berklingers entlegener Wohnung. Im Vorzimmer fand er niemand, aus dem Nebengemach ertönten Lautenklänge. Nie hatte er hier noch das Instrument gehört. — Er horchte — wie leise Seufzer schlich ein abgebrochener Gesang durch die Akkorde hin. Er drückte die Thür auf — Himmel! den Rücken ihm zugewendet, saß eine weibliche Gestalt, altdeutsch gekleidet mit hohem Spitzenkragen, ganz der auf dem Gemälde gleich! — Auf das Geräusch, das Traugott unwillkürlich beim Hereintreten gemacht, erhob sich die Gestalt, legte die Laute auf den Tisch und wandte sich um. Sie war es, sie selbst! — „Felicitas!" schrie Traugott auf voll Entzücken, niederstürzen wollte er vor dem geliebten Himmelsbilde, da fühlte er sich von hinten gewaltig gepackt beim Kragen und mit Riesenkraft herausgeschleppt. „Verruchter! — Bösewicht ohnegleichen!" schrie der alte Berklinger, indem er ihn fortstieß, „das war deine Liebe zur Kunst? — Morden willst du mich!" Und damit riß er ihn zur Thür heraus. Ein Messer blitzte in seiner Hand; Traugott floh die Treppe herab; betäubt, ja halb wahnsinnig vor Lust und Schrecken lief Traugott in seine Wohnung zurück.

Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager. „Felicitas! — Felicitas!" rief er einmal übers andere, von Schmerz und Liebesqual zerrissen. „Du bist da — du bist da, und ich soll dich nicht schauen, dich nicht in meine Arme schließen? — Du liebst mich, ach, ich weiß es ja! — In dem Schmerz, der so tötend meine Brust durchbohrt, fühle ich es, daß du mich liebst." Hell schien die Frühlingssonne in Traugotts Zimmer, da raffte er sich auf und beschloß, es koste, was es wolle, das Geheimnis in Berklingers Wohnung zu erforschen. Schnell eilte er hin zum Alten,

aber wie ward ihm, als er sah, daß alle Fenster in Berklingers Wohnung geöffnet und die Mägde beschäftigt waren, die Zimmer zu reinigen. Ihm ahnte, was geschehen. Berklinger hatte noch am späten Abend mit seinem Sohn das Haus verlassen und war fortgezogen, niemand wußte wohin. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen hatte die Kiste mit Gemälden und die beiden kleinen Koffer, welche das ganze ärmliche Besitztum Berklingers in sich schlossen, abgeholt. Er selbst war mit seinem Sohn eine halbe Stunde nachher fortgegangen. Alle Nachforschungen, wo sie geblieben, waren vergebens; kein Lohnkutscher hatte an Personen, wie Traugott sie beschrieb, Pferde und Wagen vermietet, selbst an den Thoren konnte er nichts Bestimmtes erfahren; kurz, Berklinger war verschwunden, als sei er auf dem Mantel des Mephistopheles davongeflogen. Ganz in Verzweiflung rannte Traugott in sein Haus zurück. „Sie ist fort — sie ist fort, die Geliebte meiner Seele — alles, alles verloren!" So schrie er, bei Herrn Elias Roos, der sich gerade auf dem Hausflur befand, vorbei nach seinem Zimmer stürzend. „Herr Gott des Himmels und der Erden!" rief Herr Elias, indem er an seiner Perücke rückte und zupfte — „Christina! — Christina!" — schrie er dann, daß es weit im Hause schallte. „Christina — abscheuliche Person, mißratene Tochter!" Die Komptoirdiener stürzten heraus mit erschrockenen Gesichtern, der Buchhalter fragte bestürzt: „Aber Herr Roos!" — Der schrie indessen immerfort: „Christina! — Christina!" — Mamsell Christina trat zur Hausthür hinein und fragte, nachdem sie ihren breiten Strohhut etwas gelüftet hatte, lächelnd, warum denn der Herr Vater so ungemein brülle. — „Solches unnützes Weglaufen verbitte ich mir", fuhr Herr Elias auf sie los; „der Schwiegersohn ist ein melancholischer Mensch und in der Eifersucht türkisch gesinnt. Man bleibe fein zu Hause, sonst geschieht noch ein Unglück. Da sitzt nun der Associé drinnen und heult und greint über die vagabondierende Braut." Christina sah verwundert den Buchhalter an, der zeigte aber mit bedeutendem Blick ins Komptoir hinein nach dem Glas-

schrank, wo Herr Roos das Zimtwasser aufzubewahren pflegte. „Man gehe hinein und tröste den Bräutigam", sagte er davonschreitend. Christina begab sich auf ihr Zimmer, um sich nur ein wenig umzukleiden, die Wäsche herauszugeben, mit der Köchin das Nötige wegen des Sonntagbratens zu verabreden und sich nebenher einige Stadtneuigkeiten erzählen zu lassen, dann wollte sie gleich sehen, was dem Bräutigam denn eigentlich fehle.

Du weißt, lieber Leser! daß wir alle in Traugotts Lage unsere bestimmten Stadien durchmachen müssen, wir können nicht anders. — Auf die Verzweiflung folgt ein dumpfes betäubtes Hinbrüten, in dem die Krisis eintritt, und dann geht es über zu milderem Schmerz, in dem die Natur ihre Heilmittel wirkungsvoll anzubringen weiß. —

In diesem Stadium des wehmütigen, wohlthuenden Schmerzes saß nun Traugott nach einigen Tagen auf dem Karlsberge und sah wieder in die Meereswellen, in die grauen Nebelwolken, die über Hela lagen. Aber nicht wie damals wollte er seiner künftigen Tage Schicksal erspähen; verschwunden war alles, was er gehofft, was er geahnt. „Ach", sprach er, „bittre, bittre Täuschung war mein Beruf zur Kunst; Felicitas war das Trugbild, das mich verlockte, zu glauben an das, das nirgends lebte als in der wahnwitzigen Phantasie eines Fieberkranken. — Es ist aus! — ich gebe mich! — zurück in den Kerker! — es sei beschlossen!" — Traugott arbeitete wieder im Komptoir, und der Hochzeitstag mit Christina wurde aufs neue angesetzt. Tages vorher stand Traugott im Artushof und schaute nicht ohne innere herzzerschneidende Wehmut die verhängnisvollen Gestalten des alten Bürgermeisters und seines Pagen an, als ihm der Mäkler, an den Berklinger damals das Papier verkaufen wollte, ins Auge fiel. Ohne sich zu besinnen, beinahe unwillkürlich, schritt er auf ihn zu, fragend: „Kannten Sie wohl den wunderlichen Alten mit schwarzem, krausem Bart, der vor einiger Zeit hier mit einem schönen Jüngling zu erscheinen pflegte?" — „Wie wollte ich nicht", antwortete der Mäkler, „das war der alte verrückte Maler

Gottfried Berklinger." — „Wissen Sie denn nicht", fragte Traugott weiter, „wo er geblieben ist, wo er sich jetzt aufhält?" — „Wie wollte ich nicht", erwiderte der Mäkler; „der sitzt mit seiner Tochter schon seit geraumer Zeit ruhig in Sorrent." — „Mit seiner Tochter Felicitas?" rief Traugott so heftig und laut, daß alle sich nach ihm umdrehten. „Nun ja", fuhr der Mäkler ruhig fort, „das war ja eben der hübsche Jüngling, der dem Alten beständig folgte. Halb Danzig wußte, daß das ein Mädchen war, ungeachtet der alte verrückte Herr glaubte, kein Mensch würde das vermuten können. Es war ihm prophezeit worden, daß, sowie seine Tochter einen Liebesbund schlösse, er eines schmählichen Todes sterben müsse, darum wollte er, daß niemand etwas von ihr wissen solle, und brachte sie als Sohn in Kurs." — Erstarrt blieb Traugott stehen, dann rannte er durch die Straßen — fort durch das Thor ins Freie, ins Gebüsch hinein, laut klagend: „Ich Unglückseliger! — Sie war es, sie war es selbst, neben ihr habe ich gesessen tausendmal — ihren Atem eingehaucht, ihre zarten Hände gedrückt — in ihr holdes Auge geschaut — ihre süßen Worte gehört! — und nun ist sie verloren! — Nein! — nicht verloren. Ihr nach in das Land der Kunst! — ich erkenne den Wink des Schicksals! — Fort — fort nach Sorrent!" — — Er lief zurück nach Hause. Herr Elias Roos kam ihm in den Wurf, den packte er und riß ihn fort ins Zimmer. „Ich werde Christinen nimmermehr heiraten", schrie er, „sie sieht der Voluptas, ähnlich und der Luxuries, und hat Haare wie die Ira, auf dem Bilde im Artushof. O Felicitas, Felicitas! — holde Geliebte — wie streckst du so sehnend die Arme nach mir aus! — ich komme! — ich komme! Und daß Sie es nur wissen, Elias", fuhr er fort, indem er den bleichen Kaufherrn aufs neue packte, „niemals sehen Sie mich wieder in Ihrem verdammten Komptoir. Was scheren mich Ihre vermaledeiten Hauptbücher und Strazzen, ich bin ein Maler, und zwar ein tüchtiger, Berklinger ist mein Meister, mein Vater, mein alles, und Sie sind nichts, gar nichts!" — Und damit schüttelte er den Elias; der

schrie aber über alle Maßen: „Helft! helft! — herbei ihr Leute — helft! der Schwiegersohn ist toll geworden — der Associé wütet — helft! helft!“ — Alles aus dem Komptoir lief herbei; Traugott hatte den Elias losgelassen und war erschöpft auf den Stuhl gesunken. Alle drängten sich um ihn her; als er aber plötzlich aufsprang und mit wildem Blicke rief: „Was wollt ihr?“ da fuhren sie in einer Reihe, Herrn Elias in der Mitte, zur Thür hinaus. Bald darauf raschelte es draußen wie von seidenen Gewändern und eine Stimme fragte: „Sind Sie wirklich verrückt geworden, lieber Herr Traugott, oder spaßen Sie nur?“ Es war Christina. — „Keineswegs bin ich toll geworden, lieber Engel“, erwiderte Traugott, „aber ebensowenig spaße ich. Begeben Sie sich nur zur Ruhe, Teure, mit der morgenden Hochzeit ist es nichts, heiraten werde ich Sie nun und nimmermehr!“ — „Es ist auch gar nicht vonnöten“, sagte Christina sehr ruhig, „Sie gefallen mir so nicht sonderlich seit einiger Zeit, und gewisse Leute werden es ganz anders zu schätzen wissen, wenn sie mich, die hübsche reiche Mamsell Christina Roos, heimführen können als Braut! — Adieu!“ Damit rauschte sie fort. — „Sie meint den Buchhalter“, dachte Traugott. Ruhiger geworden, begab er sich zu Herrn Elias und setzte es ihm bündig auseinander, daß mit ihm nun einmal weder als Schwiegersohn noch als Associé etwas anzufangen sei. Herr Elias fügte sich in alles und versicherte herzlich froh im Komptoir einmal übers andere, daß er Gott danke, den aberwitzigen Traugott los zu sein, als dieser schon weit — weit von Danzig entfernt war.

Das Leben ging dem Traugott auf in neuem herrlichen Glanze, als er sich endlich in dem ersehnten Lande befand. In Rom nahmen ihn die deutschen Künstler auf in den Kreis ihrer Studien, und so geschah es, daß er dort länger verweilte, als es die Sehnsucht, Felicitas wiederzufinden, von der er bis jetzt rastlos fortgetrieben wurde, zuzulassen schien. Aber milder war diese Sehnsucht geworden, sie gestaltete sich im Innern wie ein wonnevoller Traum, dessen duftiger Schimmer sein ganzes Leben

umfloß, so daß er all sein Thun und Treiben, das Üben seiner Kunst dem höhern überirdischen Reiche seliger Ahnungen zugewandt glaubte. Jede weibliche Gestalt, die er mit wackrer Kunstfertigkeit zu schaffen wußte, hatte die Züge der holden Felicitas. Den jungen Malern fiel das wunderliebliche Gesicht, dessen Original sie vergebens in Rom suchten, nicht wenig auf; sie bestürmten Traugott mit tausend Fragen, wo er denn die Holde geschaut. Traugott trug indessen Scheu, seine seltsame Geschichte von Danzig her zu erzählen, bis endlich einmal nach mehreren Monaten ein alter Freund aus Königsberg, Namens Matuszewski[1], der in Rom sich auch der Malerei ganz ergeben hatte, freudig versicherte: er habe das Mädchen, das Traugott in all seinen Bildern abkonterfeie, in Rom erblickt. Man kann sich Traugotts Entzücken denken; länger verhehlte er nicht, was ihn so mächtig zur Kunst, so unwiderstehlich nach Italien getrieben, und man fand Traugotts Abenteuer in Danzig so seltsam und anziehend, daß alle versprachen, eifrig der verlorenen Geliebten nachzuforschen. Matuszewskis Bemühungen waren die glücklichsten, er hatte bald des Mädchens Wohnung ausgeforscht und noch überdies erfahren, daß sie wirklich die Tochter eines alten armen Malers sei, der eben die Wände in der Kirche Trinita del Monte anstreiche. Das traf nun alles richtig zu. Traugott eilte sogleich mit Matuszewski nach jener Kirche und glaubte wirklich in dem Maler, der auf einem sehr hohen Gerüste stand, den alten Berklinger zu erkennen. Von dort eilten die Freunde, ohne von dem Alten bemerkt zu sein, nach seiner Wohnung. „Sie ist es“, rief Traugott, als er des Malers Tochter erblickte, die, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, auf dem Balkon stand. „Felicitas! — meine Felicitas!“ so laut aufjauchzend, stürzte Traugott ins Zimmer. Das Mädchen blickte ihn ganz erschrocken an. Sie hatte die Züge der Felicitas, sie war es aber nicht. Mit tausend Dolchen durchbohrte die bittre Täuschung des armen Traugotts wunde Brust.

---

[1] Vgl. die Allg. Einl., S. 12.

— Matuszewski erklärte in wenigen Worten dem Mädchen alles. Sie war in holder Verschämtheit mit hochroten Wangen und niedergeschlagenen Augen gar wunderlieblich anzuschauen, und Traugott, der sich schnell erst wieder entfernen wollte, blieb, als er nur noch einen schmerzhaften Blick auf das anmutige Kind geworfen, wie von sanften Banden festgehalten stehen. Der Freund wußte der hübschen Dorina allerlei Angenehmes zu sagen und so die Spannung zu mildern, in die der wunderliche Auftritt sie versetzt hatte. Dorina zog „ihrer Augen dunklen Fransenvorhang" auf und schaute die Fremden mit süßem Lächeln an, indem sie sprach: der Vater werde bald von der Arbeit kommen und sich freuen, deutsche Künstler, die er sehr hochachte, bei sich zu finden. Traugott mußte gestehen, daß außer Felicitas kein Mädchen so ihn im Innersten aufgeregt hatte als Dorina. Sie war in der That beinahe Felicitas selbst, nur schienen ihm die Züge stärker, bestimmter sowie das Haar dunkler. Es war dasselbe Bild, von Raffael und von Rubens gemalt. — Nicht lange dauerte es, so trat der Alte ein, und Traugott sah nun wohl, daß die Höhe des Gerüstes in der Kirche, auf dem der Alte stand, ihn sehr getäuscht hatte. Statt des kräftigen Berklinger war dieser alte Maler ein kleinlicher, magerer, furchtsamer, von Armut gedrückter Mann. Ein trügerischer Schlagschatten hatte in der Kirche seinem glatten Kinn Berklingers schwarzen krausen Bart gegeben. Im Kunstgespräch entwickelte der Alte gar tiefe praktische Kenntnisse, und Traugott beschloß, eine Bekanntschaft fortzusetzen, die, im ersten Moment so schmerzlich, nun immer wohlthuender wurde. Dorina, die Anmut, die kindliche Unbefangenheit selbst, ließ deutlich ihre Neigung zu dem jungen deutschen Maler merken. Traugott erwiderte das herzlich. Er gewöhnte sich so an das holde funfzehnjährige Mädchen, daß er bald ganze Tage bei der kleinen Familie zubrachte, seine Werkstätte in die geräumige Stube, die neben ihrer Wohnung leer stand, verlegte und endlich sich zu ihrem Hausgenossen machte. So verbesserte er auf zarte Weise ihre ärmliche Lage durch seinen

Wohlstand, und der Alte konnte nicht anders denken, als Traugott werde Dorina heiraten, welches er ihm denn unverhohlen äußerte. Traugott erschrak nicht wenig, denn nun erst dachte er deutlich daran, was aus dem Zweck seiner Reise geworden. Felicitas stand ihm wieder lebhaft vor Augen, und doch war es ihm, als könne er Dorina nicht lassen. — Auf wunderbare Weise konnte er sich den Besitz der entschwundenen Geliebten als Frau nicht wohl denken. Felicitas stellte sich ihm dar als ein geistig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geistiges Inwohnen der Geliebten — niemals physisches Haben und Besitzen. — Aber Dorina kam ihm oft in Gedanken als sein liebes Weib, süße Schauer durchbebten ihn, eine sanfte Glut durchströmte seine Adern, und doch dünkte es ihm Verrat an seiner ersten Liebe, wenn er sich mit neuen unauflöslichen Banden fesseln ließe. So kämpften in Traugotts Innerm die widersprechendsten Gefühle, er konnte sich nicht entscheiden, er wich dem Alten aus. Der glaubte aber, Traugott wolle ihn um sein liebes Kind betrügen. Dazu kam, daß er von Traugotts Heirat schon als von etwas Bestimmten gesprochen, und daß er nur in dieser Meinung das vertrauliche Verhältnis Dorinas mit Traugott, das sonst das Mädchen in übeln Ruf bringen mußte, geduldet hatte. Das Blut des Italieners wallte auf in ihm, und er erklärte dem Traugott eines Tages bestimmt, daß er entweder Dorina heiraten, oder ihn verlassen müsse, da er auch nicht eine Stunde länger den vertraulichen Umgang dulden werde. Traugott wurde von dem schneidendsten Ärger und Verdruß ergriffen. Der Alte kam ihm vor wie ein gemeiner Kuppler, sein eignes Thun und Treiben schien ihm verächtlich, daß er jemals von Felicitas gelassen, sündhaft und abscheulich. — Der Abschied von Dorina zerriß ihm das Herz, aber er wand sich gewaltsam los aus den süßen Banden. Er eilte fort nach Neapel, nach Sorrent.

Ein Jahr verging in den strengsten Nachforschungen nach Berklinger und Felicitas, aber alles blieb vergebens, niemand

wußte etwas von ihnen. Eine leise Vermutung, die sich nur auf eine Sage gründete, daß ein alter deutscher Maler sich vor mehreren Jahren in Sorrent blicken lassen, war alles, was er erhaschen konnte. Wie auf einem wogenden Meer hin und her getrieben, blieb Traugott endlich in Neapel, und so wie er wieder die Kunst fleißiger trieb, ging auch die Sehnsucht nach Felicitas linder und milder in seiner Brust auf. Aber kein holdes Mädchen, war sie nur in Gestalt, Gang und Haltung Dorinen im mindesten ähnlich, sah er, ohne auf das schmerzlichste den Verlust des süßen lieben Kindes zu fühlen. Beim Malen dachte er niemals an Dorina, wohl aber an Felicitas: die blieb sein stetes Ideal. — Endlich erhielt er Briefe aus der Vaterstadt. Herr Elias Roos hatte, wie der Geschäftsträger meldete, das Zeitliche gesegnet, und Traugotts Gegenwart war nötig, um sich mit dem Buchhalter, der Mamsell Christina geheiratet und die Handlung übernommen hatte, auseinanderzusetzen. Auf dem nächsten Wege eilte Traugott nach Danzig zurück. — Da stand er wieder im Artushof an der Granitsäule dem Bürgermeister und Pagen gegenüber, er gedachte des wunderbaren Abenteuers, das so schmerzlich in sein Leben gegriffen, und von tiefer hoffnungsloser Wehmut befangen, starrte er den Jüngling an, der ihn wie mit lebendigen Blicken zu begrüßen und mit holder süßer Stimme zu lispeln schien: „So konntest du doch von mir nicht lassen!“

„Seh' ich denn recht? sind Ew. Edlen wirklich wieder da und frisch und gesund, gänzlich geheilt von der bösen Melancholie?“ — So quäkte eine Stimme neben Traugott, es war der bekannte Mäkler. „Ich habe sie nicht gefunden“, sprach Traugott unwillkürlich. — „Wen denn? wen haben Ew. Edlen nicht gefunden?“ fragte der Mäkler. — „Den Maler Godofredus Berklinger und seine Tochter Felicitas“, erwiderte Traugott; „ich habe sie in ganz Italien gesucht, in Sorrent wußte kein Mensch etwas von ihnen.“ Da sah ihn der Mäkler an mit starren Blicken und stammelte: „Wo haben Ew. Edlen den Maler und die Felicitas

gesucht? — in Italien? in Neapel? in Sorrent?" — „Nun ja doch, freilich!" rief Traugott voll Ärger. Da schlug aber der Mäkler einmal übers andere die Hände zusammen und schrie immer dazwischen: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte! aber Herr Traugott, Herr Traugott!" — „Nun, was ist denn da viel sich darüber zu verwundern", sagte dieser; „gebärden Sie sich nur nicht so närrisch. Um der Geliebten willen reiset man wohl nach Sorrent. — Ja, ja! ich liebte die Felicitas und zog ihr nach." Aber der Mäkler hüpfte auf einem Beine und schrie immer fort: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte!" bis ihn Traugott festhielt und mit ernstem Blick fragte: „Nun so sagen Sie doch nur um des Himmels willen, was Sie so seltsam finden?" — „Aber Herr Traugott", fing endlich der Mäkler an, „wissen Sie denn nicht, daß der Herr Aloysius Brandstetter, unser verehrter Ratsherr und Gildeältester, sein kleines Landhaus dicht am Fuß des Karlsberges, im Tannenwäldchen, nach Konradshammer[1] hin, Sorrent genannt hat? Der kaufte dem Berklinger seine Bilder ab und nahm ihn nebst Tochter ins Haus, das heißt nach Sorrent hinaus. Da haben sie gewohnt jahrelang, und Sie hätten, verehrter Herr Traugott, standen Sie nur mit Ihren beiden lieben Füßen mitten auf dem Karlsberge, in den Garten hineinschauen und die Mamsell Felicitas in wunderlichen altdeutschen Weiberkleidern wie auf jenen Bildern dort herumwandeln sehn können, brauchten gar nicht nach Italien zu reisen. Nachher ist der Alte — doch das ist eine traurige Geschichte!" — „Erzählen Sie", sprach Traugott dumpf. — „Ja", fuhr der Mäkler fort, „der junge Brandstetter kam von England zurück, sah die Mamsell Felicitas und verliebte sich in dieselbe. Er überraschte die Mamsell im Garten, fiel romanhafterweise vor ihr auf beide Knie und schwur, daß er sie heiraten und aus der tyrannischen Sklaverei ihres Vaters befreien wollte. Der Alte stand, ohne daß es die jungen Leute bemerkt hatten, dicht hinter ihnen, und

[1] Dorf in der Nähe von Danzig

in dem Augenblick, als Felicitas sprach: ‚Ich will die Ihrige sein‘, fiel er mit einem dumpfen Schrei nieder und war mausetot. Er soll sehr häßlich ausgesehen haben — ganz blau und blutig, weil ihm, man weiß nicht wie, eine Pulsader gesprungen war. Den jungen Herrn Brandstetter konnte die Mamsell Felicitas nachher gar nicht mehr leiden und heiratete endlich den Hof- und Kriminalrat Mathesius in Marienwerder. Ew. Edlen können die Frau Kriminalrätin besuchen aus alter Anhänglichkeit. Marienwerder ist doch nicht so weit als das wahrhaft italienische Sorrent. Die liebe Frau soll sich wohl befinden und diverse Kinder in Kurs gesetzt haben.“ Stumm und starr eilte Traugott von dannen. Dieser Ausgang seines Abenteuers erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen. „Nein, sie ist es nicht“, rief er, „sie ist es nicht — nicht Felicitas, das Himmelsbild, das in meiner Brust ein unendlich Sehnen entzündet, dem ich nachzog in ferne Lande, es vor mir und immer vor mir erblickend, wie meinen in süßer Hoffnung funkelnden, flammenden Glücksstern! — Felicitas! — Kriminalrätin Mathesius, ha, ha, ha! — Kriminalrätin Mathesius!“ — Traugott, von wildem Jammer erfaßt, lachte laut auf und lief wie sonst durchs Olivaer Thor[1], durch Langfuhr bis auf den Karlsberg. Er schaute hinein in Sorrent, die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Ach“, rief er, „wie tief, wie unheilbar tief verletzt dein bittrer Hohn, du ewig waltende Macht, des armen Menschen weiche Brust! Aber nein, nein! was klagt das Kind über heillosen Schmerz, das in die Flamme greift, statt sich zu laben an Licht und Wärme! — Das Geschick erfaßte mich sichtbarlich, aber mein getrübter Blick erkannte nicht das höhere Wesen, und vermessen wähnte ich, das, was vom alten Meister geschaffen, wunderbar zum Leben erwacht auf mich zutrat, sei meinesgleichen, und ich könne es herabziehen in die klägliche Existenz des irdischen Augenblicks. Nein,

[1] Jetzt abgebrochenes Thor im Nordwesten von Danzig nach Oliva zu (vgl. S. 281, Anm. 1); Langfuhr, das in derselben Richtung wie Oliva liegt, ist eine von Danzig ganz getrennte Vorstadt.

nein, Felicitas, nie habe ich dich verloren, du bleibst mein immerdar, denn du selbst bist ja die schaffende Kunst, die in mir lebt. Nun — nun erst habe ich dich erkannt. Was hast du, was habe ich mit der Kriminalrätin Mathesius zu schaffen! — Ich meine, gar nichts!" — „Ich wüßte auch nicht, was Sie, verehrter Herr Traugott, mit der zu schaffen haben sollten", fiel hier eine Stimme ein. — Traugott erwachte aus einem Traum. Er befand sich, ohne zu wissen auf welche Weise, wieder im Artushofe an die Granitsäule gelehnt. Der, welcher jene Worte gesprochen, war Christinens Eheherr. Er überreichte dem Traugott einen eben aus Rom angelangten Brief. Matuszewski schrieb:

„Dorina ist hübscher und anmutiger als je, nur bleich vor Sehnsucht nach Dir, geliebter Freund! Sie erwartet Dich stündlich, denn fest steht es in ihrer Seele, daß Du sie nimmer lassen könntest. Sie liebt Dich gar inniglich. Wann sehen wir Dich wieder?"

„Sehr lieb ist es mir", sprach Traugott, nachdem er dies gelesen, zu Christinens Eheherrn, „daß wir heute abgeschlossen haben, denn morgen reise ich nach Rom, wo mich eine geliebte Braut sehnlichst erwartet."

Inhalt.

Märchen.

Druckerei des Bibliographischen Instituts, Carl Meyer. — Leipzig.

[illegible]

Hoffmann, E. T. A.,

Hoffmanns Werke

Bd.: Erster Band

[1896]